



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

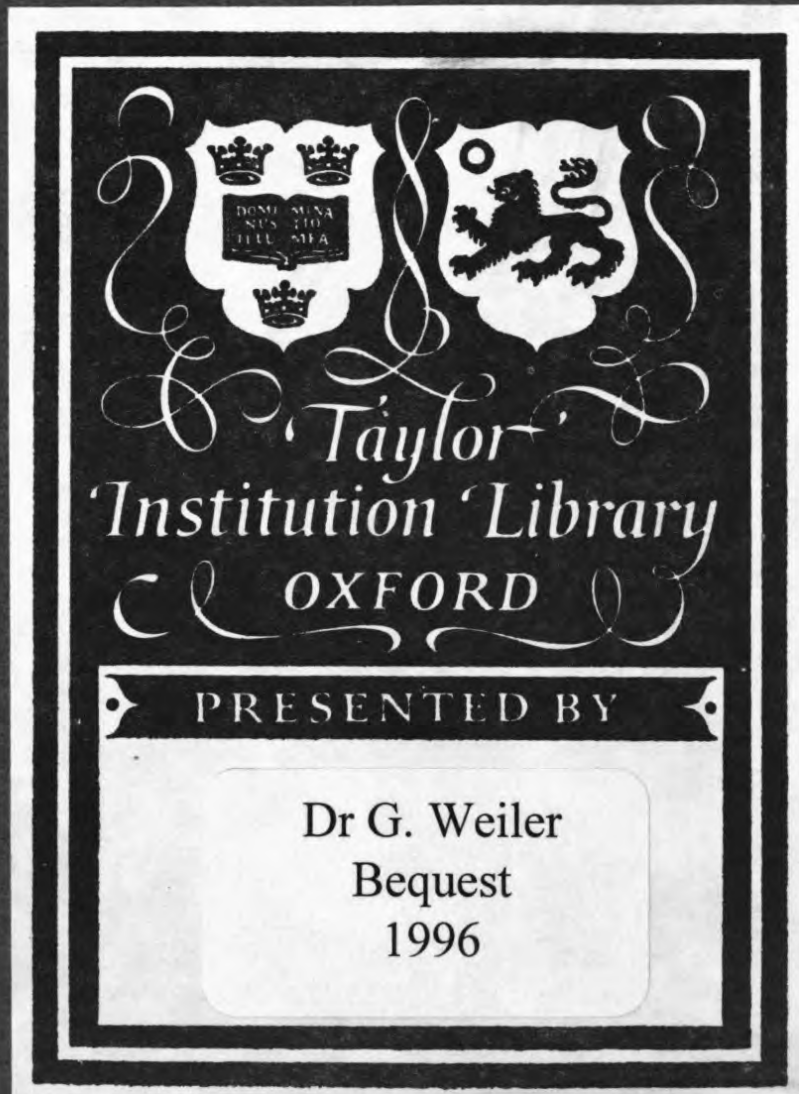
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



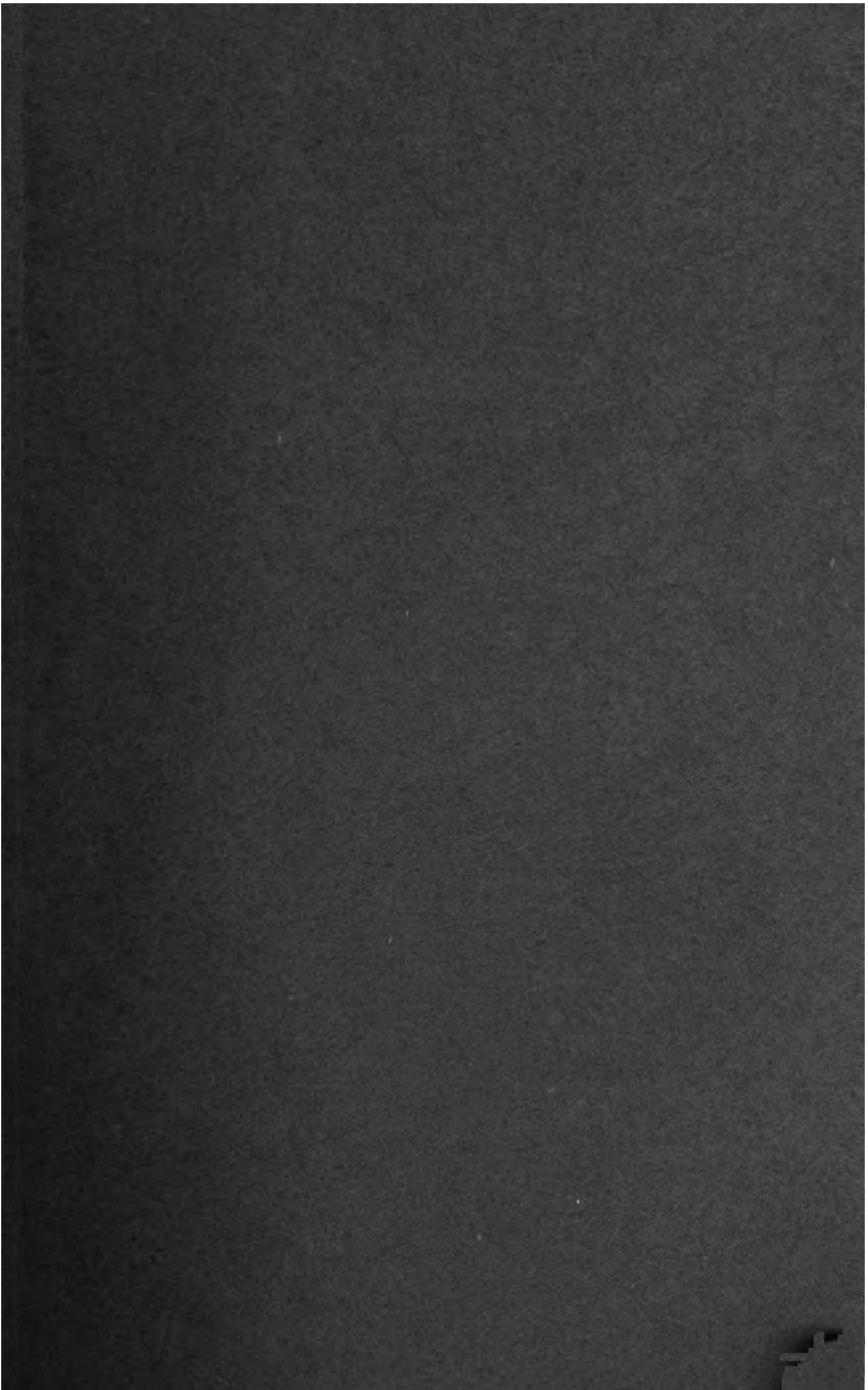




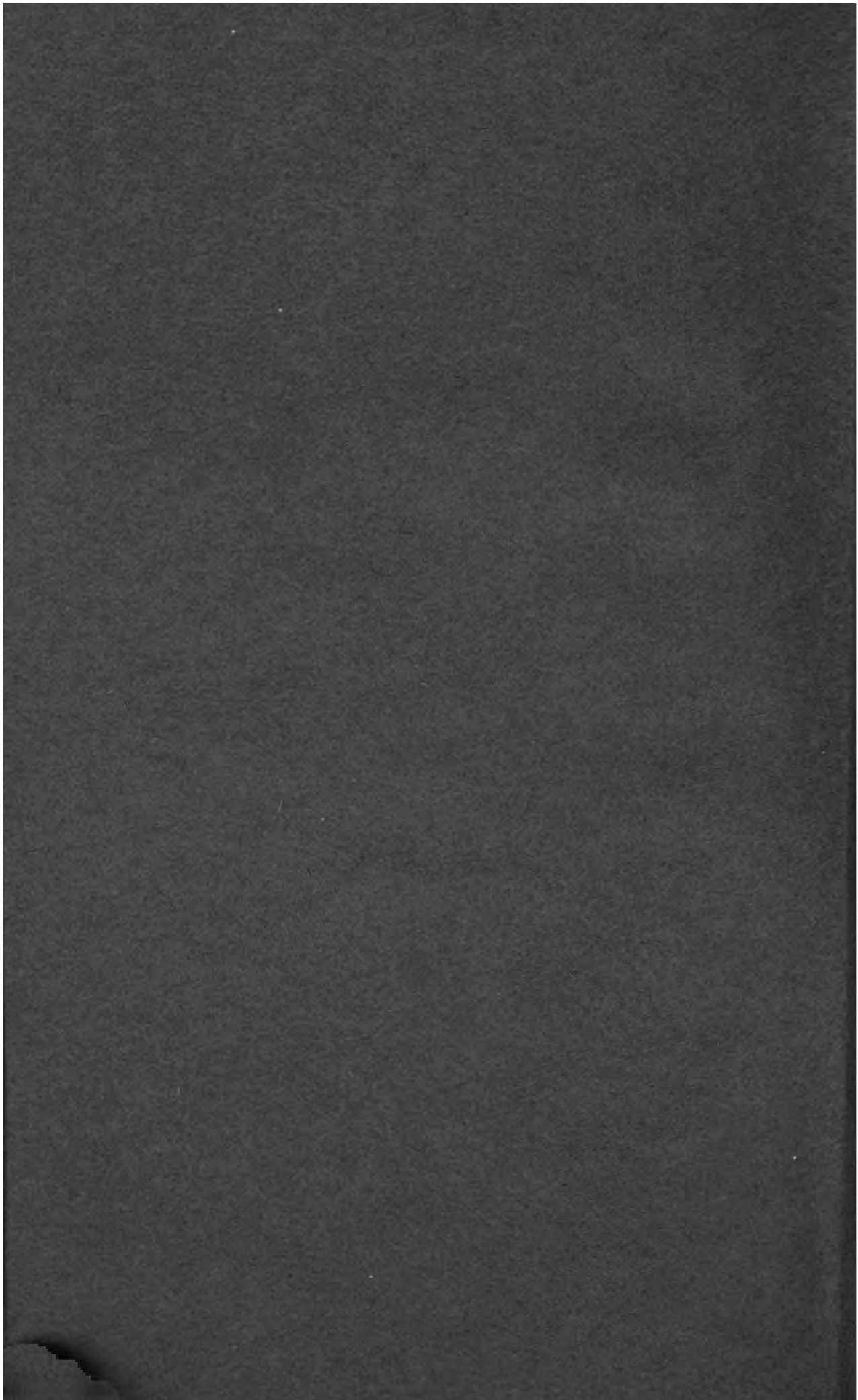
PRESENTED BY

Dr G. Weiler  
Bequest  
1996

Rep. G. 12597







**Folstoj-Werke**  
**I. Serie, Band 6**

5720



Leo N. Tolstoj  
Gesammelte Werke



I. Serie · Band 6

Von dem Verfasser  
genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld

Leo N. Tolstoj  
Novellen Band IV

Eheglück / Polikuschka / Leinwand-  
messer



3. Tausend

Verlegt  
bei Eugen Diederichs in Jena 1911



## Inhalt

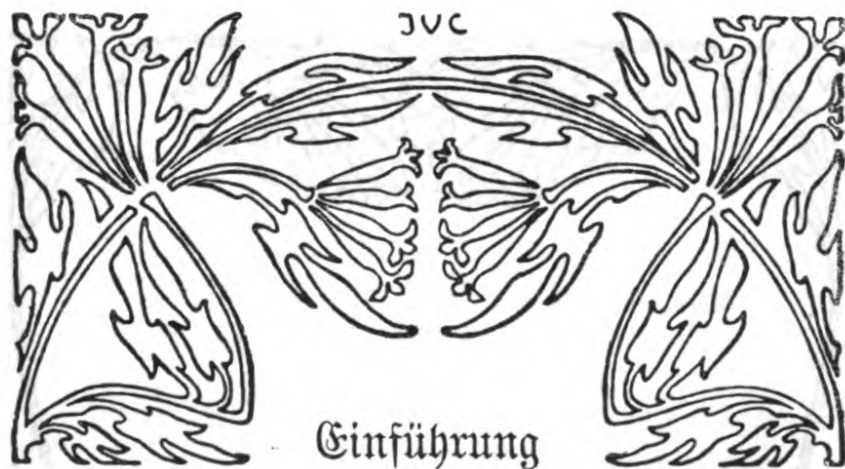
Eheglück .. .. .	1
Polifuscha .. ..	161
Leinwandmesser ..	273



# Gheglüch

Roman





Das Problem der Ehe hat Tolstoj von frühester Jugend bis in sein spätes Alter beschäftigt. Von den Träumen des jungen Gutsherrn, dem sich das Glück in einem verständnisvollen Zusammenleben mit einer an Geist und Gemüt reich begabten Genossin darstellt, bis zu der lodernden Predigt gegen die Unkeuschheit in der Ehe, wie sie die Kreuzersonate exzentrisch, aber unterstützt von einer gewaltigen Dichterkraft, zum Ausdruck bringt, führt ein langer aber gerader Weg. Inmitten dieses Weges, auf der Mittagshöhe seines Lebens und Schaffens zugleich, entsteht dem Dichter als Betrachtung des Schicksals, das seiner selbst wartet, die duftigste seiner Erzählungen: Eheglück.

Leo Tolstoj war ein Altersgenosse der Mutter von Sofia Behrs, die seine Liebe gewonnen hatte, und der grübelnde Mann mochte sich oft zagend die Frage vorlegen, ob es ein dauerndes Glück geben könne zwischen ihm und ihr. (S. mein Buch: Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Erster Teil, 247 ff. 264 ff.)

Eheglück ist gewissermaßen ein Zukunftstraum, die Schilderung dessen, wie es sich dereinst gestalten könnte, wenn der Mann, der die erste Jugend schon hinter sich hat, das jugendliche Mädchen heimführt, das knospend an seiner Seite aufwächst.

In der Dichtung sind, um der stärkeren Kontrastwirkung willen, die Verhältnisse der Wirklichkeit verändert. Sergej Michajlowitsch ist in der Erzählung ein Freund

des Vaters, nicht der Mutter; stand der Dichter im Leben verwaist da, seinem Ebenbild im Eheglück giebt er eine Mutter zur Seite; und hatte seine jugendliche Liebe in der Wirklichkeit das Glück, beide Eltern zu besitzen, das Seelenleben des Weibes, das in allen Stadien erschöpft werden sollte, ließ sich tiefer erfassen, wenn Marja Aleksandrowna auf sich allein gestellt war.

Der Gedanke der Erzählung, der besonders in ihren letzten Theilen deutlich ausgesprochen wird, ist ohne das Maßlose und Asketische der Kreuzersonate zu streifen, doch nah verwandt mit der Idee der dreißig Jahre später entstandenen Tendenzdichtung.

Das Glück des Liebesrausches ist ein vorübergehendes. Es ist an die Jugendzeit gebunden und wandelt sich mit dem Fortschritt der Jahre in ein Gefühl der Dankbarkeit und Zusammengehörigkeit. Um in diesem veränderten Glück Genüge zu finden, muß man die Erregungen der Jugend hinter sich haben. Aber das veränderte Glück ist kein geringeres. Es vereinigt die Liebenden neu in der Zukunft ihres Kindes, während sie bisher in dem eignen Zusammenleben den Kreis ihrer Empfindungen und Wünsche beschlossen sahen. Eheglück ist nicht der Rausch der ersten Liebe, sondern die dauernde Gemeinsamkeit in der Sorge um das Kind, die dem Zusammenleben der Eltern die Weihe giebt.

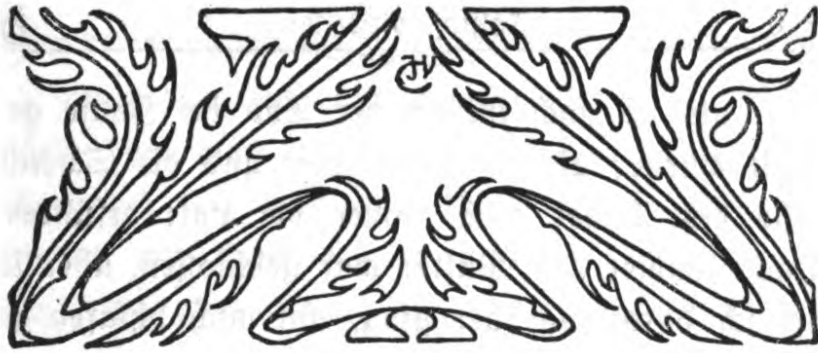
Dieser Gedanke wird frei von jeder Einseitigkeit und mit überzeugender Folgerichtigkeit durch die schlichte Schilderung von Thatsachen entwicelt. Diese beiden Menschen, die wiederum die Vertreter von Tausenden und Aber-tausenden sein können, mußten notwendig so sich zu einander verhalten. Da ist nichts von einem feststehenden Sittlichkeitsprinzip, das durch eine erfundene Handlung, durch erfundene Menschen bewiesen werden soll. Eine einfache Thatsache wird erzählt, so alltäglich, so unser Aller Gefühlsleben wiederpiegelnd, daß man ohne jeden Widerspruch, ganz an die Gestalten des Dichters und die erzählten Ereignisse hingegeben, zu gleichen Schlüssen mit ihm kommt.

Die folgende vortreffliche Uebersetzung von Claire von

Glümer ist die in Henze-Kurz' Novellenschatz erschienene. Ich habe sie mit der neuesten Auflage des Originals genau verglichen und hier und da manches geändert, wie ich hoffe, gebessert. Dadurch, daß Paul Henze das „Eheglück“ in seinen Novellenschatz aufgenommen hat, hat er diese Erzählung Tolstoj's als ein Meisterwerk anerkannt. Es verdient viel eher diese Auszeichnung, als die von Turgenjew als die beste russische Novelle bezeichneten „Kosaken“. Der russische Dichter war in seinem Urteil vielleicht mit von der Geringschätzung der Form beeinflusst, die den schöpferischen Geistern Rußlands eigen ist, der Meister der deutschen Novelle fand in „Eheglück“ neben den Vorzügen, die allen Werken Tolstoj's gemein sind, auch die vollendete Kunstform, die gerade in den Werken russischer Dichter, auch der größten, ein seltener Vorzug ist.

R. L.





## Erster Teil

### I

**W**ir trauerten um meine Mutter, die im Herbst gestorben war, und lebten — Katja, Ssonja und ich — den ganzen Winter allein auf dem Lande.

Katja war eine alte Freundin unseres Hauses, unsere Gouvernante, die uns alle groß gezogen hatte und die ich kannte und liebte, so lange ich zurückzudenken vermag. Ssonja war meine jüngere Schwester. Der Winter, den wir in Pokrowskoje, unserm alten Landhause, zubrachten, war düster und traurig. Es war kalt, der Wind fegte den Schnee in dichten Haufen hoch an den Fenstern hinauf; die Scheiben blieben gewöhnlich dicht zugefroren, und wir gingen und fuhren fast nirgends hin. Besuche kamen selten, und die wenigen, die sich einfanden, brachten weder Heiterkeit, noch Unterhaltung in unser Haus. Alle hatten traurige Gesichter, alle sprachen leise, als ob sie jemand zu wecken fürchteten, sie lachten nie, seufzten und weinten oft, wenn sie mich und besonders die kleine Ssonja in ihrem schwarzen Kleidchen ansahen. Es

war, als ob noch immer der Tod im Hause gefühlt würde; als ob die Trauer und die Schrecken des Todes noch immer die Luft erfüllten. Das Zimmer der Mutter war geschlossen, aber so oft ich daran vorüber ging, um mich schlafen zu legen, war mir zu Mut, als ob mich etwas in das öde, kalte Gemach hineinzöge.

Ich war damals siebzehn Jahre alt, und die Mutter wollte gerade in dem Jahre, in dem sie starb, in die Stadt übersiedeln, um mich in die Gesellschaft einzuführen. Der Verlust der Mutter war ein großes Unglück für mich, aber ich muß bekennen, daß ich in allem Kummer um sie auch das schmerzliche Gefühl hatte, jung und — wie alle sagten — hübsch zu sein, und nun schon den zweiten Winter in tödlicher Einsamkeit auf dem Lande zubringen zu müssen. Nach und nach erreichte die aus Gram, Einsamkeit und einfacher Längeweile gemischte Empfindung einen solchen Grad, daß ich das Zimmer nicht mehr verließ, das Klavier nicht mehr öffnete und kein Buch mehr zur Hand nahm. Wenn mir Katja zuredete, mich mit diesem oder jenem zu beschäftigen, gab ich zur Antwort: Ich habe keine Lust — ich kann nicht! — und im Herzen fragte eine Stimme: Warum? . . . warum etwas thun, wenn meine beste Lebenszeit so nutzlos vorübergeht? warum? . . . Und auf dies „Warum“ hatte ich keine andere Antwort als Thränen.



Ich hörte die Leute sagen, daß ich mager würde und mich zu meinem Nachteil veränderte; aber auch das ließ mich gleichgültig. Was lag daran? wer kümmerte sich darum? Mir war zu Mut, als ob mein ganzes Leben in dieser trostlosen Öde, dieser rettungslosen Langeweile verfließen müßte, und ihnen zu entfliehen, hatte ich für mich allein nicht die Kraft, ja nicht einmal den Wunsch. Zu Ende des Winters fing Katja an, für mich zu fürchten, und beschloß, mich sobald als möglich ins Ausland zu bringen. Aber dazu war Geld erforderlich, und wir wußten kaum, was uns nach dem Tode der Mutter geblieben war, und warteten von Tag zu Tag auf den Vormund, der unsere Angelegenheiten ordnen sollte.

Im März kam der Vormund.

Gott sei Dank! sagte Katja eines Tages, als ich wieder ohne Beschäftigung, ohne Gedanken, ohne Wünsche wie ein Schatten aus einer Ecke in die andere schlich. Ssergej Michajlowitsch ist angekommen. Er hat hergeschickt, sich nach uns erkundigen zu lassen, und wird zum Mittagessen hier sein. Nimm dich zusammen, liebe Maschetscha, fügte sie hinzu. Was soll er denn von dir denken? Er hat euch so lieb! er hat alle so lieb gehabt.

Ssergej Michajlowitsch war einer unserer Nachbarn und ein Freund meines verstorbenen Vaters, obwohl viel jünger als dieser. Abgesehen davon,

daß seine Ankunft unser Leben anders gestaltete und uns vielleicht die Möglichkeit gab, das Landgut zu verlassen, war ich von Kindheit an gewöhnt, ihn zu lieben und zu achten, und Katja wünschte, daß ich mich zusammennähme, weil sie erriet, daß es mir unter all meinen Bekannten am schmerzlichsten gewesen wäre, Ssergej Michajlowitsch gegenüber in ungünstigem Lichte zu erscheinen.

Und nicht allein, daß ich ihn, wie alle im Hause — von Katja und seinem Patzen Ssonja an bis zu dem letzten Pferdeknecht — lieb hatte; er besaß für mich noch eine besondere Bedeutung wegen einer Äußerung, die meine Mutter einst in meiner Gegenwart gethan. Sie sagte: einen solchen Mann hätte sie mir gewünscht. Damals fand ich das sonderbar, ja sogar unangenehm, mein Ideal sah ganz anders aus! Mein Ideal war jung, schlank, hager, blaß und schwermütig. Ssergej Michajlowitsch dagegen war kein Jüngling mehr, war groß, stark und, wie mir schien, immer vergnügt. Trotzdem aber kamen mir die Worte der Mutter häufig in den Sinn, und schon sechs Jahre früher, als ich elf Jahre alt war, er noch du zu mir sagte, mit mir spielte und mich Weilchen-Kind zu nennen pflegte, fragte ich mich zuweilen mit einer gewissen Angst, was ich thun würde, wenn er mich plötzlich heiraten wollte?

Kurz vor dem Mittagessen, dem Katja eine Mehlspeise, Crème und Spinatsauce zugefügt hatte,

kam Ssergej Michajlowitsch. Ich sah ihn durchs Fenster, als er sich in einem kleinen Schlitten dem Hause näherte, eilte, sobald er um die Ecke bog, in den Salon und wollte mich stellen, als ob ich nicht auf ihn gewartet hätte. Als ich aber im Vorzimmer das Stampfen seiner Füße, seine laute Stimme und Katjas Schritte hörte, hielt ich's nicht aus und ging ihm entgegen.

Er hielt Katjas Hand, sprach laut und lächelte; sobald er mich sah, verstummte er, blieb stehen und blickte mich eine Weile an, ohne mich zu grüßen. Mir wurde unbehaglich zu Mut, und ich fühlte, daß ich errötete.

Ach! ist's möglich! . . . Sie sind's! sagte er dann in seiner einfachen herzlichen Weise, indem er mit ausgestreckten Händen auf mich zukam. Ist's möglich, sich so zu verändern? Wie Sie gewachsen sind! . . . Das soll unser Weilchen sein? Es ist eine volle Rose geworden.

Mit seiner großen Hand ergriff er die meinige und drückte sie so fest, so herzlich, beinahe schmerzhaft. Ich glaubte, er würde mir die Hand küssen, und hatte mich schon zu ihm geneigt, aber er drückte mir noch einmal die Hand und sah mir mit seinem festen, heitern Blick gerade in die Augen.

Ich hatte ihn seit sechs Jahren nicht gesehen. Ich fand ihn sehr verändert. Er war älter, dunkler geworden und trug einen starken Bart, der ihm nicht gut stand; aber er hatte dasselbe einfache,

offene, ehrliche Wesen wie früher, und dasselbe Gesicht mit den kräftigen Zügen, den klugen bligenden Augen und dem freundlichen, beinahe kindlichen Lächeln.

Nach fünf Minuten hatte er aufgehört unser Gast zu sein und war für uns alle ein Familienglied, selbst für unsere Leute, deren Dienstleister bewies, wie sehr sie sich über seine Ankunft freuten.

Er benahm sich nicht wie unsere anderen Nachbarn, die, wenn sie nach dem Tode unserer Mutter kamen, für nötig hielten, zu schweigen und zu weinen, so lange sie bei uns blieben; er war im Gegenteil gesprächig, heiter und erwähnte die Mutter mit keinem Worte, so daß ich diese Gleichgültigkeit anfangs sonderbar und von einem so nahestehenden Freunde sogar unpassend fand. Später aber sah ich ein, daß es nicht Gleichgültigkeit, sondern Aufrichtigkeit war, und dankte ihm dafür. Abends setzte sich Katja zum Thee einrichten auf den alten Platz im Salon, wie es bei Mama der Fall gewesen war; ich und Sonja setzten uns neben sie; der alte Grigorij brachte Ssergej Michajlowitsch eine von des Vaters Pfeifen, und wie in früheren Zeiten fing er an, im Zimmer hin- und herzugehen.

Wie viele traurige Veränderungen hier im Hause . . . wenn ich bedenke! sagte er, indem er stehen blieb.

Ja! antwortete Katja mit einem Seufzer, deckte

den Samowar zu und machte ein Gesicht, als ob sie weinen wollte.

Sie erinnern sich wohl Ihres Vaters? fragte er, zu mir gewandt.

Wenig! gab ich zur Antwort.

Wie gut wäre es jetzt für Sie, wenn Sie ihn hätten! sagte er leise und nachdenklich, indem er auf meine Stirn niedersah. Ich habe Ihren Vater sehr lieb gehabt, fügte er noch leiser hinzu, und ein feuchter Glanz schien in seine Augen zu kommen.

Der liebe Gott hat ihn uns genommen! rief Katja, legte die Serviette auf die Theekanne und fing an zu weinen.

Ja, schreckliche Veränderungen sind hier vorgegangen, wiederholte er und wandte sich ab. Ssonja, zeige mir deine Spielsachen, sagte er nach einer Pause und ging in den Saal hinaus. Mit Augen voll Thränen sah ich Katja an, als er herausging.

Das ist ein treuer Freund! sagte sie.

Und in der That wurde mir eigentümlich wohl und warm zu Mut bei dem Mitgefühl dieses fremden, guten Menschen.

Aus dem Saale klang Ssonjas Stimmchen und sein Scherzen mit ihr zu uns herein. Ich schickte ihm den Thee, und dann hörten wir, daß er sich ans Klavier setzte und mit Ssonjas Händchen auf die Tasten schlug.



Maria Alexandrowna, rief er nach einer Weile, bitte kommen Sie her, spielen Sie etwas.

Es freute mich, daß er so einfach, freundschaftlich-befehlerisch mit mir umging; ich stand auf und ging zu ihm.

Spielen Sie dies, sagte er, indem er in einem Hefte das Adagio der Beethovenschen Sonate quasi una fantasia aufschlug. Lassen Sie sehen, wie Sie spielen, fügte er hinzu, und begab sich mit seinem Theegläse an das andere Ende des Saals.

Ich fühlte, ich weiß nicht warum, daß es unmöglich war, sein Verlangen abzuschlagen oder Vorbemerkungen über schlechtes Spielen zu machen. Gehorsam setzte ich mich ans Klavier und fing an zu spielen, so gut ich konnte; übrigens fürchtete ich sein Urteil, denn ich wußte, daß er ein Musik-Freund und Kenner war. Das Adagio sprach dieselben Gefühle der Erinnerung aus, die durch das Gespräch am Theetisch wachgerufen waren, und mein Spiel war, wie mir schien, nicht übel. Das Scherzo aber ließ er mich nicht spielen.

Nein, das spielen Sie nicht gut, sagte er herantretend. Lassen Sie's lieber . . . das Erste war nicht schlecht. Sie scheinen Verständnis für die Musik zu haben.

Dies maßvolle Lob erfreute mich so sehr, daß ich sogar errötete. Es war mir so neu und angenehm, daß der Freund und Genosse meines

Vaters ernsthaft und wie ein Gleichgestellter mit mir sprach, statt mich, wie früher, als Kind zu behandeln. Katja ging hinauf, Ssonja zu Bette zu bringen, und wir blieben allein im Saale.

Er erzählte mir von meinem Vater, wie er ihn kennen gelernt, und wie heiter sie miteinander verkehrt hatten, während ich noch bei meinen Schulbüchern und Spielsachen saß. In seinen Erzählungen trat mir mein Vater zum erstenmale einfach als liebenswürdiger Mensch entgegen, wie ich bis jetzt noch nicht gelernt hatte ihn anzusehen. Später fragte er mich über meine Liebhabereien, meine Lektüre aus, wollte wissen, was ich jetzt vorzunehmen gedächte, und gab mir verschiedene Ratschläge. Er war nicht mehr mein heiterer, scherzender Spielkamerad, sondern ein ernster, einfacher, warmherziger Mann, der mir unwillkürlich Achtung und Sympathie einflößte. Mir war leicht und angenehm zu Mute, und doch fühlte ich einen gewissen Zwang, wenn ich mit ihm sprach. Ich fürchtete für jedes meiner Worte und wollte die Neigung, die ich jetzt nur dadurch erworben, daß ich meines Vaters Tochter war, durch eigene Kraft verdienen.

Nachdem Katja Ssonja zu Bette gebracht hatte, gesellte sie sich zu uns und beklagte sich bei ihm über meine Apathie, von der ich ihm nichts gesagt hatte.

Die Hauptsache hat sie mir also nicht erzählt!

sagte er und schüttelte halb lächelnd, halb vorwurfsvoll den Kopf.

Was ist davon zu erzählen? antwortete ich. Das ist sehr langweilig und es geht wieder vorüber. — Mir schien es wirklich, als ob mein Trübsinn nicht nur vergehen würde, sondern als ob er schon verginge oder nie existiert hätte.

Es ist schlimm, die Einsamkeit nicht ertragen zu können, sagte er; sind Sie denn ein feines Fräulein?

Freilich bin ich ein feines Fräulein, gab ich lächelnd zur Antwort.

Nein! ein schlechtes Fräulein, das nur lebt, so lange man ihm huldigt, und zusammensinkt und an nichts mehr Freude hat, sobald es allein ist. Ein solches Fräulein hat alles nur für andere, nichts für sich selbst.

Sie haben eine schöne Meinung von mir, antwortete ich, nur um etwas zu sagen.

Nein, sagte er nach kurzem Schweigen, nicht umsonst sind Sie Ihrem Vater so ähnlich! Es steckt etwas in Ihnen — und sein guter, aufmerksamer Blick that mir wohl und versetzte mich in freudige Verwirrung.

Erst jetzt bemerkte ich diesen nur ihm eigentümlichen Blick, der anfangs so heiter schien und dann immer forschender und selbst etwas traurig wurde.

Sie sollen und Sie können sich nicht langweilen,

sagte er. Sie haben die Musik, für die Sie Verständnis haben, Bücher, Studien aller Art . . . vor Ihnen liegt das ganze Leben, auf das Sie sich nur jetzt vorbereiten können, wenn Sie später nichts zu bereuen haben wollen. In einem Jahr schon ist es zu spät.

Er sprach mit mir wie ein Vater oder Onkel; ich fühlte, wie er sich Mühe gab, sich mit mir auf gleichen Fuß zu stellen. Es kränkte mich, daß er glaubte, sich zu mir herablassen zu müssen, und es war mir auch wieder schmeichelhaft, daß er für nötig hielt, um meinetwillan anders zu sein als sonst.

Den Rest des Abends sprach er mit Katja über Geschäftssachen.

Und leben Sie wohl, meine lieben Freundinnen, sagte er, indem er aufstand, zu mir trat und meine Hand faßte.

Wann sehen wir uns wieder? fragte Katja.

Im Frühling, antwortete er und hielt noch immer meine Hand; jetzt gehe ich nach Danilowka (unser zweites Landgut), sehe zu, wie es dort steht, richte ein, was ich kann, und begeben mich dann — und zwar in meinen eigenen Angelegenheiten — nach Moskau. Im Sommer sehen wir uns öfter.

Warum wollen Sie auf so lange fort? fragte ich ernstlich betrübt; ich hatte wirklich schon gehofft, ihn täglich zu sehen, und war über das

Fehlschlagen dieser Hoffnung so bestürzt, daß meine ganze Mutlosigkeit wiederkehrte. Wahrscheinlich drückte sich dies in meiner Stimme und meinem Blicke aus.

Ja, Sie müssen sich mehr beschäftigen, dürfen nicht wieder schwermütig werden, sagte er; dabei war sein Ton, wie mir schien, viel zu ruhig und kalt. Im Frühling werde ich Sie examinieren, fügte er hinzu, ließ meine Hand fallen und sah mich nicht an.

Im Vorzimmer, wohin wir ihn begleitet hatten, beeilte er sich, den Pelz anzuziehen, und vermied noch immer, mich anzusehen.

Er giebt sich unnötige Mühe, dachte ich. Ist's möglich, daß er glaubt, es wäre mir so angenehm, wenn er mich ansieht? . . . Er ist ein guter Mensch . . . ein sehr guter . . . aber das ist auch alles!

Diesen Abend konnten Katja und ich lange nicht einschlafen, und sprachen immer wieder — nicht von ihm, sondern wie wir den künftigen Sommer verleben, und wo und wie wir den nächsten Winter zubringen würden. Die trostlose Frage: warum? kam mir nicht in den Sinn. Es schien mir klar und selbstverständlich, daß wir leben müssen, um glücklich zu sein — und in der Zukunft sah ich Glück in Fülle. Unser altes, finsternes Haus in Pokrowskoje war plötzlich wie von Licht und Leben erfüllt.





Der Frühling kam. Mein Trübsinn verschwand und verwandelte sich in ein schwärmerisches Frühlingssehnen voll unklarer Hoffnungen und Wünsche. Ich lebte jetzt ganz anders, als im Anfange des Winters, beschäftigte mich bald mit Ssonja, bald mit Musik, bald mit meinen Büchern, ging oft in den Garten, irrte lange, lange allein in den Alleen umher, oder saß auf einer Bank, dachte an Gott weiß was, träumte und hoffte, zuweilen blieb ich ganze Nächte lang, besonders im Mondenschein, am Fenster meines Zimmers, oder schlüpfte, in einen Mantel gehüllt, heimlich, daß es Katja nicht bemerkte, in den Garten hinaus und wanderte im Tau am Teiche entlang; einmal ging ich sogar ins Feld und lief allein in der nächtlichen Stille um den ganzen Garten herum.

Es fällt mir schwer, mich jetzt der Träumereien, die damals meine Phantasie erfüllten, zu erinnern und sie festzuhalten. Selbst wenn ich mich darauf besinne, wird es mir schwer, zu glauben, daß dies wirklich meine Träume waren — so seltsam waren sie und so dem Leben entrückt.

Ende Mai kehrte Ssergej Michajlowitsch, wie er versprochen hatte, von seiner Reise zurück.

Zu uns kam er das erstemal an einem Abend, an dem wir ihn nicht erwarteten. Wir saßen auf

der Terrasse und wollten eben Thee trinken. Der ganze Garten war schon grün, im Gebüsch hatten sich die Nachtigallen für die Petrifastenzeit eingekistet. Die buschigen Fliedersträucher waren über und über mit Weiß und Lila besät. Die Blüten wollten eben aufbrechen. Das durchsichtige Laub der Birkenallee wurde von der untergehenden Sonne durchleuchtet. Die Terrasse lag in kühlem Schatten. Reichlicher Nachttau breitete sich über die Grasflächen. Draußen klangen die letzten Tageslaute und die Stimmen der heimgetriebenen Herde herüber; der einfältige Nikon fuhr mit der Wassertonne längs der Terrasse hin, und der kalte Strahl aus seiner Gießkanne bildete auf der frisch umgegrabenen Erde dunkle Kreise um die Stäbe der Georginen. Auf der Terrasse blühte und brodelte der blankgeputzte Samowar, und auf der weißen Serviette standen Sahne, Brezeln und anderes Gebäck. Katja spülte mit ihren rundlichen Händen in ihrer häuslichen Weise die Tassen. Ich konnte — da mich nach dem Bade hungerte — den Thee nicht erwarten und aß im voraus Brot mit frischer warmer Milch. Ich trug eine leinene Bluse mit offenen Ärmeln und hatte über das ganze Haar ein weißes Tuch gebunden.

Katja war die erste, die den Ankommenden schon durch das Fenster erblickt hatte.

Ach, Ssergej Michajlowitsch! sagte sie, wir haben eben von Ihnen gesprochen.

Ich sprang auf und wollte flüchten, um mich umzukleiden, aber er hielt mich an, als ich eben in die Thür schlüpfte.

Wozu die Umstände auf dem Lande! sagte er, indem er mein Kopftuch lächelnd ansah. Sie genieren sich doch nicht vor Grigorij, und ich bin wirklich für Sie nichts anderes als er.

Mir kam es freilich vor, als ob er mich in anderer Weise ansähe, als es Grigorij that, und ich fühlte mich befangen.

Ich komme gleich wieder, antwortete ich und machte mich von ihm los.

Was haben Sie gegen Ihren Anzug? rief er mir nach. Sie sehen aus wie ein Bauernmädchen.

Wie sonderbar er mich angesehen hat, dachte ich, während ich mich oben eilig umkleidete. Gott sei Dank, daß er wieder da ist . . . nun wird sich unser Leben heiterer gestalten.' Nachdem ich mich im Spiegel besehen, lief ich vergnügt die Treppe hinunter, und ohne verbergen zu wollen, daß ich mich beeilt hatte, trat ich atemlos auf die Terrasse.

Er saß am Tische und sprach mit Katja über Geschäftssachen. Als er mich erblickte, lächelte er, fuhr aber in seinem Berichte fort. Seinen Mitteilungen nach befanden sich unsere Angelegenheiten im besten Stande. Wir sollten nur den Sommer auf dem Lande zubringen und dann zu Ssonjas

Erziehung entweder nach Petersburg gehen oder ins Ausland.

Ja, wenn Sie mit uns ins Ausland reisen wollten! sagte Katja, allein würden wir uns vorfinden, als ob wir uns im Walde verirrt hätten.

Ach wie gerne reiste ich mit Ihnen um die Welt! antwortete er halb scherzend, halb im Ernst.

Gut denn, sagte ich; lassen Sie uns eine Reise um die Welt antreten.

Er lächelte und schüttelte den Kopf.

Und mein Mütterchen, und meine Geschäfte? antwortete er. Aber lassen wir das . . . erzählen Sie mir lieber, wie Sie gelebt haben . . . waren Sie wieder verdrießlich?

Als ich ihm erzählte, daß ich mich in seiner Abwesenheit eifrig beschäftigt und gar nicht gelangweilt hätte, und als Katja meine Worte bestätigte, lobte er mich und liebte mich mit Worten und Blicken, als ob ich ein Kind wäre, und er ein Recht dazu hätte. Mir kam es wie etwas Notwendiges vor, ihm alles Gute, was ich gethan, ausführlich und offenherzig mitzuteilen, ihm aber auch alles, womit er unzufrieden sein konnte, wie in der Beichte zu gestehen. Der Abend war so schön, daß wir nach dem Abräumen des Theetisches auf der Terrasse blieben, und unser Gespräch interessierte mich so sehr, daß ich nicht bemerkte, wie nach und nach das Geräusch der menschlichen

Thätigkeit um uns verstummte. Von allen Seiten kam der Blumenduft stärker gezogen, reichlicher Tau neigte das Gras, im nahen Syringengebüsch schlug die Nachtigall, und verstummte, als sie unsere Stimmen hörte; und es war, als ob der Sternenhimmel sich zu uns herniederließe.

Daß es dunkel geworden war, bemerkte ich erst, als plötzlich eine Fledermaus lautlos unter das Segeltuchdach der Terrasse flog und zappelnd mein weißes Tuch streifte. Ich drückte mich an die Wand und war im Begriff zu schreien, als die Fledermaus ebenso lautlos und schnell unter dem Dache fortflieg und im Halbdunkel des Gartens verschwand.

Wie ich Ihr Pokrowskoje lieb habe, sagte er, das Gespräch unterbrechend. Mein ganzes Leben möchte ich hier so auf der Terrasse sitzen.

Thun Sie's doch! sagte Katja.

Ja, thun Sie's doch, wiederholte er; das Leben erlaubt es nicht!

Warum heiraten Sie nicht? fragte Katja; Sie würden ein ausgezeichnetes Ehemann sein.

Weil ich gern still sitze, sagte er lächelnd. Nein, Katharina Karlowna, für Sie und für mich ist's zu spät zum Heiraten. Alle meine Bekannten haben schon lange aufgehört, mich als heiratsfähigen Mann zu betrachten, und ich selbst noch viel länger . . . seit der Zeit ist mir erst wohl geworden, wahrhaftig!



Es kam mir vor, als ob er die letzten Worte mit erzwungener Lebhaftigkeit sagte.

Das ist hübsch: sechsunddreißig Jahre alt, und schon mit dem Leben abgeschlossen! sagte Katja.

Und wie abgeschlossen! fuhr er fort. Still-sitzen ist mein einziger Wunsch, und zum Heiraten ist anderes nötig. Fragen Sie die da, fügte er hinzu, indem er mit einem Kopfnicken auf mich deutete. Die da müssen wir verheiraten . . . an ihr werden wir beide uns erfreuen.

In seinem Tone lag eine versteckte Wehmut und eine Selbstbeherrschung, die mir nicht entging. Er verstummte für eine Weile, und weder ich noch Katja unterbrachen das Schweigen.

Stellen Sie sich einmal vor, fing er wieder an, indem er sich auf dem Stuhle umwandte, stellen Sie sich einmal vor, daß ich durch eine unglückliche Fügung dazu käme, ein siebzehnjähriges Mädchen zu heiraten, etwa Masch . . . Maria Alexandrowna. Das ist ein vortreffliches Beispiel, ich freue mich, daß ich es gefunden habe . . . es ist das allerbeste Beispiel.

Ich lachte und konnte nicht begreifen, warum er sich freute und was er gefunden haben wollte.

Die Hand aufs Herz . . . sagen Sie mir die Wahrheit, wandte er sich zu mir. Wäre es nicht ein Unglück für Sie, Ihr Leben mit einem alten,

abgelebten Manne zu vereinigen, der nur stillsitzigen mag, während in Ihnen Gott weiß was gärt und treibt, und Gott weiß welche Wünsche sich regen?

Mir wurde unbehaglich zu Mute. Ich schwieg und wußte nicht, was ich antworten sollte.

Ich mache Ihnen ja keinen Antrag, fuhr er lachend fort; aber gestehen Sie nur — Sie träumen nicht von einem solchen Manne, wenn Sie abends allein in den Gartenalleen umherwandeln, und das wäre doch auch ein Unglück?

Ein Unglück gerade nicht . . . fing ich an.

Aber doch kein Glück! vollendete er.

Nein! . . . Aber ich irre mich vielleicht . . .

Aber er fiel mir wieder ins Wort.

Sehen Sie wohl! rief er aus. Und sie hat vollkommen recht, und ich bin ihr dankbar für diese Aufrichtigkeit . . . es freut mich, daß wir dies Gespräch gehabt. Übrigens ist das noch das Wenigste; für mich wäre das Unglück noch größer, fügte er hinzu.

Welch ein Sonderling Sie sind . . . Sie haben sich gar nicht verändert! sagte Katja und verließ die Terrasse, um das Abendessen anzukordnen.

Nachdem uns Katja verlassen hatte, wurden wir beide still, auch um uns her war alles still. Nur die Nachtigall sang, aber nicht mehr wie gestern in abgebrochenen zaudernden Sätzen, son-

bern wie zur Nacht in langgedehnten, ruhigen Tönen, die den ganzen Garten mit ihrem Klang überströmten. Und dann ließ, zum erstenmal an diesem Abend, eine zweite Nachtigall vom Hohlweg herüber ihre Antwort erschallen. Die erste schwieg einen Augenblick, als ob sie lauschte, um dann noch lautere, vollere, klangreichere Triller über den Garten auszugießen; in ruhiger Majestät tönten diese Stimmen durch ihre uns fremde nächtliche Welt. Der Gärtner ging vorüber, sich im Gewächshaus schlafen zu legen; seine schweren Schritte verhallten nach und nach in der Ferne. Drüben am Berge wurde zweimal gellend gepiffen, dann war alles wieder still. kaum hörbar fing das Laub an sich zu wiegen, das Linnendach der Terrasse wehte leise hin und her, und mit der bewegten Luft kamen Düste gezogen und ergossen sich über die Terrasse. Nach dem, was zuletzt gesprochen worden war, wurde mir das Schweigen peinlich; aber ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich sah ihn an. Seine Augen blitzten mich im Halbdunkel an.

Das Leben ist doch schön! sagte er endlich.

Ich atmete schwer auf.

Was haben Sie?

Das Leben ist doch schön! wiederholte ich.

Dann schwiegen wir wieder, und mein Unbehagen wuchs. Ich sagte mir selbst, daß ich ihn gekränkt hatte, indem ich zugab, daß er alt



sei, und wünschte ihn zu versöhnen, wußte aber nicht wie.

Leben Sie wohl! sagte er, indem er sich erhob. Meine Mutter erwartet mich zum Abendessen; ich habe sie heute kaum gesehen.

Ich wollte Ihnen eine neue Sonate vorspielen . . . sagte ich.

Ein andermal, sagte er, wie mir schien, ziemlich kühl. Leben Sie wohl!

Ich glaubte jetzt noch mehr, daß ich ihn gekränkt hätte, und es that mir leid. Katja und ich begleiteten ihn die Freitreppe hinunter, blieben auf dem Hofe stehen und sahen ihm den ganzen Weg nach, bis er verschwunden war. Während der Hufschlag seines Pferdes in der Ferne verklang, kehrte ich auf die Terrasse zurück. Ich blickte abermals in den Garten hinunter, und in dem feuchten Nebelschleier, in dem die Töne der Nacht verschwammen, hörte und sah ich noch lange alles, was ich hören und sehen wollte.

Nachdem er ein zweites und drittes Mal bei uns gewesen, verschwand das Unbehagen, das mir von dem sonderbaren Gespräche zurückgeblieben war, und kehrte nicht wieder. Den ganzen Sommer über kam er nun wöchentlich zwei- bis dreimal, und ich gewöhnte mich so an ihn, daß ich — wenn er einmal länger ausblieb — das Gefühl hatte, als ob es mir schwer würde, ohne ihn zu leben, und ich zürnte ihm und fand, daß er

unrecht that, mich allein zu lassen. Er behandelte mich wie einen lieben, jüngeren Kameraden, fragte mich auf die herzlichste Weise aus, gab mir Rat und trieb mich an. Zuweilen schalt er auch oder hielt mich von etwas zurück; aber trotz seines Bemühens, sich mir gleichzustellen, fühlte ich, daß unter dem, was ich von ihm kannte, noch eine ganze mir fremde Welt verborgen lag, in die er nicht für nötig hielt, mich einzulassen. Und gerade das zog mich am stärksten an und erhöhte meine Achtung vor ihm. Von Katja und den Nachbarn wußte ich, daß er außer von den Sorgen um die alte Mutter, die bei ihm lebte, der Bewirtschaftung seines Gutes und unserer Vormundschaft noch von gewissen Adelsangelegenheiten, die ihm mancherlei Mühe und Verdruß bereiteten, in Anspruch genommen wurde. Aber wie er das alles ansah, welche Meinungen, Pläne, Hoffnungen er hatte, darüber konnte ich nichts von ihm erfahren. Sobald ich die Unterhaltung auf seine Angelegenheiten brachte, runzelte er die Stirn auf die ihm eigene Weise, als ob er sagen wolle: „Bitte, lassen Sie das — was kann Ihnen daran liegen?“ und lenkte das Gespräch auf andre Dinge. Anfangs fränkte mich das, aber nach und nach gewöhnte ich mich so daran, nur von dem zu sprechen, was sich auf mich bezog, daß ich es endlich natürlich fand.

Was mir auch anfangs nicht gefiel, später aber



angenehm wurde, war seine vollständige Gleichgültigkeit und Nichtachtung gegen mein Äußeres. Nie sagte er mir, weder mit Wort noch Blick, daß ich schön wäre; im Gegenteil, er runzelte die Stirn oder lachte, wenn man mich in seiner Gegenwart hübsch nannte. Es machte ihm sogar eine Freude, äußerliche Mängel an mir zu finden und mich damit zu necken. Modische Kleider oder Haartrachten, mit denen mich Katja bei feierlichen Gelegenheiten gern schmückte, riefen nur seinen Spott hervor; was dann die gute Katja kränkte und mich anfangs an ihm irre machte. Katja, die überzeugt war, daß ich ihm gefiel, begriff nicht, daß er es nicht gern sah, wenn ich mich im vorteilhaftesten Lichte zeigte. Ich aber verstand sehr bald, was er wollte; er wünschte mich frei von Eitelkeit zu sehen, und sobald ich das erkannt hatte, blieb wirklich nicht ein Schatten von Koketterie in meiner Kleidung, meiner Haartracht und meinem Benehmen; dafür aber fing ich an, mit Einfachheit zu kokettieren, so lange ich noch nicht wirklich einfach zu sein vermochte. Ich wußte, daß er mich lieb hatte; ob wie ein Kind oder wie ein Weib, fragte ich mich noch nicht; aber seine Liebe war mir wert, und indem ich fühlte, daß er mich für das beste Mädchen hielt, war ich nicht imstande zu wünschen, daß ihm sein Irrtum klar würde, und fing unwillkürlich an, ihn zu täuschen. Indem ich ihn aber täuschte, wurde ich jedoch

besser. Ich fühlte, daß es etwas Edleres und Würdigeres war, ihm die Vorzüge meiner Seele zu zeigen, als die Reize des Außern. Mein Haar, meine Hände, meine Züge, meine Haltung waren ihm mit allem was gut oder schlecht daran sein mochte, so genau bekannt, daß in Bezug darauf keine Täuschung möglich gewesen wäre. Meine Seele aber kannte er nicht, weil er sie liebte, weil sie gerade zu jener Zeit wuchs und sich entwickelte, und in Bezug auf sie konnte ich ihn täuschen und täuschte ihn auch. Wie leicht wurde mir zu Mut, als ich das erkannte! Meine grundlose Befangenheit verschwand vollständig; ich fühlte, daß er mich immer beobachtete, und daß ich ihm — mochte ich mich zeigen, wie ich wollte, sitzend oder stehend, so oder so gekleidet und frisiert, — immer gefiel, wie ich eben war. Ich glaube, wenn er gegen seine Gewohnheit plötzlich gesagt hätte, er fände mich schön, würde mir das nicht angenehm gewesen sein. Wie erquickend war es dagegen, und wie hell wurde es in meiner Seele, wenn er mit einer Rührung, die er unter einem scherzenden Tone zu verbergen suchte, zu mir sagte:

Ja, Sie haben etwas in sich . . . Sie sind ein prächtiges Mädchen . . . das muß ich Ihnen sagen.

Und warum wurde mir damals solches Lob zu teil, das mein Herz mit Stolz und Freude erfüllte? . . . Weil ich gesagt hatte, daß ich die



Liebe des alten Grigorij für seine Enkelin nachfühlen könne; oder weil ich über ein Gedicht oder einen Roman zu Thränen gerührt war; oder weil mir Mozart besser gefiel als Schulhof. Und merkwürdig erscheint es mir jetzt, mit welchem außerordentlichen Instinkt ich erriet, was gut war und was ich schätzen sollte, obgleich ich damals durchaus kein klares Urtheil über das hatte, was gut war und was ich schätzen sollte.

Die meisten meiner frühern Gewohnheiten und Neigungen sagten ihm nicht zu; aber er brauchte nur mit einer Bewegung der Augenbrauen, mit einem Blicke anzudeuten, daß er mit dem, was ich sagen wollte, nicht einverstanden war — und seine abweisende oder geringschätzige Miene genügte, mich zu überzeugen, daß mir, was ich früher gern gehabt hatte, nicht mehr gefiel. Wie oft, wenn er mir einen Rat geben wollte, wußte ich schon im voraus, was er sagen würde; er befragte mich, indem er mir nur in die Augen sah, und sein Blick rief die Idee hervor, die er in mir zu finden wünschte. So waren denn alle meine damaligen Gedanken, alle meine Gefühle nicht die meinen, sondern seine Gedanken und Gefühle, die plötzlich die meinen wurden, in mein Leben übergangen und es erleuchteten. Mir unbewußt fing ich an, alles mit andern Augen anzusehen: Katja, unsere Dienstleute, Sonja, mich selbst und meine Beschäftigungen. Das Lesen, das ich früher nur

getrieben hatte, um die Langeweile zu töten, wurde plötzlich eine meiner liebsten Freuden, weil ich mit ihm darüber sprach, mit ihm zusammen las, oder weil er mir die Bücher brachte. Früher war mir die Beschäftigung mit Ssonja und ihr Unterricht eine schwere Aufgabe, die ich nur aus Pflichtgefühl erfüllte. Nun aber wohnte er zuweilen dem Unterricht bei, und es wurde mein Stolz, Ssonjas Fortschritte zu fördern. Ein ganzes Musikstück zu üben, schien mir ehemals unmöglich; aber nun ich wußte, daß er es hören und mich vielleicht dafür loben würde, konnte ich dieselbe Stelle, ohne zu ermüden, vierzigmals wiederholen, so daß sich die arme Katja die Ohren mit Watte verstopfte. Meine alten Sonaten bekamen einen andern Inhalt, einen andern lebendigeren Ausdruck. Sogar Katja, die ich kannte und liebte wie mich selbst, wurde eine andere in meinen Augen. Erst jetzt kam mir zum Bewußtsein, daß sie nicht die Verpflichtung hatte, Mutter, Freundin, Sklavin für uns zu sein, wie sie es war; erst jetzt verstand ich die ganze Aufopferung und Ergebenheit dieses liebevollen Wesens, begriff, wie sehr ich ihr verpflichtet war, und fing an, sie noch mehr zu lieben als bisher.

Auch unsere Leute: Bauern, Hofgesinde, Mägde lehrte er mich anders ansehen. Es klingt seltsam, aber ich hatte bis zu meinem siebzehnten Jahre unter diesen Menschen gelebt und war ihnen fremd-



der geblieben als anderen, die ich kaum zu sehen bekam. Ich hatte nie bedacht, daß diese Menschen ebenso liebten, wünschten und litten wie ich . . . Unser Garten und unsere Wälder und Felder, die ich so lange kannte, wurden mir plötzlich etwas Neues und Schönes. Nicht umsonst sagte er, es gäbe nur ein unzweifelhaftes Glück: das Leben für andere. Anfangs kam mir das sonderbar vor; ich verstand es nicht. Doch nach und nach drang mir seine Überzeugung ohne alle Gedankenarbeit ins Herz. Er öffnete mir eine ganze Welt von Freuden, ohne in meinem Leben etwas zu ändern, und ohne jedem Eindruck etwas andres hinzuzufügen, als sich selbst. Alles, was mich seit frühesten Kindheit schweigend umgeben hatte, war plötzlich zum Leben erwacht. Er brauchte nur zu kommen, damit alles sprach und wetteifernd in meine Seele drang, um sie mit Glück zu erfüllen.

Oft, wenn ich in diesem Sommer in mein Zimmer hinaufging und mich niederlegte, konnte ich nicht schlafen; anstatt der frühern Frühlings-schwermut, der Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft, durchbebte mich das Gefühl gegenwärtigen Glücks. Zuweilen stand ich wieder auf, setzte mich auf Katjas Bett und sagte ihr, wie glücklich ich war — was, wie ich jetzt erkenne, gar nicht nötig gewesen wäre, da sie es selbst sah. Auch sie sagte mir dann, indem sie mich küßte, daß sie keine Wünsche habe, daß sie sich glücklich fühle, und



ich glaubte ihr. Es erschien mir notwendig und gerecht, daß alle glücklich wären.

Zuweilen freilich wollte Katja schlafen, stellte sich erzürnt, schickte mich zu Bett und schlummerte ein, während ich noch lange wach lag und mich in die Betrachtung alles dessen versenkte, was mein Glück ausmachte. Es kam aber auch vor, daß ich mich wieder erhob, niederkniete und zum zweiten Male betete, mit eigenen Worten betete, um Gott für alles Gute zu danken, das Er mir gegeben.

Und im Zimmer war es still, nur die gleichmäßigen Atemzüge der schlafenden Katja waren zu hören, oder das Ticken der Uhr, die neben ihr lag. Und ich flüsterte meine Gebete, bekreuzte mich oder küßte das Kreuz an meinem Halse. Die Thür war zu, die Fensterladen geschlossen, eine Fliege oder Mücke summte flüsternd auf einer Stelle. Und ich wünschte, nie dies Zimmer zu verlassen, und ich wünschte, daß der Morgen nicht anbrach, wünschte, daß die seelische Atmosphäre, die mich umfing, sich nicht verflüchtigte. Meine Träume, Gedanken und Gebete erschienen mir als lebendige Wesen, die hier im Dunkeln mit mir lebten, mein Bett umschwärmten und über mir schwebten. Und jeder Gedanke war sein Gedanke, jedes Gefühl sein Gefühl. Damals wußte ich noch nicht, daß das Liebe war; ich glaubte, daß es immer so bleiben könnte, und daß dieses Gefühl uns so mühelos werde.



Eines Nachmittags, zur Zeit der Kornernte, gingen Katja, Ssonja und ich in den Garten auf unsere Lieblingsbank, im Schatten der Linde am Hohlwege, hinter dem sich eine Aussicht auf Wald und Felder öffnete.

Sergej Michajlowitsch war schon zwei, drei Tage nicht bei uns gewesen, und heute erwarteten wir ihn um so sicherer, als wir durch unseren Verwalter wußten, daß er versprochen hatte, aufs Feld zu kommen. Gegen zwei Uhr sahen wir ihn auch wirklich, wie er auf das Roggenfeld geritten kam. Katja befahl, Pfirsiche und Kirschen zu bringen, die er sehr gern aß, und indem sie mich lächelnd ansah, rüdte sie sich auf der Bank zu recht und schlummerte ein. Ich brach einen gekrümmten breiten Lindenzweig mit saftigen Blättern und saftigem Bast, der mir die Hand feucht machte, ab, und fächelte Katja, indem ich zu lesen fortfuhr, mich darin aber immerwährend unterbrach und auf den Feldweg sah, auf dem er kommen mußte.

Ssonja saß auf den Wurzeln einer alten Linde und baute eine Laube für ihre Puppen. Der Tag war heiß, die Luft regungslos, der Boden dampfte, und die dunklen Wolken, in denen vom frühen Morgen an ein Gewitter braute, hatten

sich eine Weile dicht zusammengezogen. Ich war aufgeregt, wie immer vor dem Gewitter. Aber jetzt fingen die Wolken an sich zu zerteilen und aufzulösen; die Sonne drang durch, der Himmel klärte sich; nur in weiter Ferne ließ sich dann und wann ein Donner hören, und aus den schweren Wolken, die noch am Horizonte lagen und sich mit dem Staube des Feldes zu mischen schienen, fuhr dann und wann der blaue Zickzack eines Blitzes zur Erde nieder. Es war klar, daß es für heute, wenigstens in unserer Gegend, vorübergegangen war.

Auf dem Wege, der hinter dem Garten hie und da sichtbar wurde, kamen unaufhörlich Wagen vorbei, die sich, bald hoch mit Garben beladen, langsam und knarrend vorüberschleppten, bald rasselnd wieder hinausfuhren, während der Bauer mit zitternden Beinen und flatterndem Hemde darauf stand. Der dicht aufwirbelnde Staub wurde nicht fortgetrieben und sank nicht zu Boden, sondern blieb hinter dem geflochtenen Zaune zwischen den durchsichtigen Laubkronen der Bäume förmlich stehen. Von der Scheune herüber klangen Stimmen und Räderknarren, und dieselben Garben, die langsam am Zaune vorübergefahren waren, flogen dort durch die Luft, und bald wuchsen vor meinen Augen große, spitzig zulaufende Korndiemen in die Höhe, auf denen sich die Gestalten der Bauern regten.

Auch vor uns auf dem staubigen Felde war buntes Treiben zu sehen, und Wagengerassel, Stimmen und Gesänge klangen von weitem herüber. Auf der einen Seite wurde der Ader leerer und leerer. Zwischen dem gemähten Korne zeigten sich grüne, mit Wermut bewachsene Raine und die hellen Gestalten der Binderinnen, die das Getreide zusammenbanden und die Garben aufstellten. Es war, als ob sich vor meinen Augen der Sommer in Herbst verwandelte. Staub und Hitze waren überall, nur nicht an unserm Lieblingsplätzchen im Garten. Von allen Seiten wogte in diesem Staub, dieser Hitze, in glühender Sonne schwachend und die Hände regend das Arbeitsvolk.

Und Katja schlummerte sanft atmend unter dem weißen Battisttuche auf unserer kühlen Bank; schwarzglänzende, saftige Kirschchen standen auf dem Tisch; unsere Kleider waren frisch und rein; das Wasser im Krüge spielte in Regenbogenfarben in der Sonne, und mir war so wohl! „Was thun? dachte ich. Ist es meine Schuld, daß ich glücklich bin? Wie aber kann ich mein Geschick teilen, wie mich und all mein Glück einem anderen hingeben? Und wem? . . .“

Die Sonne versank schon hinter den Gipfeln der Lindenallee, der Staub im Felde legte sich, die Ferne war in der Seitenbeleuchtung klarer und deutlicher zu sehen und die Wetterwolken verschwanden vollständig. In der Scheune hinter

den Bäumen waren drei neue Diemen zu sehen, von denen die Bauern eben herunterkletterten, und unter dem lauten Geschrei der Fahrenden rasselten die Wagen, sichtlich zum letztenmal, vorüber. Weiber mit Rechen auf der Schulter und Strohseilen im Gürtel zogen singend nach Haus, aber Sergej Michajlowitsch kam noch immer nicht, obwohl ich längst gesehen, daß er die Höhe heruntergeritten war. Plötzlich zeigte sich seine Gestalt in der Allee von der Seite, wo ich ihn gar nicht erwartete (er war nicht durch den Hohlweg gekommen). Mit heiterem, leuchtendem Gesichte und entblößtem Haupte kam er raschen Schrittes auf mich zu. Als er bemerkte, daß Katja schlief, preßte er die Lippen zusammen, kniff die Augen zu und ging auf den Behen. Ich bemerkte sogleich, daß er sich in jener eigentümlichen Stimmung grundloser Lustigkeit befand, die mir so besonders lieb an ihm war, und die wir „wildes Entzücken“ zu nennen pflegten. Er war dann wie ein Schulknabe, der dem Unterricht entronnen ist, und sein ganzes Wesen vom Kopf bis zu den Füßen atmete Fröhlichkeit, Glüd und kindliche Ausgelassenheit.

Guten Tag, junges Weibchen! . . . Wie geht's? gut? sagte er leise, indem er herantrat und mir die Hand drückte. — Mir ausgezeichnet, antwortete er auf meine Frage, heute bin ich dreizehn Jahre alt, ich hätte Lust Pferdchen zu spielen und auf Bäume zu klettern.



In „wildem Entzünden“ also? sagte ich, indem ich seine lachenden Augen ansah und fühlte, daß das „wilde Entzünden“ auch auf mich überging.

Ja! antwortete er, blinzelte mit einem Auge und suchte ein Lächeln zu unterdrücken. Aber warum wird denn Katharina Karlowna auf die Nase geschlagen?

Da ich ihn ansah, während ich mit dem Zweige zu fächeln fortfuhr, hatte ich nicht bemerkt, daß ich das Tuch von Katjas Gesicht gestreift hatte und sie mit den Blättern berührte. Ich lachte.

Sie wird behaupten, daß sie gar nicht geschlafen habe, sagte ich ganz leise, weniger um Katja nicht zu wecken, als weil es mir angenehm war, leise mit ihm zu sprechen.

Er ahmte die Bewegung meiner Lippen nach, als ob er ausdrücken wollte, daß ich zu leise spräche, um verstanden zu werden. Dann erblickte er den Teller mit den Kirschen, griff danach wie verstoßen, ging zu Ssonja unter die Linden und setzte sich auf ihre Puppen. Ssonja war anfangs böse, aber er versöhnte sich bald mit ihr, indem er ihr als Spiel vorschlug, daß sie um die Wette Kirschen essen wollten.

Wünschen Sie, so lasse ich noch welche bringen, sagte ich, — oder wollen wir selbst welche holen?

Er nahm den Teller, legte die Puppen darauf, und so gingen wir nach dem Gewächshause; Ssonja lief lachend hinter uns her und zog ihn am Rock-

schob, damit er ihr die Puppen wiedergäbe. Er erfüllte ihr Verlangen und wandte sich ernsthaft zu mir.

Nun, sind Sie etwa kein Veilchen? sagte er noch immer leise, obwohl hier nicht zu fürchten war, daß er jemand weckte. Als ich vorhin aus all dem Staub, der Hitze, der Arbeit in Ihre Nähe kam, umfing mich gleich ein Veilchenduft . . . und nicht der Duft der Treibhausveilchen, sondern jener ersten, dunklen, die im tauenden Schnee im Frühlingsgrase sprießen.

Und wie steht es? . . . Geht in der Wirtschaft alles gut? fragte ich, um die süße Verwirrung zu verbergen, die seine Worte in mir hervorgerufen hatten.

Ausgezeichnet! Diese Leute sind immer ausgezeichnet. Je mehr man sie kennen lernt, um so lieber hat man sie.

Ja, sagte ich; heute, ehe Sie kamen, sah ich vom Garten aus den Arbeitern zu und fühlte mich beschämt, daß sie sich abmühen, während ich es so gut habe und . . .

Kokettieren Sie damit nicht, liebe Freundin, unterbrach er mich und nahm plötzlich einen ernsten Ton an, sah mir dabei aber freundlich in die Augen, das ist etwas Heiliges . . . Gott behüte Sie davor, sich damit schmücken zu wollen!

Ich sage das ja nur Ihnen!

Nun ja, das weiß ich . . . Wo sind die Airtchen?

Das Gewächshaus war verschlossen, und keiner der Gärtner zu sehen. (Er hatte sie alle aufs Feld geschickt.) Ssonja lief den Schlüssel holen; aber er wollte nicht darauf warten, kletterte an dem Mauerwerk hinauf, hob das Netz ab und sprang hinein.

Wollen Sie welche haben? Geben Sie mir den Teller! hörte ich seine Stimme von innen.

Nein, ich will selbst pflücken; ich werde den Schlüssel holen, sagte ich, Ssonja findet ihn nicht.

Aber in demselben Augenblicke überkam mich des Verlangens, zu sehen, was er that, wie er aussah und sich benahm, während er unbeachtet zu sein glaubte. Vielleicht trieb mich auch einfach der Wunsch, ihn nicht einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Auf den Zehen lief ich durch das Unkraut auf die andere Seite um das Gewächshaus herum, wo es niedriger war, stieg auf eine leere Tonne, so daß die Mauer mir nur noch bis an die Brust reichte, bog mich hinunter und über sah das Innere des ganzen Hauses mit seinen alten, knorrigen Bäumen und breiten Blättern, zwischen denen die schweren, schwarzen, saftigen Kirschendolden niederhingen, und nachdem ich den Kopf unter das Netz geschoben, entdeckte ich Sergej Michajlowitsch unter den Ästen eines alten Kirschbaums. Er glaubte wahrscheinlich, daß ich fortgegangen wäre und daß ihn niemand sähe, hatte den Hut abgenommen, die Augen geschlossen, sah

auf dem Stumpfe eines alten Obstbaums und drehte ein Stück Kirschharz eifrig zu einem Ball zusammen. Plötzlich zuckte er mit den Achseln, schlug die Augen auf und sagte lächelnd ein Wort vor sich hin. Dies Wort und dieses Lächeln glich ihm so wenig, daß ich mich schämte, ihn zu belauschen. Mir war, als hätte er „Mascha“ geflüstert. Es kann nicht sein! sagte ich zu mir selbst; aber in demselben Augenblicke wiederholte er noch leiser und zärtlicher: Liebe Mascha! Ich hörte diese Worte ganz genau; mein Herz fing heftig an zu klopfen, und die Freude, die mich durchbebte, hatte etwas von der Aufregung eines verbotenen Gefühls. Ich mußte mich an die Mauer halten, um nicht zu fallen und mich nicht zu verraten. Aber er hatte meine Bewegung gehört, sah erschreckt umher, schlug plötzlich die Augen nieder, errötete tief, wie ein Kind, wollte etwas sagen, konnte nicht und erglühte mehr und mehr. Aber dann sah er mich lächelnd an, und ich lächelte ebenfalls; sein Gesicht leuchtete vor Freude. Das war nicht mehr der alte, mich lieblosende oder belehrende Onkel, das war ein mir gleichstehender Mensch, der mich liebte und mich fürchtete, und den ich fürchtete und liebte. Wir sagten nichts — wir sahen uns nur an; aber plötzlich wurde er ernst, das Lächeln und der Glanz der Augen verschwanden, er wandte sich wieder väterlich kühl zu mir, als hätten wir etwas Böses gethan, und

als wäre er wieder zu sich gekommen und gäbe mir den Rat, mich zu besinnen.

Steigen Sie da herunter — Sie können sich weh thun! sagte er; und streichen Sie das Haar zurück . . . wie sehen Sie aus!

„Warum verstellt er sich . . . warum will er mir weh thun?“ dachte ich ärgerlich, und in demselben Moment kam das unüberwindliche Verlangen über mich, ihn noch einmal verlegen zu machen und meine Macht über ihn zu prüfen.

Nein, ich will Kirschen pflücken, sagte ich, griff mit beiden Händen nach dem nächsten Aste, schwang mich auf die Mauer und sprang, ehe er Zeit hatte, mich zu unterstützen, in das Gewächshaus hinunter.

Was machen Sie für Thorheiten! rief er aus, indem er abermals errötete und unter dem Schein des Argers seine Verwirrung zu verbergen suchte. Sie hätten sich sehr weh thun können. Und wie wollen Sie wieder herauskommen?

Er war noch verlegener, als vorher; aber jetzt war mir diese Verlegenheit nicht angenehm, sondern peinlich. Sie steckte mich an. Ich fühlte, daß ich errötete, wandte mich von ihm ab, war nicht imstande, ihm etwas zu sagen, und fing an Kirschen zu pflücken, die ich nirgends hinzulegen wußte. Ich machte mir Vorwürfe, bereute mein Benehmen, fürchtete den Eindruck, den ich auf ihn gemacht haben könnte, und mir war zu Mute, als ob ich mich in seinen Augen auf immer ver-



nichtet hätte. Wir schwiegen beide, und es war ein peinlicher Zustand, bis Ssonja mit dem Schlüssel herbeikam und uns befreite; und auch dann sprachen wir noch nicht miteinander, sondern wandten uns an Ssonja.

Erst als wir zu Katja zurückkehrten, die uns versicherte, daß sie nicht geschlafen, sondern alles gehört habe, wurde ich ruhiger. Er versuchte wieder seinen wohlwollend väterlichen Ton anzuschlagen, aber dieser Ton wollte ihm nicht mehr gelingen und täuschte mich nicht mehr. Ich erinnerte mich lebhaft eines Gesprächs, das einige Tage vorher zwischen uns stattgefunden hatte.

Katja war der Ansicht, daß es dem Manne leichter würde zu lieben und seine Liebe auszusprechen, als dem Weibe.

Der Mann kann sagen, daß er liebt, die Frau aber nicht, bemerkte sie.

Nein, ich glaube, auch der Mann kann und darf nicht sagen, daß er liebt, sagte er.

Warum denn nicht? fragte ich.

Weil es immer eine Unwahrheit sein wird ... Was ist es für eine wichtige Entdeckung, daß ein Mensch liebt! ... als ob, wenn er dies Geständnis gemacht hat, plötzlich wie mit einem Knall etwas dastände ... klapp: er liebt! ... Als ob in dem Moment, wo er dies Wort gesagt hat, etwas Außergewöhnliches geschehen müßte ... Wunder und Zeichen ... oder aus allen Kanonen ge-

feuert werden müßte . . . Ich glaube, fügte er hinzu, Menschen, die feierlich beteuern: „Ich liebe Sie!“ betrügen entweder sich selbst, oder — was noch schlimmer ist — andere.

Wie aber erfährt eine Frau, daß sie geliebt wird, wenn der Mann es ihr nicht sagt? fragte Katja.

Das weiß ich nicht, antwortete er; jeder Mensch hat seine eigene Ausdrucksweise. Und wenn das Gefühl da ist, wird es sich kundzugeben verstehen. Wenn ich Romane lese, muß ich mir immer vorstellen, was für ein verlegenes Gesicht der Leutnant Strelski oder Alfred machen muß, wenn er sagt: „Ich liebe dich, Eleonore!“ — und nun denkt, es müsse etwas Außerordentliches geschehen, während bei ihm wie bei ihr alles beim Alten bleibt: dieselben Augen, dieselbe Nase und alles dasselbe.

Schon damals fühlte ich aus diesem Scherz etwas Ernstes heraus, das sich auf mich bezog. Aber Katja duldete nicht, daß mit den Romanhelden so geringschätzig umgegangen wurde.

Ewig Paradoxen! sagte sie. Sagen Sie aufrichtig: haben Sie niemals einer Frau gesagt, daß Sie sie lieben?

Niemals habe ich so etwas gesagt, und bin auch niemals auf die Knie gefallen, und werde auch das künftig nicht thun, gab er lachend zur Antwort.

„Er braucht mir gar nicht zu sagen, daß er mich liebt, dachte ich jetzt, indem ich mich dieses Gesprächs erinnerte; er liebt mich, ich weiß es. Und alle seine Versuche, gleichgültig zu scheinen, werden mir diesen Glauben nicht nehmen.“

Er sprach den ganzen Abend wenig mit mir, aber in jedem seiner Worte zu Katja, zu Sonja, in jeder Bewegung, jedem Blicke sah ich seine Liebe und zweifelte nicht an ihr. Aber ich empfand ein Gemisch von Ärger und Bedauern, darüber, daß er es noch für nötig hält, geheim zu thun und Kälte zu heucheln, da alles so klar ist, so leicht und einfach sein könnte, da es so möglich wäre, unaussprechlich glücklich zu sein! Aber es peinigte mich wie ein Verbrechen, daß ich zu ihm ins Gewächshaus hinuntergesprungen war.

Nach dem Thee ging ich ans Klavier, und er folgte mir nach.

Spielen Sie etwas — ich habe Sie lange nicht gehört, sagte er, als er mich im Saale einholte.

Das wollte ich auch . . . Sergej Michajlowitsch! sagte ich und sah ihm plötzlich gerade in die Augen, Sie sind mir doch nicht böse?

Warum sollte ich? fragte er. Es war mir immer, als müßte er aufgehört haben, mich zu achten, als müßte er mir böse sein.

Weil ich am Nachmittag ungehorsam war, sagte ich errötend.

Er verstand mich, schüttelte den Kopf und



lächelte. Sein Blick sagte, daß er eigentlich schelten müsse, aber nicht die Kraft dazu in sich fühle.

Es schadet also nichts, wir sind wieder Freunde? sagte ich und setzte mich an das Klavier.

Versteht sich! sagte er.

In dem großen, hohen Saale brannten nur die beiden Kerzen auf dem Klavier; der übrige Raum lag im Halbdunkel. Durch die geöffneten Fenster schien die helle Sommernacht herein; alles war still, nur Katjas ungleichmäßige Schritte ließen sich aus dem dunklen Salon hören, und sein Pferd, das vor dem Fenster angebunden war, schraubte und schlug mit den Hufen in die Kletten.

Er saß hinter mir, so daß ich ihn nicht sehen konnte, aber überall, im Halbdunkel des Zimmers, in den Tönen, in mir selbst empfand ich seine Gegenwart; jeden seiner Blicke, jede seiner Bewegungen fühlte ich, ohne sie zu sehen, in der Tiefe meines Herzens.

Ich spielte die Phantasie-Sonate von Mozart, die er mir mitgebracht, und die ich bei ihm und für ihn gelernt hatte. Ich dachte nicht an das, was ich spielte, muß aber wohl gut gespielt haben, denn er schien damit zufrieden zu sein. Ich teilte den Genuß, den er dabei hatte, und ohne ihn zu sehen, fühlte ich, daß sein Blick auf mir ruhte. Endlich sah ich mich nach ihm um, fuhr aber unwillkürlich und halb bewußtlos fort, die Finger zu bewegen. Sein Kopf zeichnete sich auf dem

hellen Hintergrunde der Nacht ab; er hatte die Wange auf die Hand gestützt und sah mich mit glänzenden Augen unverwandt an. Ich lächelte, als ich seinem Blicke begegnete, und hörte auf zu spielen; auch er lächelte, deutete aber vorwurfsvoll mit einer Kopfbewegung auf die Noten, damit ich weiter spiele.

Als ich mein Spiel unterbrach, stieg eben der Mond herauf, und es wurde heller in dem Saale, den jetzt außer dem schwachen Licht der Kerzen auch noch der silberne Schein erleuchtete, der durch die Fenster auf den Fußboden fiel. Katja kam herbei und sagte, es habe weder Sinn noch Verstand, so an der schönsten Stelle abzubrechen, und ich hätte schlecht gespielt. Er aber sagte, ich hätte nie so gut gespielt wie heute, und fing an, in den Zimmern hin und herzugehen, aus dem Saale in den dunklen Salon und wieder zurück in den Saal, wobei er sich jedesmal nach mir umsah und lächelte. Auch ich lächelte, ich hätte sogar ohne jede Veranlassung lachen mögen, so freute ich mich über irgend etwas, das heute soeben geschehen sein mußte. Als er wieder einmal in der Salonthür verschwand, umarmte ich Katja, die neben mir am Klavier stand, und küßte sie auf meine Lieblingsstelle, auf den vollen Hals unter dem Kinn, als er aber zurückkehrte, machte ich ein ernstes Gesicht, obwohl ich das Lachen kaum zu unterdrücken vermochte.



Was ist nur heute mit ihr vorgegangen? fragte Katja ihn.

Aber er antwortete nicht. Er lächelte mir nur zu. Er wußte, was mit mir vorgegangen war.

Sehen Sie, welch eine Nacht! sagte er darauf aus dem Salon, indem er vor der offenen Balkonthür stehen blieb, die nach dem Garten hinausging.

Wir folgten ihm, und wirklich, es war eine Nacht, wie ich keine je wieder gesehen habe. Der volle Mond stand hinter uns, über dem Hause, so daß er nicht zu sehen war, und der halbe Schatten des Daches, der Säulen und des Linnen-dachs auf der Terrasse schräg über den sandbestreuten Pfad und den Rasenplatz fiel. Alles übrige war hell und vom Silber des Taus und des Mondlichts übergossen. Der breite Weg zwischen den Blumenbeeten, auf den von der einen Seite schräg der Schatten der Georginen und ihrer Stäbe fielen, verlor sich, ganz in Licht und Kühle gehüllt, und von Kieselsteinen funkelnd in der nebligen Ferne. Hinter den Bäumen war das helle Glasdach des Treibhauses zu sehen, und aus dem Hohlwege stieg wallender Nebel auf. Die bereits etwas entlaubten Syringenbüsche waren bis auf die kleinsten Zweige von Licht umflossen. Die vom Tau benetzten Blumen konnte man alle deutlich erkennen. In den Alleen verschwammen Licht und Schatten so eigentümlich, daß sie nicht mehr Bäume und Wege, sondern hohe, durchsichtige,

schwankende, zitternde Wölbungen zu sein schienen. Rechts, im Schatten des Hauses, war alles schwarz, verschwommen, unheimlich. Aber um so heller hob sich aus dieser Finsternis der phantastische, leuchtende Gipfel der Silberpappel, die wie mit ausgebreiteten Flügeln bereit schien, fortzuschweben in die schimmernde, tiefblaue Weite.

Wollen wir nicht spazieren gehen? sagte ich.

Katja stimmte zu, sagte aber, ich sollte Überschuhe anziehen.

Das ist nicht nötig, Katja, sagte ich, Sergej Michajlowitsch wird mir den Arm geben. Als ob meine Füße dadurch vor Kälte geschützt werden könnten! Damals aber verstanden wir alle, was ich meinte, und fanden es in der Ordnung. Er pflegte mir niemals den Arm zu geben; jetzt aber nahm ich ihn ohne weiteres, und er schien sich nicht darüber zu wundern. Wir gingen zusammen die Terrasse hinunter; die ganze Welt sah fremdartig aus — dieser Himmel, dieser Garten, diese Luft waren mir unbekannt.

Wenn ich die Allee, in der wir gingen, hinunter sah, war mir, als ob wir nicht weiter könnten, als ob dicht vor uns jede Möglichkeit der freien Bewegung aufhörte, und alles auf immer wie in unantastbare Schönheit gebannt wäre. Aber wir bewegten uns, und die Zauberwand der Schönheit that sich auf, ließ uns ein, und nun war es wieder unser Garten mit seinen Blumen, seinen

Wegen, seinen trodenen Blättern; und wir gingen auf diesen Wegen, traten auf die Lichtkreise und Schatten, und wirkliches trodenes Laub raschelte unter unsern Füßen, und ein frischer Zweig berührte meine Wange. Und er war es, der in gleichmäßigen, langsamen Schritten an meiner Seite wandelte und behutsam meinen Arm führte, und Katja war es, die mit knarrenden Schuhen neben uns ging. Und der Mond stand am Himmel und sah durch regungslose Zweige auf uns nieder. . . . Aber mit jedem Schritt hinter uns und vor uns schloß sich wieder die Zauberwand, und ich glaubte nicht mehr daran, daß man noch weiter gehen könnte. Ich glaubte nicht mehr an alles das, was war.

„Ach, ein Frosch! rief Katja.

„Wer sagt das und warum?“ dachte ich, aber dann fiel mir ein, daß es Katja war, und daß sie sich vor Fröschen fürchtete. Ich sah vor meine Füße nieder; ein kleines Fröschlein sprang auf und blieb dann regungslos liegen, so daß sein kleiner Schatten auf dem hellen Lehm Boden des Weges zu sehen war.

Sie fürchten sich nicht? sagte er.

Ich sah zu ihm auf. Wo wir standen, war eine Lücke in der Lindenreihe, und ich sah deutlich sein schönes, glückliches Gesicht . . . „Sie fürchten sich nicht?“ hatte er gesagt, ich aber hörte deutlich die Worte: „Ich liebe dich! geliebtes Mädchen!“

— und: „Ich liebe dich! ich liebe dich!“ wiederholte sein Blick, seine Hand — und Licht, Schatten, Luft, alles wiederholte und bestätigte diese Worte.

Wir gingen durch den ganzen Garten; Katja begleitete uns mit ihren kleinen Schritten und atmete schwer. Endlich sagte sie, es wäre Zeit, ins Haus zurückzukehren. Ich hatte Mitleid mit der Armen. „Warum fühlt sie nicht dasselbe wie du? dachte ich; warum sind in dieser Nacht nicht alle Menschen jung und glücklich, wie ich und er?“

Wir gingen ins Haus zurück, aber obwohl schon die Hähne krächten, alles im Hofe schlief und sein Pferd immer ungeduldiger schnaubte und stampfte, ritt er noch nicht fort. Auch Katja mahnte uns nicht, daß es spät sei, und so saßen wir, ohne es zu wissen, bis drei Uhr morgens beisammen und sprachen von den gleichgültigsten Dingen; die Hähne krächten schon zum drittenmal, und der Tag begann zu grauen, als er endlich aufbrach. Er nahm Abschied wie gewöhnlich, sagte nichts Besonderes, aber ich wußte, daß er jetzt mein war, und daß ich ihn nicht wieder verlieren würde.

Und dann gestand ich mir, daß ich ihn liebte, und sobald ich das gethan, ging ich zu Katja und erzählte ihr alles. Sie war erfreut und gerührt — aber sie konnte schlafen, die Arme! — in dieser Nacht! — Ich dagegen ging noch lange, lange auf der Terrasse und im Garten umher, dachte zurück an jedes seiner Worte, an jede seiner Be-



wegungen und wanderte wieder durch die Alleen, durch die ich mit ihm gegangen war. Die ganze Nacht blieb ich wach, zum erstenmal im Leben sah ich den Sonnenaufgang und das Morgenrauen. Und nie wieder habe ich eine solche Nacht, noch einen solchen Morgen gesehen. „Warum aber sagt er nicht einfach, daß er mich liebt? fragte ich mich selbst. Warum sucht er nach Hindernissen und nennt sich alt, während alles so einfach und schön ist? Warum verliert er die goldene Zeit, die vielleicht so nie wiederkehrt? . . . Ob er mit Worten sagte: Ich liebe dich! oder nur meine Hand faßt, errötet, die Augen niederschlägt . . . ich würde ihn verstehen und ihm alles sagen. Nein, sagen nicht! ihn umarmen, mich an ihn schmiegen und weinen . . . Aber wie, wenn ich mich irrte? . . . wenn er mich nicht liebte?“ fiel mir plötzlich ein.

Ich erschrak vor meinem Gefühl . . . Gott weiß, wohin es mich führen könnte, und sein und mein Empfinden verwirren! Und dann fiel mir wieder ein, wie ich ins Gewächshaus hinuntergesprungen war, und mir wurde schwer, sehr schwer zu Mut, Thränen stürzten mir aus den Augen, und ich fing an zu beten. Und dann kam mir ein seltsamer Einfall, der mich beruhigte und mich mit Hoffnung erfüllte. Ich nahm mir vor, von heute an zu fasten, um mich zum Abendmahl vorzubereiten, das ich an meinem Geburtstage nehmen



wollte, und an diesem Tage wollte ich seine Braut werden.

Wieso, warum, wie das geschehen könnte, ich wußte es nicht, aber ich glaubte und wußte von diesem Augenblick an, daß es so sein würde.

Es war inzwischen Tag geworden; die Hofleute fingen an sich zu regen, und ich ging in mein Zimmer hinauf.



Die Fasten der Himmelfahrt Mariä hatten begonnen, und alle im Hause fanden es natürlich, daß ich mich in dieser Zeit zur Abendmahlsfeier vorbereitete.

Er kam diese ganze Woche nicht einmal zu uns, und ich wunderte mich nicht darüber, ängstigte mich nicht, zürnte ihm nicht, im Gegenteil, es freute mich, daß er nicht kam, und ich erwartete ihn erst zu meinem Geburtstage. Die ganze Woche hindurch stand ich früh auf und ging, bis angespannt war, allein in den Garten, nahm in Gedanken die Sünden des vergangenen Tages durch und überlegte, wie ich es anfangen könnte, um mit dem heutigen Tage zufriedener zu sein und nicht wieder zu fehlen. Damals schien es mir leicht, sich rein von Sünden zu erhalten, ich glaubte, daß man nur ein wenig zu wollen brauche. Dann fuhr der Wagen vor; Katja oder eins der Dienst-

mädchen setzte sich zu mir und wir fuhren die drei Berst weit nach der Kirche. Wenn ich in die Kirche eintrat, erinnerte ich mich, daß für alle gebetet wird, die „mit Gottesfurcht eintreten“, und ich gab mir ernstlich Mühe, mit dieser Empfindung die zwei mit Gras bewachsenen Stufen der Vorhalle zu überschreiten.

In der Kirche pflegten um diese Zeit nicht mehr als etwa zehn Personen anwesend zu sein: fastende Bäuerinnen und Hofleute. Ich ließ es mir angelegen sein, ihre Grüße mit freundlicher Demut zu erwidern, und ging — was mir wie eine Heldenthat vorkam — an die Kerzenschublade, ließ mir von dem Küster, einem alten Soldaten, eine Kerze anzünden und stellte sie vor die Heiligenbilder. Durch die Hauptthür des Allerheiligsten sah man die Altardecke, die Mama gestickt hatte. Über der Heiligenwand standen die beiden Engel mit Sternen, die mir so groß erschienen, als ich noch klein war, und über ihnen schwebte die Taube mit dem gelben Heiligenschein, die ich damals so sehr bewundert hatte. Hinter dem Chorgitter zeigte sich das verbogene Taufbeden, an dem ich so viele Kinder unserer Hofleute hatte taufen sehen, und an dem ich selbst getauft worden war. Und dann erschien der alte Priester in der aus des Vaters Sargdecke gefertigten Stola, und las die Messe mit derselben Stimme, mit der er, so lange ich mich erinnern konnte, den Gottesdienst in unserm

Hause gehalten, Ssonja getauft und die Leichenmessen für den Vater und die Mutter gelesen hatte; und dieselbe klapperige Stimme des Psalmenängers erscholl vom Chore; und dasselbe alte Weib, das ich bei jedem Gottesdienst gesehen, stand gebückt an der Wand, sah mit thränenden Augen auf das Heiligenbild über dem Chore, drückte die zusammengelegten Finger an das verschossene Kopftuch und murmelte mit zahnlosem Munde vor sich hin. Das alles war nichts Neues für mich, war mir aber nicht allein wegen der damit verknüpften Erinnerung heilig, sondern schien mir an sich voll tiefer Bedeutung zu sein. Ich lauschte auf jedes Wort der vorgelesenen Gebete, suchte andächtig zu antworten, und wenn ich etwas nicht verstand, bat ich in Gedanken, Gott möge mich erleuchten, oder ersetzte das nicht Gehörte durch eigne Worte. Wenn die Bußgebete gelesen wurden, rief ich mir meine Vergangenheit ins Gedächtnis, und diese kindlich=unschuldige Vergangenheit erschien mir so schwarz im Vergleich mit dem jetzigen lichtvollen Zustande meiner Seele, daß ich in Thränen ausbrach und vor mir selber schauderte; dabei fühlte ich aber, daß das alles vergeben würde, auch wenn ich noch schwerere Sünden auf der Seele hätte — daß meine Reue dann sogar noch süßer wäre. Zu Ende des Gottesdienstes, wenn der Priester sagte: Gottes Segen über euch! hatte ich jedesmal ein körperliches Gefühl des

Wohlbehagens, als ob bei diesen Worten Licht und Wärme in mein Herz drängen.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes pflegte der Priester zu mir herauszukommen und zu fragen, ob und wann er sich bei uns einfinden solle, um die Vesper zu lesen; aber dann dankte ich ihm gerührt für die Mühe, die er sich meiner wegen geben wolle, und sagte, daß ich wieder in die Kirche kommen würde.

Sie wollen sich selbst bemühen, pflegte er dann zu sagen.

Und ich wußte nicht, was ich antworten sollte, ohne mich durch Stolz zu versündigen.

Wenn mich Katja nicht begleitete, schickte ich immer vor der Messe die Pferde zurück und ging allein zu Fuß nach Haus. Demütig grüßte ich alle, die mir begegneten; ich suchte jede Gelegenheit, zu helfen, zu raten, ein Opfer zu bringen, einem Wagen mit aufzuhelfen, ein Kind zu wiegen, aus dem Wege zu gehen und mich dabei schmutzig zu machen.

Eines Abends, als unser Verwalter mit Katja über die Vorgänge im Dorfe sprach, hörte ich ihn sagen, daß der Bauer Semjon gekommen sei, um Bretter für den Sarg seiner Tochter und einen Rubel für Totenmessen zu erbitten, und daß er ihm beides gegeben. „Sind die Leute so arm?“ fragte ich. „Sehr arm, gnädiges Fräulein; sie haben nicht das Salz zum Brote,“ antwortete der

Verwalter. Mir war, als ob mir etwas das Herz zusammenschürte, und dabei empfand ich doch eine gewisse Freude. Ich sagte Katja, daß ich spazieren gehen wolle, lief hinauf, suchte mein Geld zusammen — es war nicht viel, aber alles, was ich besaß, — und nachdem ich mich bekreuzt hatte, ging ich allein über die Terrasse und durch den Garten nach dem Dorfe zu Semjons Hütte. Sie lag am Rande des Dorfes; von niemand bemerkt, näherte ich mich dem Fenster, legte Geld ins Fenster und klopfte an. Es trat jemand aus der Hütte heraus, und eine Stimme rief: wer da? — ich aber erschrak und lief, zitternd vor Furcht wie eine Verbrecherin, nach Haus zurück.

Katja fragte mich, wo ich gewesen wäre, und was mir geschehen sei; aber ich verstand kaum, was sie sagte, und gab keine Antwort; alles schien mir plötzlich so nichtig und klein. Ich verschloß mich in mein Zimmer, ging lange hin und her und war nicht imstande, etwas zu thun, zu denken, oder mir über meine Gefühle Rechenschaft zu geben.

Ich dachte an die Freude der armen Familie, an die Dankbarkeit, mit der sie den Geber des Geldes nennen würden, und es that mir leid, daß ich es ihnen nicht selbst gegeben hatte. Ich stellte mir auch vor, was Sergej Michajlowitsch sagen würde, wenn er von dieser Handlung hörte, und freute mich, daß niemals jemand etwas davon erfahren würde; und es kam eine so große Freudig-





keit über mich, und alles — auch ich selbst — erschien mir in so mildem Lichte, daß der Gedanke an den Tod zu einem Traume des Glückes für mich wurde. Ich lächelte, betete, weinte und empfand für alle Menschen, und auch für mich selbst, eine leidenschaftliche Zuneigung.

In den Zwischenzeiten von einem Gottesdienst zum andern las ich das Evangelium; und immer verständlicher wurde mir dies Buch, immer rührender und einfacher erschien mir die Geschichte dieses göttlichen Lebens, immer erhabener und unergründlicher die Tiefe des Gefühls und der Gedanken, die ich in seiner Lehre fand. Wie klar und einfach stellte sich mir alles dar, wenn ich dann von diesem Buche aufstand und das Leben um mich her betrachtete. Es schien so schwer, nicht gut zu sein, und so einfach, alle zu lieben und geliebt zu werden.

Alle waren gut und sanft gegen mich; Sonja sogar, die ich fortfuhr zu unterrichten, war anders als sonst, sie war eifrig bemüht mich zu verstehen, suchte mir gefällig zu sein und gab sich Mühe, mich nicht zu ärgern. Wie ich gegen die Menschen war, so waren sie gegen mich.

Als ich mich auf die zu besinnen suchte, die ich gekränkt hatte und die ich vor dem Abendmahl um Verzeihung bitten mußte, fiel mir nur eine Dame in der Nachbarschaft ein, über die ich ein Jahr vorher in Gegenwart anderer gelacht hatte,

und die seitdem aufgehört hatte, uns zu besuchen. Ich schrieb ihr, bekannte meine Schuld und bat um Verzeihung. Sie antwortete mit einem Briefe, in dem sie selbst um Verzeihung bat und mir verzieh. Ich weinte vor Freude, als ich diese einfachen Zeilen las, in denen mir damals ein tiefes, rührendes Gefühl zu liegen schien. Meine Wärterin weinte, als ich sie um Verzeihung bat. Warum sind alle Menschen so gut gegen mich? womit habe ich so viel Liebe verdient? fragte ich mich selbst, und unwillkürlich dachte ich an Sergej Michajlowitsch, und meine Gedanken blieben lange mit ihm beschäftigt. Ich konnte nicht anders und hielt es auch nicht für Sünde; aber ich dachte jetzt anders an ihn, als in jener Nacht, da ich zuerst erkannte, daß ich ihn liebe. Ich dachte an ihn, wie an mich selbst, und zog ihn unwillkürlich in jeden Gedanken an meine Zukunft hinein. Der drückende Einfluß, den ich bisher in seiner Gegenwart empfunden, verschwand vollständig in meiner Vorstellung. Ich fühlte mich ihm jetzt gleich, und von der Höhe der heiligen Stimmung, in der ich mich jetzt befand, verstand ich ihn ganz. Alles, was mir früher in seinem Wesen seltsam erschienen war, wurde mir begreiflich. Erst jetzt verstand ich, warum er sagte, das wahre Glück bestehe nur darin, für andere zu leben, und stimmte von Grund des Herzens mit ihm überein. Ich war überzeugt, daß wir beide ein ruhiges, unendliches

Glück ineinander finden würden. Ich dachte nicht an Reisen ins Ausland, nicht an Gesellschaften, nicht an äußern Glanz, sondern nur an ein stilles Familienleben auf dem Lande, unablässige Selbstaufopferung, unwandelbare Liebe und dankbares Anerkennen der Güte der Vorsehung.

Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich an meinem Geburtstage zum Abendmahl und war, als ich aus der Kirche kam, von einem so tiefen Glücksgefühl erfüllt, daß ich die Rückkehr in's Leben fürchtete, weil jeder neue Eindruck mein Glück zerstören konnte. Aber kaum waren wir aus dem Wagen gestiegen, als ein bekanntes Cabriolet über die Brücke polterte, und ich Sergej Michajlowitsch erblickte. Er gratulierte mir, und wir gingen zusammen in den Saal. Niemals, seit ich ihn kannte, war ich ihm gegenüber so unbefangen und selbständig gewesen, wie diesen Morgen. Ich fühlte, daß eine ganze neue Welt in mir lebte, die er nicht kannte, und die über ihm stand. Ich fühlte nicht mehr die geringste Befangenheit in seiner Gegenwart. Er schien zu ahnen, woher das kam, und war besonders sanft und achtungsvoll gegen mich. Ich trat ans Klavier; aber er schloß es zu und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Verderben Sie Ihre Stimmung nicht, sagte er; Sie tragen jetzt eine Harmonie in der Seele, die besser ist, als jede andere in der Welt.

Ich war ihm dankbar für diese Worte, und doch fühlte ich ein leises Unbehagen darüber, daß er so leicht und klar durchschaute, was ich — allen verborgen — in der Seele trug.

Beim Mittagessen sagte er, daß er gekommen sei, sowohl um mir zu gratulieren, als um Abschied zu nehmen, denn er würde morgen nach Moskau reisen. Während er das sagte, sah er Katja an, streifte aber flüchtig mein Gesicht, und ich verstand, daß er fürchtete, dem Ausdruck der Betrübniß in meinen Mienen zu begegnen. Aber ich wunderte mich nicht, erschrak nicht, fragte nicht einmal, auf wie lange er fort wollte. Ich wußte, daß er dies von selbst sagen — und überhaupt nicht abreisen würde. Woher ich das wußte, kann ich nicht erklären. Aber an diesem denkwürdigen Tage schien mir, als ob ich alles wüßte, das Gegenwärtige und das Zukünftige. Ich befand mich in einer Art von glückseligem Traume, wo alles noch Bevorstehende bereits geschehen zu sein scheint, so daß ich alles wußte, was kommen, und auch die Art und Weise, wie es kommen würde.

Er wollte gleich nach Tisch wieder wegfahren; aber Katja, die von der Messe ermüdet war, hatte sich etwas niedergelegt, und er mußte auf ihr Erwachen warten, um ihr Lebewohl zu sagen. Da es im Saale sonnig war, gingen wir auf die Terrasse. kaum hatten wir uns gesetzt, als ich in größter Ruhe das Gespräch begann, das über das Schicksal

meiner Liebe entscheiden sollte. Nicht einen Augenblick früher und nicht einen Augenblick später, als wir uns niedersehten, begann ich. Noch war kein Wort gesprochen, noch hatte die Unterhaltung keinen Ton oder Charakter, der in das, was ich sagen wollte, hätte hineinspielen können. Ich weiß selbst nicht, woher ich diese Ruhe und die Klarheit und Entschlossenheit meiner Ausdrucksweise nahm. Es war, als ob nicht ich, sondern etwas von meinem Willen Unabhängiges in mir spräche. Er saß mir gegenüber, hatte sich auf das Geländer gestützt und einen Syringenzweig herangezogen, von dem er die Blätter abriß. Als ich zu sprechen begann, ließ er den Zweig los und stützte den Kopf in die Hand, eine Haltung, die sowohl große Ruhe, wie große Aufregung andeuten konnte.

Warum reisen Sie? fragte ich bedeutungsvoll gedehnt und sah ihm gerade ins Gesicht.

Er antwortete nicht sogleich.

Geschäfte, sagte er dann, schlug aber die Augen nieder. Ich begriff, wie schwer es ihm wurde, auf meine aufrichtige Frage mit einer Lüge zu antworten.

Hören Sie, sagte ich, Sie wissen, welcher Tag heute für mich ist. In vieler Hinsicht ist dieser Tag höchst wichtig. Wenn ich Sie frage, so geschieht es nicht, um Teilnahme auszudrücken (Sie wissen, daß ich an Sie gewöhnt bin und



Sie gern habe). Ich frage, weil ich wissen muß . . . Warum verreisen Sie?

Es fällt mir sehr schwer, Ihnen die Wahrheit zu sagen, antwortete er; ich habe diese Woche viel über Sie und mich nachgedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, daß ich fort muß. Warum, verstehen Sie, und wenn Sie mich lieb haben, fragen Sie nicht weiter. Er rieb sich die Stirn und legte die Hand dann über die Augen. Es wird mir schwer . . . und Sie verstehen das.

Mein Herz fing heftig an zu klopfen.

Nein, ich kann es nicht verstehen, sagte ich, ich kann nicht! Sagen Sie mir . . . um Gotteswillen, um des heutigen Tages willen, sagen Sie es mir . . . ich kann alles ruhig hören.

Er veränderte seine Stellung, sah mich an und faßte wieder nach dem Zweige.

Warum nicht? sagte er, nachdem er eine Weile geschwiegen, indem er sich vergebens bemühte, seiner Stimme die gewöhnliche Festigkeit zu geben. Es ist zwar albern und fast unmöglich, dergleichen mit Worten zu erklären, aber wenn es mir auch schwer fällt, ich will versuchen, mich Ihnen deutlich zu machen. Bei diesen Worten verzog er das Gesicht, als ob er körperlichen Schmerz empfände.

Nun? sagte ich.

Denken Sie sich einen Mann, einen alten, ab-

genutzten Gesellen, den wir A. nennen wollen, und ein junges, glückliches Mädchen, B. mit Namen, das weder die Menschen, noch das Leben kennt. Besondere Familienverhältnisse haben es gefügt, daß er sie lieb gewann wie eine Tochter, und es kam ihm nie in den Sinn, daß er sie jemals anders lieben könnte.

Er schwieg, aber ich unterbrach die Pause nicht.

Nach einer Weile fuhr er schnell und entschlossen fort, ohne mich anzusehen:

Nach und nach vergaß er, daß B. so jung und das Leben für sie ein Spiel war. Und plötzlich kam ihm zum Bewußtsein, daß ein anderes Gefühl, schwer wie die Keue, sich in seine Seele schlich — und er erschraf . . . erschraf, daß ihre früheren freundschaftlichen Beziehungen zerstört werden sollten, und beschloß, lieber fortzugehen, als diese Beziehungen aufs Spiel zu setzen. Während er dies sagte, hatte er abermals die Hand über die Augen gelegt; dann schwieg er und schien in Nachdenken zu versinken.

Aber warum fürchtete er zu lieben? fragte ich, indem ich meine Aufregung bezwang, in meinem gewöhnlichen Tone; aber ihm mußte er scherzend geflungen haben, denn er antwortete mit dem Ausdruck der Kränkung:

Sie sind jung — ich bin es nicht mehr. Sie wollen spielen — ich brauche etwas anderes.

Spielen Sie, aber nicht mit mir . . . es würde mir, glaube ich, nicht gut sein, und Sie würden sich später ein Gewissen daraus machen. . . . So hat A. geantwortet, fügte er hinzu. Das alles ist ja Unsinn . . . Aber Sie verstehen, warum ich reise, und wir wollen nicht mehr davon sprechen . . . ich bitte Sie!

Ja, ja, wir wollen davon sprechen! antwortete ich, und Thränen zitterten in meiner Stimme. Hat er sie geliebt oder nicht?

Er gab keine Antwort.

Und wenn er sie nicht geliebt hat, fuhr ich fort, warum hat er mit ihr gespielt, wie mit einem Kinde?

Ja, ja, A. war der Schuldige! fiel er mir schnell in die Rede. — Dann aber machte er ein Ende, und sie trennten sich . . . als Freunde.

Das ist schrecklich! Wäre denn keine andere Lösung möglich? fragte ich und erschrak vor meinen eignen Worten.

Jawohl, antwortete er, indem er die Hand von den Augen nahm und mich gerade ansah. Es sind zwei verschiedene Lösungen möglich. Aber um Gotteswillen, unterbrechen Sie mich nicht und verstehen Sie mich recht: die einen behaupten, fuhr er fort, indem er aufstand und schmerzlich erzwungen lächelte, die einen behaupten, A. wäre verrückt geworden, er hatte B. wahnsinnig geliebt

und sagte ihr das . . . Sie aber lachte dazu, denn ihr war das alles Scherz, für ihn aber war es das Wichtigste im Leben.

Ich zuckte zusammen, wollte ihn unterbrechen, ihm sagen, daß er sich nicht erlauben dürfe, für mich zu antworten; aber er hielt mich zurück, indem er seine Hand auf die meinige legte.

Warten Sie! fuhr er mit zitternder Stimme fort; andere sagen, sie hätte Mitleid mit ihm gehabt, hätte sich eingebildet — die Arme, die Menschen und Leben nicht kannte — daß sie ihn wirklich lieben könne, und hätte darein gewilligt, sein Weib zu werden. Und er, der Wahnsinnige, glaubte . . . glaubte, daß sein Leben von neuem beginnen könne! . . . Aber nur zu bald sah sie ein, daß sie ihn und er sie getäuscht hatte . . . Wir wollen nicht mehr darüber sprechen! schloß er, augenscheinlich außer Stande, weiter zu reden, und fing schweigend an hin- und herzugehen.

Wir wollen nicht mehr darüber sprechen, hatte er gesagt; aber ich sah, daß er mit allen Kräften seiner Seele auf meine Antwort wartete. Ich wollte sprechen, aber ich konnte nicht . . . die Brust war mir wie zusammengeschnürt. Ich sah ihn an: er war bleich und seine Unterlippe zitterte. Er that mir leid. Ich machte eine Anstrengung, zerriß den Bann des Schweigens, der mich einschmiedete, und fing mit einer leisen, kaum hör-

baren Stimme, die jeden Augenblick zu erlöschen drohte, zu sprechen an.

Und die dritte Lösung? sagte ich und stotzte wieder. Aber er schwieg. Und die dritte Lösung . . . daß er sie nicht liebte, aber sie unglücklich machte, unglücklich, und meinte, er habe recht und davon ging und noch stolz darauf war. Ihnen, nicht mir war alles Scherz, ich habe Sie vom ersten Tage an geliebt, ich habe Sie geliebt! wiederholte ich, und bei dem Worte „geliebt“ verwandelte sich meine flüsternde innerliche Stimme in einen wilden Schrei, der mich selbst erschreckte.

Er stand bleich mir gegenüber; seine Lippe zitterte stärker und stärker, und zwei Thränen rollten über seine Wangen.

Das war schlecht! schrie ich wieder; ich fühlte mich von bitteren, nicht geweinten Thränen dem Ersticken nahe. Warum? sagte ich und wollte aufstehen, um fortzugehen.

Aber er ließ mich nicht. Sein Kopf lag auf meinen Knien, seine Lippen küßten meine zitternden Hände, und seine Thränen fielen darauf nieder.

Mein Gott, wenn ich gewußt hätte, sagte er.

Warum? wiederholte ich immer aufs neue, und in meinem Herzen war Seligkeit, eine Seligkeit, die längst entschwunden ist und nimmer wiederkehrt.

Fünf Minuten später lief Ssonja zu Katja hinauf und schrie durch das ganze Haus:

Mascha will Sergej Michajlowitsch heiraten!





Es gab keinen Grund, unsere Hochzeit aufzuschieben, und weder ich noch er wünschte das. Katja wäre freilich gern nach Moskau gefahren, um Einkäufe und Bestellungen für die Aussteuer zu machen, und seine Mutter hätte gern gesehen, daß er vor der Heirat eine neue Kutsche und Möbel gekauft, und daß das Haus neu tapeziert worden wäre; aber wir beide bestanden darauf, das alles — wenn es überhaupt notwendig sein sollte — später zu thun, und wollten vierzehn Tage nach meinem Geburtstage in aller Stille heiraten, ohne Aussteuer, ohne Gäste, ohne Brautjungfern, ohne Festmahl, ohne Champagner und alle die übrigen unentbehrlichen Beigaben einer Hochzeit. Er erzählte mir, wie unzufrieden seine Mutter damit wäre, daß die Hochzeit ohne Musik stattfinden sollte, und ohne daß die Aussteuer zur Schau gestellt und das Haus neu gepuht wurde, wie es bei ihrer Hochzeit geschehen war, die 30000 Rubel gekostet hatte. Er beschrieb, wie ernst und geheimnisvoll — damit er es nicht merken sollte — sie Kisten und Kasten bis in den Keller hinunter durchsehe, und wie sie sich mit Marjuschka, der Beschließerin, über gewisse, für unser Glück unentbehrliche Teppiche, Gardinen und Theebretter beriet. In unserm Hause leistete Katja dasselbe

mit meiner Wärterin Kusminischna, und sie litt durchaus nicht, daß diese Angelegenheit scherzhaft behandelt wurde. Sie war überzeugt, daß wir beide — wenn wir uns überhaupt um die Zukunft kümmern — nur an Zärtlichkeiten dächten und Unsinn sprächen, wie das Menschen in unsern Verhältnissen eigen sei; daß aber die Grundlage unseres künftigen Glückes in dem richtigen Zuschnitt der Wäsche und dem Säumen der Tischtücher und Servietten zu suchen sei. Zwischen Potrowskoje und Nikolskoje wurden täglich mehrmals geheime Botschaften über die Art und den Fortgang verschiedener Vorbereitungen ausgetauscht; aber obwohl zwischen Katja und seiner Mutter das zärtlichste Einvernehmen zu bestehen schien, ließ sich herausfühlen, daß eine gewisse feindselige, aber tief verborgene Diplomatie zwischen ihnen obwaltete.

Tatjana Semjonowna, seine Mutter, die ich jetzt näher kennen lernte, war eine strenge, steife Hausfrau und Wirtin nach der alten Schule. Sergej Michajlowitsch liebte sie nicht nur pflichtgemäß als Sohn, sondern hatte eine große Zärtlichkeit für sie und hielt sie für die beste, klügste, gütigste, liebevollste Frau der Welt. Tatjana Semjonowna war immer freundlich gegen uns, besonders gegen mich; es war ihr lieb, daß ihr Sohn heiratete. Aber wenn ich sie als Braut besuchte, hatte ich immer das Gefühl, als wollte

sie mir zu verstehen geben, daß ich ihres Sohnes nicht ganz würdig sei, und daß ich gut thun würde, mir dies immer wieder zum Bewußtsein zu bringen. Ich verstand sie vollkommen und war ganz ihrer Meinung.

In diesen beiden Wochen zwischen Verlobung und Hochzeit sahen wir uns täglich. Er kam zum Mittagessen und blieb bis Mitternacht. Aber obwohl er erklärte, — und ich wußte, daß er die Wahrheit sagte, — ohne mich wäre überhaupt kein Leben für ihn, brachte er doch nie den ganzen Tag mit mir zu und gab sich Mühe, seine Geschäfte in alter Weise fortzuführen. Die äußerlichen Beziehungen zwischen uns blieben bis zur Hochzeit dieselben wie früher. Wir fuhren fort, uns Sie zu nennen, er küßte mir nicht einmal die Hand, und anstatt die Gelegenheit zu suchen, mit mir allein zu sein, ging er ihr so viel als möglich aus dem Wege. Es war, als ob er sich fürchtete, der allzu großen, gefährlichen Zärtlichkeit, die ihm eigen war, nachzugeben.

Ich weiß nicht, ob er sich verändert hatte, oder ich; aber ich fühlte mich ihm ganz ebenbürtig. Die erzwungene Abgeschlossenheit, die mir nicht an ihm gefiel, war verschwunden, und statt des Furcht und Achtung einflößenden Mannes sah ich nun oft mit inniger Freude einen vom Glücke trunkenen Knaben in ihm. Wie oft dachte ich jetzt: er ist doch auch ein Mensch wie andere. Mir war, als

ob er klar vor meinen Augen stände, als ob ich ihn ganz erkannt hätte, und alles, was ich von ihm sah und hörte, war einfach und mit mir selbst übereinstimmend. Auch seine Pläne in Bezug auf unser künftiges Zusammenleben waren ganz meine Pläne, nur deutlicher und schöner in seinen Worten ausgesprochen.

Das Wetter war in diesen Tagen schlecht, und wir brachten den größten Teil der Zeit in den Zimmern zu. Die besten, innigsten Gespräche hatten wir in der Ecke zwischen Klavier und Fenster. Das Licht der Kerzen spiegelte sich in den dunklen Scheiben, an die von außen die Tropfen ansetzten und niederflossen. Vom Dache rauschte der Regen und klatschte von der Traufe in den Pfützen am Hause, und der feuchte Hauch, der durch die geschlossenen Fenster drang, ließ es in unserer Ecke noch heller, wärmer und heiterer erscheinen.

Ich wollte Ihnen schon lange etwas sagen, begann er eines Abends, als wir spät allein in dieser Ecke saßen. Während Sie spielten, habe ich immer daran gedacht.

Sagen Sie nichts, ich weiß alles, sagte ich.

Ja, es ist wahr, sprechen wir gar nicht.

Nein, sagen Sie, was? fragte ich.

Erinnern Sie sich der Geschichte, die ich Ihnen von A. und B. erzählt habe?

Wie hätte ich diese dumme Geschichte nicht be-

halten sollen! Gut, daß sie noch ein solches Ende genommen hat.

Ja . . . und wie leicht hätte ich mein Glück durch eigene Schuld verlieren können! Sie haben mich gerettet. Aber das Schlimmste ist, daß ich damals gelogen habe, und nun schäme ich mich und will Ihnen gestehen . . .

Ach, ich bitte, es ist nicht nötig!

Fürchten Sie nichts! sagte er lächelnd. Ich will mich nur rechtfertigen. Als ich anfing zu sprechen, wollte ich mir selbst Vernunft predigen.

Wozu Vernunft predigen? sagte ich, das muß man niemals thun.

Ich that es auch schlecht genug; und doch hatte ich mir — als ich nach allen meinen Enttäuschungen und Fehlgriffen hier aufs Land kam — gesagt, daß es mit der Liebe für mich zu Ende wäre, und daß mir nur noch die Pflichten des Alters zu erfüllen blieben. Über mein Gefühl für Sie gab ich mir lange keine Rechenschaft und ahnte nicht, wohin es mich führen würde. Ich hoffte und hoffte wieder nicht, bald glaubte ich, daß Sie mit mir kokettierten, und glaubte es wieder nicht, und wußte durchaus nicht, was ich thun sollte. Aber nach jenem Abend — erinnern Sie sich? — als wir spät im Garten spazieren gingen, erschraf ich. Mein jetziges Glück stellte sich mir zu groß und unmöglich dar. Und dann fragte ich mich, was werden sollte, wenn ich mir zu hoffen erlaubte,



und es wäre umsonst. Natürlich dachte ich nur an mich selbst, denn ich bin ein scheußlicher Egoist.

Er schwieg und sah mich an.

Und doch habe ich damals nicht ganz Unsinn gesprochen. Ich konnte und mußte doch fürchten! Wieviel nehme ich von Ihnen an, und wie wenig kann ich geben? Sie sind noch ein Kind, eine Knospe, die erst aufspringen wird, Sie lieben zum erstenmale, ich aber . . .

Ja, sagen Sie mir aufrichtig . . . sagte ich; aber plötzlich wurde mir bange vor seiner Antwort. Nein, es ist nicht nötig! fügte ich hinzu.

Ob ich früher geliebt habe? Ja? sagte er, meine Gedanken sogleich erratend. Das kann ich Ihnen sagen: nein, ich habe nicht geliebt, habe niemals etwas empfunden, was diesem Gefühle ähnlich wäre . . . plötzlich stodte er, als ob eine trübe Erinnerung in seiner Seele aufblühte. Nein, auch hier muß ich Ihr Herz besitzen, um das Recht zu haben, Sie zu lieben, sagte er traurig. Wie hätte ich also nicht bedenklich werden sollen, ehe ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebe? Was gebe ich Ihnen? — Liebe, das ist wahr.

Ist das wenig? sagte ich, indem ich ihm in die Augen sah.

Wenig, liebes Herz, für Sie wenig! antwortete er; Sie sind so jung und schön! Ich kann jetzt oft vor freudiger Erregung nicht schlafen und stelle mir dann vor, wie wir zusammen leben werden.

Nach den mancherlei Erfahrungen, die ich gemacht habe, ist mir zu Mut, als hätte ich jetzt gefunden, was zum Glücke nötig ist: ein stilles Leben in unserer Landeinsamkeit, mit den Mitteln den Menschen Gutes zu thun, denen so leicht zu helfen ist und die so wenig daran gewöhnt sind; dazu eine nützliche Thätigkeit, Frieden, Bücher, Musik, Natur und die Liebe zu einem verwandten Wesen . . . das ist mein Glück, ein höheres habe ich nie ersehnt. Und zu alledem eine Gefährtin wie Sie! Vielleicht Familie! Das ist alles, was der Mensch nur wünschen kann.

Ja, sagte ich.

Für mich, der ich die Jugend hinter mir habe, fuhr er fort; aber nicht für Sie. Sie haben noch nicht gelebt und werden vielleicht in andern Dingen Glück suchen und vielleicht auch finden. Jetzt sind Sie nur meiner Ansicht, weil Sie mich lieben.

Nein, ich habe immer nur dies stille Familienleben ersehnt und geliebt, und Sie sprechen nur aus, was ich dachte.

Er lächelte.

Das scheint Ihnen nur so, mein Liebling; für Sie ist das alles zu wenig. Sie sind schön und jung! wiederholte er nachdenklich.

Es kränkte mich, daß er mir nicht glauben wollte und mir gleichsam aus Schönheit und Jugend einen Vorwurf machte.

Warum lieben Sie mich denn? fragte ich

jornig. Meiner Jugend wegen, oder um meiner selbst willen?

Das weiß ich nicht, aber ich liebe Sie, antwortete er, indem er mich mit seinen forschenden, fesselnden Blicken ansah.

Ich antwortete nicht, aber unwillkürlich blickte ich zu ihm auf, und plötzlich ging etwas Seltsames in mir vor. Ich hörte auf zu sehen, was mich umgab, und dann verschwand auch sein Gesicht, nur seine Augen blickten mich aus nächster Nähe an, und endlich schien es mir sogar, als ob diese Augen in mir wären, und ich mußte die meinigen schließen, um mich dem eigentümlichen Bann, den sein Blick in mir hervorrief, und der halb Freude, halb Furcht war, zu entreißen.

Am Vorabend des zur Hochzeit bestimmten Tages flärte sich das Wetter auf, und dem langen Regen, der noch in Sommerwärme begonnen hatte, folgte der erste kalte, glänzende Herbstabend. Alles war klar und frisch. Im Garten wurde zum erstenmal der weite Ausblick durch die fahl gewordenen Bäume und das bunte Farbenspiel des Herbstes bemerklich, der Himmel war klar, hell und bleich.

Ich ging schlafen, glücklich in dem Gedanken, daß morgen an unserem Hochzeitstage schönes Wetter sein würde, erwachte mit der Sonne, und der Gedanke „schon heute!“ . . . erschreckte mich und setzte mich in Verwirrung.

Ich ging in den Garten; die Sonne war eben aufgegangen und leuchtete gebrochen durch die dünnbelaubten Linden der Allee; der Weg war mit raschelndem Laube bedeckt, die runzligen Trauben der Ebereschen röteten sich zwischen den im Nachtfrost zusammengeschrumpften Blättern; die Georginen hingen schlaff und schwarz an ihren Stengeln, und zum erstenmal lag der Reif wie eine Silberdecke auf dem grünen Rasen und auf den zertretenen Aletten am Hause. An dem hellen kalten Himmel war keine Wolke und konnte keine sein.

„Wirklich heute schon? fragte ich mich selbst, indem ich kaum an mein Glück zu glauben vermochte. Ist es möglich, daß ich morgen nicht mehr hier, sondern in dem fremden Hause mit den Säulen, in Nikolstoje erwachen soll? Und ich soll ihn nicht mehr erwarten, ihm nicht mehr entgegengehen, nicht mehr halbe Nächte lang mit Katja von ihm sprechen? nicht mehr mit ihm im Saale von Pokrowskoje am Klavier sitzen, ihm nicht mehr das Geleit geben, wenn er fortgeht, mich nicht mehr in dunklen Nächten um ihn ängstigen?“

Ich erinnerte mich aber, daß er gestern gesagt hatte, er wäre nun zum letztenmal gekommen, und daß Katja mich wiederholt mein Brautkleid anprobieren ließ und dabei sagte: „auf morgen“. Nun glaubte ich für einen Moment, aber gleich

darauf zweifelte ich schon wieder. „Sollte ich wirklich von heute an bei der Schwiegermutter leben, ohne Nadjosha, ohne den alten Grigorij, ohne Katja? sollte ich nicht mehr nach alter Gewohnheit vor dem Schlafengehen meine Wärterin küssen und, nachdem sie mich bekreuzt hatte, ihr „gute Nacht, gnädiges Fräulein“ hören? sollte ich Ssonja nicht mehr unterrichten und mit ihr spielen; nicht mehr zum Morgengruß an die Wand ihres Schlafzimmers klopfen und ihr silbernes Lachen antworten hören? sollte von heute an für mich selbst eine andere werden und ein neues Leben beginnen, das die Verwirklichung meiner Wünsche und Hoffnungen war? sollte dieses neue Leben ewig dauern?“

Mit Ungeduld erwartete ich ihn; es war mir schwer ums Herz, so allein mit diesen Gedanken. Er kam früh, und erst, als er da war, konnte ich's fassen, daß ich noch heute sein Weib sein würde, und erst jetzt hörte dieser Gedanke auf, mir schrecklich zu sein.

Gegen Mittag gingen wir in unsere Kirche, um die Totenmesse für den Vater zu hören.

„Wenn er jetzt lebte!“ dachte ich, als wir nach Haus zurückkehrten, und schweigend stützte ich mich auf den Arm des Mannes, der der beste Freund dessen gewesen war, an den ich dachte. Als ich während des Gebetes meine Stirn auf die kalten Steinplatten der Kapelle neigte, hatte ich mir meinen Vater so lebendig vorgestellt, hatte so fest



geglaubt, seine Seele wäre bei mir und segnete meine Wahl, daß mir auch jetzt zu Mute war, als fühlte ich ihn über uns schweben. Erinnerung und Hoffnung, Glück und Schmerz vereinigten sich, in mir zu einem feierlichen, wohlthuenden Gefühl, zu dem die ruhige, frische Luft, die Stille ringsumher, die kahlen Felder, der blasser Himmel, die glänzende, aber kraftlose Sonne wunderbar paßten. Mir war, als ob der Mann an meiner Seite mich verstehe und meine Empfindung teile. Still und schweigend ging er neben mir, und in seinem Gesicht, das ich dann und wann ansah, drückte sich dieselbe andachtsvolle Erregung aus, die nicht Schmerz, nicht Freude genannt werden konnte, und von der die Natur wie mein Herz erfüllt schien.

Plötzlich wandte er sich zu mir. Ich sah, daß er etwas sagen wollte.

Wenn er von etwas anderem anfängt, als was ich denke! sagte ich zu mir selbst; er begann von meinem Vater zu sprechen, sogar ohne ihn zu nennen.

Er hat mir eines Tages scherzend gesagt: heirate meine Mascha . . . fing er an.

Wie glücklich würde er jetzt sein, sagte ich und drückte den Arm, auf dem der meinige ruhte, fester an mich.

Ja, Sie waren noch ein Kind, fuhr er fort und sah mir in die Augen. Damals küßte ich diese Augen und hatte sie lieb, weil sie den seinigen

ähnlich waren, und ahnte nicht, daß sie mir einst für sich selbst so teuer werden sollten. Damals waren Sie für mich die kleine Mascha.

Sagen Sie du zu mir! sagte ich.

Ich wollte dir eben du sagen, antwortete er; jetzt habe ich endlich die Zuversicht, daß du ganz mein bist, fügte er hinzu, und sein ruhiger, glücklicher, inniger Blick ruhte auf mir.

Wir gingen langsam, auf wenig betretenen Pfaden über die Felder, und wir hörten nichts als unsere Schritte und unsere Stimmen. Auf der einen Seite zogen sich graubraune Stoppelfelder bis zu dem Hohlwege und dem fernen, entlaubten Walde; in der Ferne warf ein Bauer mit seinem Pfluge einen immer breiter werdenden schwarzen Streifen auf. Eine zerstreute Pferdeherde war am Fuß des Berges zu erkennen. Auf der andern Seite und vor uns, bis zum Garten, hinter dessen Bäumen unser Haus sichtbar wurde, grünte schon das Winterkorn unter dem abtauenden Nachtreif. Die matte Sonne glänzte; lange Spinweben zogen durch die klare Luft, legten sich auf die bereiften Stoppeln, flogen uns in die Augen, auf Haar und Kleider, und wenn wir sprachen, blieb der Ton unserer Stimmen über uns schweben in der unbewegten Luft, als ob wir allein in der ganzen Welt, allein unter diesem blauen Gewölbe wären, an welchem flammend und zitternd die wärmelose Sonne strahlte.

Ich wollte ihn ebenfalls du nennen, aber ich schämte mich.

Warum gehst du so rasch? fragte ich endlich schnell und leise, indem ich unwillkürlich rot wurde.

Er ging langsamer und sah mich noch zärtlicher, heiterer und glücklicher an.

Als wir nach Hause kamen, waren seine Mutter und ein paar unvermeidliche Gäste bereits da, und bis wir die Kirche verließen und uns in den Wagen setzten, um nach Nitolskoje zu fahren, blieben wir nicht mehr allein.

Die Kirche war beinahe leer. Mit halbem Blick nur sah ich seine Mutter, die auf dem Teppich beim Chore stand; sah Katja in einer Haube mit einem lila Band, Thränen in den Augen, und endlich zwei oder drei Mädchen vom Hofgesinde, die mich neugierig betrachteten.

Ihn sah ich nicht an, ich fühlte ihn jedoch neben mir; ich lauschte auf die Gebete, wiederholte ihre Worte, aber in meiner Seele weckten sie keinen Widerhall. Ich konnte nicht beten, sah stumpf auf die Heiligenbilder, die Kerzen, das gestickte Kreuz der Stola auf dem Rücken des Priesters, auf das Allerheiligste, auf das Kirchenfenster, und begriff nichts. Ich fühlte nur, daß etwas Außerordentliches mit mir geschah. Als der Priester sich mit dem Kreuz zu uns wandte, und beglückwünschte und sagte, er habe mich getauft, und nun habe Gott gegeben, daß er mich auch habe

trauen dürfen, küßten Katja und seine Mutter uns, und Grigorijs Stimme rief nach dem Wagen. Ich wunderte mich und erschrak, daß alles schon zu Ende sein sollte, während sich nichts, was einem eben vollzogenen Sakrament entsprochen hätte, in meiner Seele regte. Wir küßten uns — aber es war ein sonderbarer, fremder Kuß.

„Ist das alles?“ dachte ich.

Wir traten aus der Vorhalle. Das Rollen der Räder erklang unter der Wölbung der Kirche. Frische Luft hauchte mich an, er setzte den Hut auf und half mir einsteigen. Durch das Wagenfenster sah ich den kalten, von einem Hofe umgebenen Mond.

Er setzte sich neben mich und schlug die Wagenthür zu. Ich fühlte einen Stich im Herzen. Als ob die Sicherheit, mit der er das that, beleidigend für mich gewesen wäre. Katjas Stimme rief, ich möchte mir den Kopf einhüllen; die Räder rasselten über die Steine, kamen dann auf weichen Weg, und wir fahren von dannen. In die Erde gedrückt, sah ich durchs Fenster auf die weiten, hellen Felder und auf den Weg, der sich im kalten Mondlicht vor uns hinzog. Ohne ihn anzusehen, fühlte ich ihn neben mir. „Was ist das alles? hat mir der Augenblick, von dem ich so viel erwartete, nichts weiter gegeben?“ dachte ich, und es schien mir wie erniedrigend und beleidigend, so allein dicht neben ihm zu sitzen. Ich wandte mich zu ihm,



in der Absicht, ihm etwas zu sagen, aber ich fand keine Worte. Es war, als ob ich nie ein Gefühl der Zärtlichkeit für ihn gehabt hätte, ich empfand nur Mißbehagen und Furcht.

Bis zu diesem Augenblicke habe ich noch immer nicht geglaubt, daß es sein könnte! antwortete er ruhig auf meinen Blick.

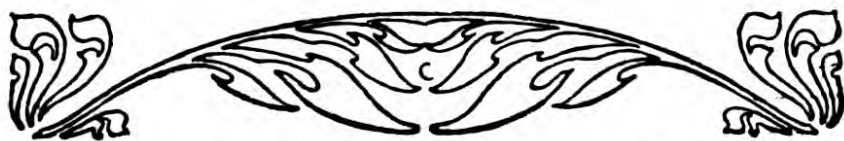
Ich fürchte mich! sagte ich.

Doch nicht vor mir, liebes Herz? fragte er, faßte meine Hand und beugte sein Gesicht darauf nieder.

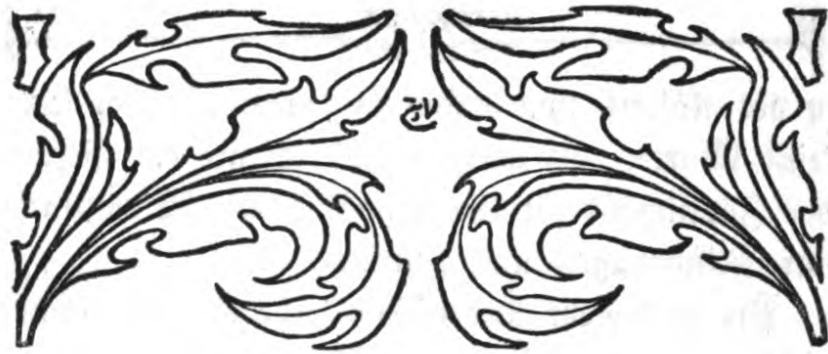
Meine Hand lag leblos in der seinigen und das Herz that mir weh vor Kälte.

Ja, flüsterte ich.

Aber plötzlich fing mein Herz an stärker zu pochen, meine Hand zitterte und drückte seine Hand, ein heißer Schauer durchbebte mich, meine Augen suchten im Halbdunkel seinen Blick, und ich fühlte plötzlich, daß ich ihn nicht fürchtete, daß diese Furcht Liebe, eine neue, stärkere, zärtlichere Liebe war, als die bisherige. Ich empfand, daß ich ihm ganz gehörte, und daß seine Macht über mich mein Glück war.







## Zweiter Teil

### I

Tage, Wochen, zwei Monate gingen in der Einsamkeit des Landlebens scheinbar ereignislos vorüber, und doch hätten die Gefühle, die Aufregungen, das Glück dieses kurzen Zeitraums genügt, ein ganzes Menschenleben auszufüllen. Meine und seine Träume von unserem Zusammenleben auf dem Lande gingen zwar ganz anders in Erfüllung, als wir erwartet hatten, aber die Wirklichkeit war nicht weniger schön als unsere Phantasien. Von dem strengen Fleiß, der ernstesten Pflichterfüllung, der Selbstaufopferung und dem Leben für andere, das ich mir als Braut gedacht, war nicht die Rede. Im Gegenteil, wir lebten nur unserer Liebe, hatten nur den Wunsch, geliebt zu werden, waren von einer grundlosen, stetigen Heiterkeit erfüllt und vergaßen die ganze Welt. Er verließ mich wohl zuweilen, um in seinem Kabinett zu arbeiten, oder fuhr in Geschäften nach der Stadt, oder hatte mit der Verwaltung des Gutes zu thun; aber ich sah, welche Mühe es ihm kostete, sich von mir loszureißen. Und er selbst

gestand mir immer wieder, wie alles in der Welt da, wo ich nicht war, ihm so nichtig erschien, und daß er nicht begriff, wie er sich damit abzugeben vermöge. Mir ging es ebenso: ich las, beschäftigte mich mit Musik, mit der Mama, mit der Schule, aber das alles nur, weil jede dieser Beschäftigungen mit ihm im Zusammenhang stand und seinen Beifall fand. Bei allem, was sich nicht auf ihn bezog, sanken mir die Hände nieder, und es schien mir lächerlich, zu denken, daß außer ihm noch etwas in der Welt existierte.

Das war vielleicht ein verwerfliches, egoistisches Gefühl, aber es machte mich glücklich und erhob mich über das gewöhnliche Leben. Nur er war für mich da, ich hielt ihn für unfehlbar, für den besten Mann auf Erden, nur für ihn konnte ich leben, und mein einziges Bestreben war, ihm zu genügen. Ich wußte wiederum, er hielt mich für die schönste und beste aller Frauen, mit allen möglichen Tugenden begabt, und ich gab mir Mühe, in den Augen des besten und vortrefflichsten Mannes in der Welt diese Frau zu sein.

Eines Tages kam er zu mir in mein Zimmer, als ich gerade betete. Ich sah mich nach ihm um und fuhr fort zu beten; er setzte sich an den Tisch, um mich nicht zu stören, und schlug ein Buch auf. Aber ich glaubte seinen Blick zu fühlen und mußte mich wieder nach ihm umsehen. Er lächelte, ich lachte auf und konnte nicht weiter beten.

Hast du schon gebetet? fragte ich.

Ja, laß dich nicht stören . . . ich gehe wieder.

Du betest doch hoffentlich?

Er wollte hinausgehen, ohne zu antworten, aber ich hielt ihn zurück.

Bitte, mein Herz, um meinetwillen lies die Gebete mit mir.

Er stellte sich neben mich, ließ die Arme ungeschickt hängen, fing mit ernstem Gesicht zu lesen an, stochte hin und wieder, sah sich nach mir um, und schien in meinen Augen Zustimmung und Hilfe zu suchen.

Als er zu Ende gekommen war, lachte ich und umarmte ihn.

O du, du! als ob ich wieder zehn Jahre alt wäre! sagte er errötend und küßte meine Hände.

Unser Haus war eines jener alten Landhäuser, in dem eine Reihenfolge verwandter Generationen in gegenseitiger Liebe und Achtung gelebt haben; alles war gleichsam von guten und tüchtigen Familienerinnerungen erfüllt, die — sobald ich hier eintrat — auch meine Erinnerungen wurden. Die Einrichtung und Lebensweise des Hauses wurde nach altem Brauch durch Tatjana Semjonowna geleitet; daß alles schön und elegant gewesen wäre, kann ich nicht behaupten, aber von der Bedienung bis zu den Möbeln und den Mahlzeiten war alles reichlich, sauber, gut und anständig. Im Saale standen die Möbel symmetrisch an den mit Por-

träts geschmückten Wänden, und den Fußboden bedeckten Teppiche, die im Hause angefertigt waren. Im Divanzimmer gab es ein altes Klavier, zwei Chiffonieren, die nicht zu einander paßten, Divans und einige mit Messing eingelegte Tischchen. In meinem Zimmer, das Tatjana Semjonowna mit besonderer Sorgfalt eingerichtet hatte, standen die besten Möbel des Hauses, aber sie waren aus verschiedenen Jahrhunderten, von ganz verschiedener Art, und ich erinnere mich eines alten Trumeaus, den ich anfangs nicht ohne Besorgnis ansehen konnte, der mir aber nach und nach ein vertrauter Freund geworden ist.

Tatjana Semjonowna wurde im Hause nie gehört, aber alles ging wie eine aufgezugene Uhr, obwohl eine Anzahl überflüssiger Domestiken da waren. Die Diener mußten stets weiche Stiefel ohne Absätze tragen, denn knarrendes Schuhwerk und klappernde Absätze waren meiner Schwiegermutter unerträglich. Alle diese Leute waren stolz auf ihre Stellung im Hause, zitterten vor der alten Herrin, behandelten meinen Mann und mich mit wohlwollender Zärtlichkeit und schienen ihre Aufgaben mit Freuden zu erfüllen. Pünktlich zum Sonnabend wurden alle Fußböden geschauert und alle Teppiche ausgeklopft. Jeden Ersten des Monats wurde Gottesdienst gehalten, um das Wasser zu weihen. Die Namenstage Tatjana Semjonownas, ihres Sohnes und von diesem Herbst an

auch der meinige, wurden — wie die ganze Umgegend wußte — durch Bälle gefeiert. Alles das war unabänderlich so gewesen, so lange Tatjana Ssemjonowna denken konnte. Mein Mann kümmernte sich nicht um das Hauswesen; er hatte nur mit der Feldwirtschaft und den Bauern zu thun und beschäftigte sich viel damit. Er stand auch im Winter sehr früh auf, so daß ich ihn nicht mehr fand, wenn ich erwachte. Zum Frühstück — wir tranken unsern Thee allein — kam er gewöhnlich und war dann fast immer, trotz mancherlei Sorgen und Unannehmlichkeiten in der Wirtschaft, in jener heiteren Stimmung, die wir „wildes Entzünden“ zu nennen pflegten. Oft verlangte ich zu hören, was er den Morgen über gethan, und er erzählte mir solchen Unsinn, daß wir uns halbtot lachten. Zuweilen, wenn ich ernste Berichte zu hören wünschte, bezwang er die Lustigkeit und erzählte, dann sah ich seine Augen an, seine sich bewegenden Lippen und verstand kein Wort, ich freute mich nur, daß ich ihn sehe und seine Stimme höre.

Was habe ich dir erzählt? wiederhole! sagte er zuweilen. Aber das konnte ich nie. Es war so komisch, daß er mir etwas erzählte, was weder ihn noch mich betraf . . . Als ob es nicht gleichgültig gewesen wäre, was übrigens geschah! Erst viel später fing ich an, etwas zu begreifen und mich für seine Angelegenheiten zu interessieren.



Tatjana Semjonowna blieb den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer, trank allein Thee und tauschte nur durch Boten einen Morgengruß mit uns aus. In unserer eigensten, unsinnig glücklichen, kleinen Welt klang die Stimme, die aus ihrem ruhigen, vernünftigen, regelrechten Winkel herübertönte, so sonderbar, daß ich oft das Lachen nicht lassen konnte, wenn das Dienstmädchen mit gekreuzten Armen da stand und eintönig bestellte: „Tatjana Semjonowna haben zu fragen befohlen, wie Sie nach dem gestrigen Spaziergange geruht, und lassen uns melden, der gnädigen Frau hätte die ganze Nacht das Seitchen wehe gethan und im Dorfe hätte ein dummer Hund gebellt, so daß sie nicht schlafen konnten. Ferner ließen sie noch fragen, wie das heutige Gebäck geschmeckt? und bäten zu beachten, daß heute nicht Tarrak gebaden habe, sondern versuchsweise zum erstenmal Nikolascha, und er hätte seine Sache gut gemacht. Die Brezeln besonders fänden die gnädige Frau ausgezeichnet, nur die Zwiebäde wären etwas zu scharf gebaden.“

Vor Tisch waren wir wenig zusammen; ich spielte oder las für mich allein; er schrieb oder ging aus. Aber zum Mittagessen, um vier Uhr, versammelten wir uns im Saale. Mama segelte aus ihren Zimmern hervor, und außerdem erschienen einige arme Edelleute und einige Pilgerinnen, von denen immer zwei bis drei im Hause

Unterkommen hatten. Mein Mann bot, nach alter Gewohnheit, regelmäßig seiner Mutter den Arm, aber ebenso regelmäßig bestand sie darauf, daß er mir den andern reiche, und so drängten wir uns mühsam durch die Thür. Beim Essen präsi- dierte die Mutter, und die Unterhaltung pflegte anständig, vernünftig und etwas steif geführt zu werden; mein unbefangenes Geplauder mit meinem Manne unterbrach angenehm die Feierlichkeit dieser Sitzungen. Zwischen Mutter und Sohn kam es zuweilen zu scherzhaftem Streit und Redereien. Ich hatte diese Streitigkeiten und Redereien sehr gern, denn gerade in diesen kleinen Reibungen drückte sich die innige Liebe, die sie verband, am stärksten aus. Nach dem Essen setzte sich maman im Salon in einen großen Sessel und rieb Tabak oder schnitt ein neu angekommenes Buch auf, und wir lasen laut oder begaben uns ins Divanzimmer an das Klavier. Wir haben in dieser Zeit viel zusammen gelesen, aber unser bestes, liebstes Vergnügen blieb die Musik, weil sie immer wieder neue Saiten in unserem Herzen erklingen ließ und sie uns gegenseitig offenbarte. Wenn ich seine Lieblingsstücke spielte, setzte er sich auf den entferntesten Divan, so daß ich ihn kaum sehen konnte, und suchte aus einer gewissen Seelenscham den Eindruck, den die Musik auf ihn machte, zu verheimlichen. Aber oft, wenn er es gar nicht erwartete, stand ich auf, ging zu ihm und fand in

seinen Zügen, in dem gesteigerten, feuchten Glanz der Augen die Spuren einer Erregung, die er umsonst zu verbergen suchte. Auch Mama schien zuweilen den Wunsch zu haben, uns zu sehen; aber sie fürchtete uns zu stören und ging nur, als ob sie uns nicht beachtete, mit erheuchelt-ernstem Gesicht und gleichgültigen Mienen durch das Divanzimmer; ich wußte aber, daß sie in ihren Zimmern nichts zu thun hatte und bald zurückkommen würde.

Den Abendthee bereitete ich im großen Saale, und alle Hausgenossen stellten sich dazu ein. Diese feierliche Sitzung um den spiegelnden Samowar und das Einschenken der Gläser und Tassen brachte mich lange in Verlegenheit. Es kam mir immer vor, als ob ich zu jung und leichtsinnig und der Ehre nicht würdig wäre, den Hahn eines so großen Samowars aufzudrehen, die Gläser dem Nikita auf das Theebrett zu stellen, dabei zu sagen: „für Peter Iwanowitsch, für Maria Minitshna“, zu fragen: „ist er süß genug?“ und der Wärterin und den ausgedienten Leuten ihr Zuderdeputat zu schicken.

Schön, sehr schön! ganz wie eine Erwachsene! pflegte mein Mann zu sagen, und das brachte mich noch mehr in Verwirrung.

Nach dem Thee legte maman Patience oder ließ sich von Maria Manitschna die Karten legen, dann küßte sie uns beide, bekreuzte uns, und wir begaben uns in unsre Zimmer. Gewöhnlich saßen

wir dann noch bis nach Mitternacht beisammen, und das waren die besten, angenehmsten Stunden. Er erzählte mir von seiner Vergangenheit, wir machten Pläne, philosophierten und bemühten uns, leise zu sprechen, damit man uns oben nicht höre und uns Tatjana Semjonowna nicht verraten könne, die darauf bestand, daß wir früh zu Bett gehen müßten. Zuweilen wurden wir auch wieder hungrig, gingen ans Büffet, erhielten durch Nikitas Protektion ein kaltes Abendessen und verzehrten es bei einem Lichte in meinem Zimmer.

Wir lebten wie Fremde in diesem großen, alten Hause, in dem der strenge Geist des Herkommens und Tatjana Semjonownas über allem schwebte. Nicht sie allein, auch die alten Diener und Mägde, die Möbel und Bilder flößten mir Respekt und sogar Furcht ein und brachten mich zu der Erkenntnis, daß ich hier nicht an meinem Platze sei, und daß wir sehr vorsichtig und aufmerksam sein müßten. Wenn ich jetzt zurückblide, sehe ich ein, daß vieles, diese zwingende, unabänderliche Ordnung, diese Masse nichtsthuender, neugieriger Dienstboten im Hause, unbequem und lästig war; aber damals dienten selbst diese Mängel nur dazu, unsere Liebe noch mehr anzufachen. Nicht ich allein, auch er unterdrückte jede Andeutung, als ob ihm etwas mißfiel; er schien sogar vor sich selber zu verbergen, was nicht in der Ordnung war. So ging der Kammerdiener der Mama, Dmitrij Si-

dorow, ein leidenschaftlicher Raucher, jeden Nachmittag, wenn wir im Divanzimmer saßen, in das Kabinett meines Mannes, um ihm etwas Tabak aus dem Kasten zu stehlen. Dann war es interessant zu sehen, mit welcher ängstlichen Beflissenheit Sergej Michajlowitsch auf den Zehen zu mir kam, und mit drohendem Finger und blinzelnden Augen auf Dmitrij Sidorow deutete, der nicht ahnte, daß man ihn sah, — und wie er, wenn Dmitrij Sidorow sich entfernte, ohne uns bemerkt zu haben, vor Freude, daß alles glücklich zu Ende gekommen war, versicherte, daß ich reizend wäre, und mich küßte — wie er bei jeder Gelegenheit zu thun pflegte.

Zuweilen ärgerte mich diese Ruhe, diese Langmut, diese scheinbare Gleichgültigkeit. Ich machte mir nicht klar, daß ich ebenso war, und hielt ihn für schwach. „Er ist wie ein Kind, das seinen Willen nicht zu zeigen wagt,“ dachte ich.

„Ach, mein Herz,“ antwortete er, als ich ihm eines Tages sagte, daß mich seine Schwäche in Erstaunen setze, kann man denn mit irgend etwas unzufrieden sein, wenn man so glücklich ist wie ich? Es ist auch leichter, selbst nachzugeben, als andre zu beugen, davon habe ich mich längst überzeugt, und es giebt keine Lage, in der man nicht glücklich sein kann — und uns geht es ja so gut! . . . Ich kann mich nicht ärgern, für mich giebt es jetzt nichts Schlechtes, nur Trauriges und Lächerliches



— und du weißt ja auch: *Le mieux est l'ennemi du bien!* Wirst du mir glauben? wenn ich eine Glocke höre, einen Brief bekomme, ja einfach, wenn ich erwache, graut mir, daß das Leben seinen Gang gehen und Änderungen mit sich bringen muß — denn besser, als es jetzt ist, kann es nimmer werden.

Ich glaubte ihm, aber ich verstand ihn nicht so recht. Auch mir war wohl; es schien mir jedoch, als ob alles so sein müsse, und nicht anders sein könnte und daß es allen so ergeht, und als ob es irgendwo noch ein anderes — zwar nicht größeres, aber doch anderes Glück geben müsse.

Zwei Monate gingen in dieser Weise vorüber, dann kam der Winter mit seiner Kälte und seinen Schneestürmen, und obwohl Sergej bei mir war, fing ich an, mich einsam zu fühlen, fing an zu erkennen, daß unsere Lebensweise immer dieselbe war, und daß weder in ihm, noch in mir selbst etwas Neues vorging, daß wir im Gegenteil immer wieder zu dem Alten zurrückkehrten. Er fing an, sich mehr als bisher mit der Wirtschaft, überhaupt ohne mich, zu beschäftigen, und wieder schien mir, als ob in seiner Seele eine besondere Welt wäre, in die er mich nicht einlassen wollte. Seine immerwährende Ruhe reizte mich. Ich liebte ihn nicht weniger als früher, war nicht weniger beglückt durch seine Liebe, aber meine Liebe stand still, sie wuchs nicht mehr, und neben der Liebe begann ein neues, unruhiges Gefühl sich in meiner Seele

einzunisten. Das Glück, ihn zu lieben, genügte mir nicht mehr; ich brauchte Bewegung, nicht das ruhige Hinfließen der Tage; ich sehnte mich nach Aufregung, Gefahren, Aufopferung; es war ein Ueberschuß von Kraft in mir, der in unserm stillen Leben keine Verwendung fand. Es kamen Schwermutsanfalle über mich, die ich wie ein Unrecht vor meinem Manne zu verbergen suchte, und dann wieder Anfalle einer tollen Zärtlichkeit oder Heiterkeit, die ihn erschreckten. Er hatte meinen Zustand noch früher erkannt, als ich selbst, und schlug mir vor, in die Stadt zu ziehen; aber ich bat ihn, das nicht zu thun, unsere Lebensweise nicht zu ändern, unser Glück nicht zu stören. Ich war wirklich glücklich; es quälte mich nur, daß dies Glück mir keine Mühe verursachte, mich kein Opfer kostete, während ein Drang nach Mühen und Opfern mich peinigte. Ich liebte ihn und sah, daß ich für ihn alles war; aber ich hätte gewünscht, daß alle unsere Liebe sähen, daß sie uns nicht störten und daß ich trotzdem fortfuhr, ihn zu lieben. Mein Verstand und mein Herz waren beschäftigt, aber es gab noch ein Gefühl der Jugend, ein Bedürfnis der Bewegung, das in unserm stillen Leben keine Befriedigung fand. Warum sagte er mir, daß wir in die Stadt ziehen könnten, sobald ich wollte? Hätte er das nicht gesagt, so wäre ich vielleicht zu der Einsicht gekommen, daß das Gefühl, das mich quälte, eine gefährliche Thorheit, ein Unrecht, und

daß das Opfer, nach dem ich suchte, in der Unterdrückung meiner unverständigen Sehnsucht zu finden war. Nun aber beschlich mich unwillkürlich der Gedanke, daß ich meine Schwermut nur durch die Übersiedlung in die Stadt loswerden könnte; ich schämte mich jedoch, ihn von allem, was ihm behagte, meinetwegen loszureißen. Die Zeit verging. Der Schnee häufte sich höher und höher um die Mauern des Hauses, und wir waren immer allein, und waren immer dieselben, während draußen, irgendwo, in Glanz und Geräusch sich Scharen von Menschen regten, litten und genossen, ohne an uns und an unser ruhig hinfließendes Dasein zu denken. Am schlimmsten war, daß ich fühlte, wie uns mit jedem Tage die Gewohnheit fester in eine bestimmte Lebensform einschmiedete, wie unser Gefühl nicht frei wurde, sondern sich dem gleichmäßigen, leidenschaftslosen Gange der Zeit anbequemte. Morgens waren wir heiter, mittags höflich, abends zärtlich. „Gutes thun! sagte ich zu mir selber, ja, das ist schön, aber dazu hatten wir noch Zeit, während es etwas gab, wozu ich nur jetzt Lust und Kraft besaß.“ Ich hatte das Bedürfnis nach etwas anderem, ich hatte das Bedürfnis nach Kampf; ich hatte das Bedürfnis, daß unser Leben vom Gefühl bestimmt würde, nicht unser Gefühl vom Leben. Ich hätte mit ihm auf einen Abgrund zugehen mögen und zu ihm sagen: sieh, noch ein Schritt und ich stürze

hinein, noch eine Bewegung und ich bin verloren! — nur damit er am Rande des Abgrunds erbleichte, mich in seine starken Arme nähme, in den Abgrund hinuntersehen ließe und mich dann, während mein Herz vor Furcht erstarrte, fortrüge, wohin es ihm gefiel.

Dieser Seelenzustand wirkte sogar auf meine Gesundheit; meine Nerven fingen an zu leiden. Eines Morgens, als es mir schlechter ging als gewöhnlich, kam er — was selten der Fall war — verstimmt von seinem Wirtschaftsrundgang zurück. Ich merkte das gleich und fragte, was vorgefallen wäre, aber er wollte es mir nicht sagen und antwortete nur: Es ist nicht der Rede wert. Wie ich später erfuhr, hatte der Bezirksvogt, der meinem Manne feindlich gesinnt war, unsere Bauern aufgehetzt und sie unter falschen Vor Spiegelungen zu Ungesetlichkeiten zu verleiten gesucht. Mein Mann konnte das heute nicht gleich überwinden, nicht gleich einsehen, daß auch dies nur lächerlich und traurig war, und da er sich seiner Gereiztheit bewußt war, wollte er nicht mit mir davon sprechen. Ich aber glaubte, daß er mir nichts sagen wollte, weil ich in seinen Augen ein Kind war, das seine Interessen nicht zu verstehen vermöchte. Ich wandte mich ab, schwieg und befahl, Maria Minitshna, die bei uns zum Besuch war, zum Thee zu rufen. Nach dem Thee, den ich so rasch als möglich beendigte, führte ich

Maria Minitſchna ins Divanzimmer und begann mit ihr laut und angelegentlich über irgend eine Dummheit zu ſprechen, die mich gar nicht intereſſierte. Er ging im Zimmer hin und her und ſah uns zuweilen an. Dieſe Blide wirkten jetzt ſo auf mich ein — warum, weiß ich nicht zu ſagen — daß ich immer lebhafter ſprechen und lachen mußte. Alles, was ich ſelbſt ſprach und was Maria Minitſchna ſprach, erſchien mir ſo komiſch. Endlich ging Sergej, ohne mir ein Wort geſagt zu haben, in ſein Kabinett und machte die Thür hinter ſich zu, und ſobald ich ihn nicht mehr hörte, war meine Heiterkeit ſo plözlich zu Ende, daß es Maria Minitſchna auffiel und ſie mich fragte, was geſchehen wäre. Ich antwortete nicht, ſetzte mich auf den Divan und war dem Weinen nahe.

„Woran denkt er nun? fragte ich mich ſelbſt; an irgend einen Unſinn, der ihm wichtig ſcheint. Wenn er nur mit mir davon ſprechen wollte, ich würde ihm beweifen, daß alles Unſinn iſt. Aber ſtatt deſſen glaubt er, daß ich ihn nicht verſtehen kann, demütigt mich durch ſeine erhabene Ruhe und will mir gegenüber immer recht haben. Dafür habe ich aber auch recht, wenn ich mich langweile, wenn ich mein Daſein leer und öde finde, wenn ich leben, mich bewegen möchte, anſtatt immer auf einer Stelle ſtehen zu bleiben und zu fühlen, wie die Zeit über mich hingeht. Ich möchte vorwärts kommen, möchte mit jedem Tage, mit jeder



Stunde Neues; er aber will ruhig stehen bleiben und mich zurückhalten. Und doch, wie leicht wäre ihm das! Dazu braucht er mich gar nicht in die Stadt zu bringen . . . er braucht nur so zu sein, wie ich bin, sich nicht verstellen und verstecken, sondern sich einfach zeigen, wie er ist. Das rät er ja auch mir; warum ist er denn nicht einfach und aufrichtig?“

Ich fühlte, daß mir die Thränen ans Herz drangen, und daß ich bitter gegen ihn war. Ich erschrak vor dieser Bitterkeit und ging zu ihm. Er saß in seinem Kabinett und schrieb. Als er meine Schritte hörte, sah er sich einen Augenblick gleichgültig, ruhig um, dann schrieb er weiter. Dieser Blick gefiel mir nicht; statt an ihn heranzutreten, blieb ich vor dem Schreibtisch stehen, schlug ein Buch auf und sah hinein. Noch einmal riß er sich von seinem Schreiben los und sah mich an.

Mascha, du bist verstimmt! sagte er.

Ich antwortete mit einem kalten Blick, der ihm sagen sollte: „Du brauchst nicht zu fragen . . . brauchst nicht lebenswürdig gegen mich zu sein.“ Er schüttelte den Kopf und lächelte sanft und zärtlich; aber zum erstenmal antwortete mein Lächeln nicht auf das seinige.

Was hattest du heute? fragte ich; warum hast du es mir nicht sagen wollen?

Dummheiten, kleine Verdrießlichkeiten! ant-

wortete er; aber ich kann es dir erzählen. Zwei Bauern sind in die Stadt . . .

Ich ließ ihm nicht Zeit, weiter zu sprechen.

Warum hast du das nicht erzählt, als ich dich vor dem Thee darum bat?

Ich hätte dir etwas Uebernes gesagt; ich war gereizt.

Aber ich wollte es gerade vorhin wissen.

Warum denn?

Warum? Du glaubst also, daß ich dir niemals etwas nützen kann?

Wie sollte ich das wohl glauben? fragte er, indem er die Feder wegwarf. Ich glaube, daß ich ohne dich nicht leben kann, niemals, nirgends! Du hilfst mir nicht nur, du bist mein Alles . . . Was fällt dir denn ein? fuhr er lachend fort; ich lebe nur in dir, finde das Leben nur darum schön und gut, weil ich dich habe, weil du . . .

Ja, ja, das weiß ich, ich bin ein gutes Kind, das man zufrieden sprechen muß! sagte ich in einem Tone, daß er mich verwundert ansah, wie etwas, das man zum erstenmal erblickt. Ich will keine Ruhe, die hast du genug, übergenuß! fügte ich hinzu.

Nun so höre! unterbrach er mich schnell, als ob er fürchtete, daß ich zu viel sagen könnte; wie würdest du die Sache beurteilen . . .

Jetzt will ich nicht! antwortete ich, obwohl ich dringend wünschte, über die Angelegenheit mit ihm

zu sprechen. Aber es war mir so angenehm, ihn aus seiner Ruhe zu bringen. Ich will nicht leben spielen, fuhr ich fort, ich will leben, so wie du.

In seinem Gesicht, in dem sich alles rasch und lebhaft abspiegelte, drückten sich Schmerz und gesteigerte Aufmerksamkeit aus.

Ich will mit dir leben, gleichberechtigt mit dir . . . ich konnte nicht weitersprechen; ein zu tiefes Weh drückte sich in seinen Zügen aus. Er schwieg eine Weile.

Inwiefern wärst du denn nicht gleichberechtigt mit mir? fragte er endlich. Doch nicht etwa, weil ich mich mit dem Bezirksvogt und den betrunkenen Bauern plage, und nicht du? . . .

Nicht allein darum, sagte ich.

Um Gotteswillen, mein Herz, verstehe mich, fuhr er fort. Ich weiß, daß jede Unruhe Schmerzen macht, ich habe gelebt, weiß das aus Erfahrung, und da ich dich liebe, muß ich doch wünschen, dich vor jeder Unruhe zu bewahren. Darin liegt mein Leben, in der Liebe zu dir! Mache es mir nicht unmöglich zu leben.

Du hast immer recht! sagte ich, ohne ihn anzusehen.

Es verdroß mich, daß in seiner Brust wieder Klarheit und Ruhe war, während in mir Schmerz und ein der Reue verwandtes Gefühl sich regten.

Mascha! was hast du? sagte er. Es ist nicht die Rede davon, ob ich im Recht bin oder du,

sondern von ganz anderen Dingen. Was hast du gegen mich? übereile dich nicht mit deiner Antwort; besinne dich erst, und dann sage mir alles, was du denkst. Du bist unzufrieden mit mir und hast wahrscheinlich Ursache dazu . . . Bitte, laß mich hören, was meine Schuld gegen dich ist.

Was sollte ich ihm sagen? Wie konnte ich ihm meine Seele enthüllen. Daß er mich so leicht verstand, daß ich jetzt wieder wie ein Kind vor ihm erschien und nichts thun oder denken konnte, was er nicht durchschaut oder vorausgesehen hätte, reizte mich noch mehr.

Ich habe nichts gegen dich, sagte ich; ich langweile mich nur und möchte, daß es anders wäre. Du sagst aber, es muß sein, und hast wieder recht.

Während ich das sagte, sah ich ihn an. Mein Zweck war erreicht: seine Ruhe war dahin, Schmerz und Schreden sprach aus seinen Zügen.

Mascha, fing er mit leiser, tiefbewegter Stimme an; was wir hier thun, ist kein Scherz — es entscheidet über unser Schicksal! Ich bitte dich, mir nichts zu antworten und mich anzuhören. Warum willst du mich quälen?

Aber ich unterbrach ihn.

Ich weiß, du wirst recht haben. Sprich lieber nicht, du hast recht, sagte ich kalt, und es war, als ob nicht ich selbst, sondern ein böser Geist in mir gesprochen hätte.



Wenn du wüßtest, was du thust! sagte er mit zitternder Stimme.

Ich fing an zu weinen, und mir wurde leichter ums Herz. Er setzte sich neben mich und schwieg. Ich hatte Mitleid mit ihm, schämte mich und bereute, was ich gethan hatte. Ihn anzusehen wagte ich nicht, denn ich glaubte, daß seine Augen in diesem Moment nur Zorn oder Erstaunen ausdrücken könnten. Endlich wandte ich mich doch zu ihm; ein sanfter, zärtlicher Blick, der um Verzeihung zu bitten schien, war auf mich gerichtet. Ich faßte seine Hand und sagte:

Verzeih mir! . . . Ich weiß nicht, was ich gesagt habe.

Ja, aber ich weiß, was du gesagt hast, es ist die Wahrheit.

Was? fragte ich.

Daß wir nach Petersburg reisen müssen, sagte er; wir haben hier jetzt nichts zu thun.

Wie du willst, sagte ich.

Er umarmte mich und küßte mich.

Verzeihe mir! sagte er dann; ich habe eine Schuld gegen dich begangen.

Am Abend dieses Tages spielte ich ihm lange vor, und er ging leise flüsternd im Zimmer hin und her. Er hatte überhaupt die Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, und ich fragte ihn oft, was er gesagt hätte. Dann besann er sich und wiederholte es mir. Meist waren es Verse, zu-



weilen auch schrecklicher Unsinn — aber ein Unsinn, aus dem ich die Stimmung seiner Seele erkannte.

Er blieb stehen, besann sich und wiederholte mir lächelnd die Vermontowschen Verse:

... Er aber, der Thor, verlangt nach Sturm,  
Als ob in dem Sturme der Friede wäre.

„Er ist mehr als ein Mensch! er weiß alles . . . wie wär's möglich, ihn nicht zu lieben!“ dachte ich. Dann stand ich auf, nahm seinen Arm und begann mit ihm hin- und herzugehen, indem ich Schritt zu halten suchte.

Ist es so? fragte er und sah mich lächelnd an.

Ja! antwortete ich leise; eine heitere Stimmung kam über uns beide, unsere Augen lachten, wir machten immer größere Schritte und erhoben uns dabei auf den Zehen. Und mit diesem Schritte gingen wir zum Verdrusse Grigorijs und zum Erstaunen der Mama, die im Saale Patience legte, durch alle Zimmer, blieben im Speisezimmer stehen, sahen uns an und lachten.

Vierzehn Tage später, noch vor den Feiertagen, waren wir in Petersburg.



Unsere Reise nach Petersburg, acht Tage in Moskau, seine und meine Verwandten, die Einrichtung in der neuen Wohnung, die Fahrt, die



neuen Städte, die neuen Gesichter, alles ging wie ein Traum vorüber; alles war so mannigfaltig, so neu, so heiter und warm, so durchleuchtet von seiner Gegenwart und seiner Liebe, daß mir das stille Landleben als etwas Längstvergangenes, Wesenloses erschien. Zu meiner großen Überraschung fand ich, statt der Kälte und des Stolzes, die ich erwartete, bei Verwandten und Bekannten eine so freundliche, herzliche Aufnahme, daß es aussah, als ob sie auf mich gewartet hätten und meiner bedürften, um sich wohl zu fühlen. Überraschend war mir auch, in diesem Gesellschaftskreise, den ich für den besten hielt, viele Bekannte meines Mannes zu finden, von denen er mir nie etwas gesagt hatte, und seine strengen Urtheile über einige dieser Menschen — die mir so vortrefflich erschienen — waren mir unverständlich und unangenehm. Ich konnte nicht begreifen, warum er so kalt gegen sie war und einige derselben, die mir sehr gut gefielen, zu vermeiden suchte. Mir schien es ein Gewinn, so viel gute Menschen wie nur möglich kennen zu lernen — und hier waren alle gut.

Höre, wie wir uns einrichten wollen, hatte er mir gesagt, ehe wir unser Landgut verließen. Hier bin ich ein kleiner Krösus, aber in Petersburg sind wir nichts weniger als reich. Wir dürfen daher nur bis Ostern dort bleiben und nicht in die große Welt gehen, um nicht in Geldverlegen-

heit zu kommen; auch deinetwegen möchte ich es nicht . . .

Wozu die große Welt? antwortete ich. Wir werden in's Theater gehen, werden deine Verwandten besuchen, gute Musik hören und noch vor Ostern hierher zurückkehren.

Als wir aber nach Petersburg kamen, waren diese Vorsätze vergessen. Ich befand mich plötzlich in einer so neuen, heiteren Welt, sah mich von so vielen Freunden, so vielen neuen Interessen umgeben, daß ich mich unbewußt von meiner ganzen Vergangenheit und allen damit zusammenhängenden Plänen lossagte. „Es war doch nur Scherz, es hat noch gar nicht begonnen; hier erst beginnt das wahre Leben! Und was wird noch kommen!“ dachte ich. Die Unruhe und Schwermut, die mich auf dem Lande gequält hatten, verschwanden plötzlich, wie auf einen Zauberschlag. Die Liebe zu meinem Manne wurde ruhiger, und es fiel mir nicht mehr ein, zu fragen, ob er mich vielleicht weniger liebe als sonst. Übrigens hätte ich auch nicht an seiner Liebe zweifeln können; er verstand jeden meiner Gedanken, teilte jede meiner Empfindungen, erfüllte jeden meiner Wünsche. Seine Ruhe verschwand hier, oder reizte mich nicht mehr. Und dann fühlte ich, daß hier zu seiner frühern Liebe für mich noch ein Gefühl der Bewunderung kam. Oft nach einem Besuch, einer neuen Bekanntschaft oder einer Gesellschaft bei uns, wo

ich innerlich zitternd die Pflichten der Wirtin erfüllt hatte, sagte er zu meiner Freude: „Schön, mein Kind, schön; nur Mut! wirklich vortrefflich!“ Und ich war sehr erfreut darüber. Bald nach unserer Ankunft schrieb er einen Brief an seine Mutter, und als er mich rief, um die Nachschrift zu machen, wollte er mir nicht erlauben zu lesen, was er geschrieben hatte. Nun bestand ich natürlich darauf und las den Brief. Es hieß darin: „Sie würden Mascha kaum erkennen, und ich erkenne sie selbst nicht. Woher hat sie diese reizende, graziöse Sicherheit, Freundlichkeit, Weltgewandtheit und Liebenswürdigkeit? Dabei ist sie immer einfach, anmutig, gütig. Alle Welt ist von ihr entzückt; auch ich kann sie nicht genug bewundern, und wenn es möglich wäre, hätte ich sie noch lieber als bisher.“

„So bin ich also!“ dachte ich, und ich wurde noch heiterer als früher, und es schien mir sogar, als ob ich ihn noch mehr liebte. Mein Erfolg bei allen Bekannten war etwas Unerwartetes für mich. Hier sollte ich dem Onkelchen, dort dem Tantchen den Kopf verdreht haben; der eine versicherte, ich hätte in ganz Petersburg nicht meinesgleichen, die andere meinte, ich brauche nur zu wollen, um die gefeiertste Frau der Gesellschaft zu werden. Vor allem verliebte sich eine Kusine meines Mannes, die Fürstin D., eine nicht mehr junge Welt-dame, plötzlich in mich und sagte mir so viel

Schmeicheleien, daß ich förmlich davon berauscht war. Als sie mich zum erstenmal aufforderte, einen Ball mit ihr zu besuchen, und Sergej Michajlowitsch darum bat, wandte er sich mit kaum merkbarem Lächeln zu mir und fragte, ob ich Lust dazu hätte. Ich nickte zum Zeichen der Einwilligung und fühlte, daß ich errötete.

Wie eine Verbrecherin, die ihr Geständnis ablegt! sagte er mit gutmütigem Lachen.

Du meinstest ja, wir könnten nicht in die große Welt gehen — und du hast es auch nicht gern, antwortete ich, indem ich ihn flehend ansah.

Wenn du es sehr wünschest, wollen wir hingehen, sagte er.

Aber . . . es wäre vielleicht besser, es nicht zu thun?

Du möchtest gern? fragte er wieder. Ich antwortete nicht.

Die große Welt zu besuchen, ist kein Unglück, fuhr er fort; aber die Weltwünsche, die nicht befriedigt werden, die sind verderblich . . . jedenfalls müssen und werden wir hingehen, fügte er hinzu.

Die Wahrheit zu gestehen, sagte ich, im ganzen Leben habe ich nie etwas so gewünscht, wie diesen Ball zu besuchen.

Wir gingen hin, und das Vergnügen, das ich dort fand, übertraf alle meine Erwartungen. Auf dem Balle hatte ich noch mehr als sonst das Ge-



fühl, der Mittelpunkt zu sein, um den sich alles bewegte. Nur für mich war dieser große Saal erleuchtet, erklang die Musik und waren alle diese Menschen versammelt, die sich mit mir freuten. Alle — von meinem Friseur und meinem Kammermädchen an bis zu meinen Tänzern und den alten Herren, die durch den Saal gingen — gaben mir zu verstehen, daß ich ihnen gefiel. Das allgemeine Urteil auf diesem Balle, das ich durch die Kusine wieder erfuhr, war, daß ich den anderen Frauen durchaus nicht ähnlich wäre, sondern etwas Eigentümliches, Einfaches, ländlich Frisches in meinem Wesen hätte. Ich fühlte mich durch diesen Erfolg so geschmeichelt, daß ich meinem Manne offen sagte, wie gern ich in diesem Jahre zwei, drei Bälle besuchen möchte.

Damit soll es dann genug sein, dann bin ich satt! fügte ich hinzu, sagte damit aber nicht meine aufrichtige Meinung.

Mein Mann ging bereitwillig auf meine Wünsche ein, begleitete mich die erste Zeit mit sichtlichem Vergnügen, freute sich an meinen Erfolgen und schien völlig vergessen zu haben, was er früher gesagt hatte, oder anderen Sinnes geworden zu sein.

Nach und nach fing er jedoch an, sich zu langweilen, und die Lebensweise, die wir führten, unbequem zu finden. Ich kümmerte mich nicht darum, und wenn ich zuweilen seinen forschenden, ernstern,



fragenden Blick auf mich gerichtet fühlte, wollte ich dessen Bedeutung nicht verstehen. Ich war so trunken von der plötzlich erwachten Zuneigung, die mir von allen Seiten entgegenkam, so glücklich in dieser Atmosphäre des Schönen, der Freude, der Abwechslung, in der ich hier zum erstenmal atmete, daß sein moralischer Einfluß, der mich bis dahin beherrscht, plötzlich nachließ. In diesem Weltverkehr fühlte ich mich Sergej Michajlowitsch nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen, aber gerade darum liebte ich ihn noch mehr und noch bewußter als früher, so daß ich nicht begreifen konnte, was er Unangenehmes für mich darin finden konnte. Wenn ich in den Ballsaal trat und aller Augen auf mich gerichtet sah, kam ein mir neues Gefühl des Stolzes und der Selbstzufriedenheit über mich. Er, dagegen, als ob er sich schämte, vor der Menge zu zeigen, daß er mich besaß, beeilte sich, mich zu verlassen und verlor sich in der schwarzen Schar der Fracks. „Warte nur, dachte ich oft, während ich mit den Augen am Ende des Saales seine wenig beachtete, oft gelangweilte Gestalt suchte. Warte nur! dachte ich, wenn wir nach Hause kommen, sollst du einsehen, für wen ich mich bemühe, schön und glänzend zu sein, und wen ich unter allen denen liebe, die mich diesen Abend umringt haben.“ Ich selbst glaubte aufrichtig, daß mich meine Erfolge nur innewegem freuten, und daß ich nach ihnen nur

strebte, um sie ihm darzubringen. Als eine Gefahr des Weltlebens konnte ich mir die Möglichkeit denken, daß ich mich in einen der mir begegnenden Männer verliebte, und mein Mann eifersüchtig würde. Aber er glaubte so fest an mich, schien so ruhig und kaltblütig, und alle diese jungen Leute schienen mir so unbedeutend im Vergleich mit ihm, daß auch diese meiner Ansicht nach einzige Gefahr mir nicht drohend erschien. Ich kann aber nicht leugnen, daß mir die Aufmerksamkeiten, die mir in der Gesellschaft zu teil wurden, Vergnügen gewährten, daß sie meiner Eigenliebe schmeichelten, mich dazu brachten, Sergej Michajlowitsch meine Liebe als ein Verdienst anzurechnen, und mich in meinem Benehmen gegen ihn zuversichtlicher und nachlässiger machten.

O, ich habe wohl gesehen, daß du sehr lebhaft mit der N. N. gesprochen hast! sagte ich, als wir eines Morgens vom Balle zurückkamen, indem ich ihm mit dem Finger drohte. Die Dame, die ich genannt hatte, war eine in Petersburg sehr bekannte Frau, mit der er sich wirklich unterhalten hatte. Meine Absicht war, ihn etwas anzustacheln, denn er war besonders schweigsam und düster.

Ach, was soll das? wie kannst du so mit mir sprechen, Mascha? sagte er durch die Zähne und verzog das Gesicht wie in körperlichem Schmerz. Das paßt weder für dich, noch für mich! Überlasse

das den andern; dieser falsche Ton kann uns den echten nur verderben, hat es schon gethan. Aber ich hoffe noch immer, daß wir den echten wieder finden.

Ich schämte mich und schwieg.

Sollen wir nach Hause zurückkehren, Mascha, was meinst du? fragte er.

Der echte Ton ist uns nicht verdorben und kann niemals verdorben werden, sagte ich, und damals glaubte ich das wirklich.

Das gebe Gott! antwortete er. Sonst wär's die höchste Zeit, aufs Land zu gehen.

Er sagte dies nur das eine Mal; die übrige Zeit erschien er mir ebenso gut gestimmt, wie ich selbst, und ich war heiter und sorglos. „Wenn es ihm jetzt auch etwas langweilig wird, tröstete ich mich selbst, so habe ich mich ja auch um seinetwillen auf dem Lande gelangweilt, und wenn sich unsere Beziehungen etwas geändert haben, so kommt doch alles wieder ins alte Geleis, wenn wir diesen Sommer bei Tatjana Semjonowna in unserem Heim in Nikolskoje sind.“

Überraschend schnell ging der Winter für mich vorüber, und gegen unsere Absicht brachten wir auch noch das Osterfest in Petersburg zu. In der Woche nach dem Feste, als wir zur Abreise fertig waren, gepackt hatten, und mein Mann, nachdem er Geschenke, Kleider, Blumen für unsere Hausgenossen eingekauft, in besonders sanfter und

heiterer Stimmung war, erschien plötzlich die Rusine und bat uns dringend, bis Sonnabend zu bleiben und noch den Rout der Gräfin R. zu besuchen.

Die Gräfin, sagte sie, lasse mich sehr darum bitten, denn Prinz M., der damals in Petersburg war und mich auf dem letzten Balle kennen gelernt hatte, wolle nur meinetwegen den Rout besuchen und habe gesagt, ich sei die schönste Frau in Rußland. Ganz Petersburg würde dort bei der Gräfin sein, — mit einem Worte, es hätte weder Sinn noch Verstand, wenn ich nicht hinfäme.

Mein Mann war am andern Ende des Saales, wo er mit jemandem sprach.

Nun, wie ist's, Marie? werden Sie kommen? sagte die Rusine.

Wir wollten übermorgen aufs Land reisen, antwortete ich unentschlossen, indem ich meinen Mann ansah; unsere Augen begegneten sich und er drehte sich rasch zur Seite.

Ich werde ihn bereden, zu bleiben, sagte die Rusine, und Sonnabend kommen Sie, um allen die Köpfe zu verdrehen, ja?

Das würde unsere Pläne zerstören, und wir haben alles eingepackt, antwortete ich, schon sehr geneigt, nachzugeben.

Könnte sie denn nicht schon heute abend dem Prinzen sehen? rief Sergej Michajlowitsch vom andern Ende des Saales mit einer Aufregung,



die ich früher nie an ihm bemerkt hatte, und die er nur mühsam unterdrückte.

„Ach, er ist eifersüchtig! das sehe ich ja zum erstenmal! rief die Kusine lachend aus. Es handelt sich übrigens nicht um den Prinzen, Sergej Michajlowitsch, um unser aller willen rede ich ihr zu. Die Gräfin K. wünscht so sehr, daß sie kommt.

Es hängt von ihr ab, gab mein Mann kalt zur Antwort und ging hinaus.

Ich sah, daß er ungewöhnlich aufgereggt war; das beunruhigte mich, und ich gab der Kusine kein Versprechen. Sobald sie fort war, begab ich mich zu meinem Manne. Er ging mit nachdenklicher Miene hin und her, und sah nicht und hörte nicht, als ich auf den Zehen ins Zimmer trat.

„Er denkt an sein liebes Nikolstoj, sagte ich zu mir selbst, während ich ihn ansah, und an den Morgenthee im hellen Saale, an seine Felder, seine Bauern, an die Abendstunden im Divanzimmer und unsere geheimen Soupers . . . Nein, nein, alle Bälle der Welt und die Schmeicheleien aller Prinzen der Erde gebe ich hin für seine freudige Verwirrung und seine stille Zärtlichkeit.“ Ich war im Begriff, ihm zu sagen, daß ich den Rout nicht besuchen würde, da ich keine Lust dazu hätte, als er plötzlich aufsaß und bei meinem Anblick die Stirn runzelte. Der sanfte, nachdenkliche Gesichtsausdruck war verschwunden, und in seinem Blicke lag wieder etwas Forschendes, Überlegenes,



Gönnerrhaftes. Er wollte also nicht, daß ich ihn als einfachen Menschen ansähe, wollte immer als Halbgott auf einem Piedestal vor mir stehen!

Was willst du, meine Liebe? fragte er, indem er sich gleichgültig und nachlässig nach mir umdrehte.

Ich antwortete nicht. Es ärgerte mich, daß er sich verstellte, sich mir nicht zeigen wollte, wie ich ihn liebte.

Du willst Sonnabend zu dem Raut gehen? fragte er.

Ich möchte wohl — antwortete ich — aber es ist dir nicht angenehm. Es ist ja auch alles eingepackt, fügte ich hinzu.

Noch nie hatte er mich so kalt angesehen, so kalt mit mir gesprochen.

Ich reise nicht vor Dienstag und werde befehlen, wieder auszupacken, sagte er. Du kannst also hingehen, wenn du Lust hast. Sei so gut und gehe hin. Ich reise nicht.

Wie immer, wenn er aufgereggt war, fing er an, mit ungleichen Schritten im Zimmer umherzugehen, und sah mich nicht an.

Ich verstehe dich wirklich nicht! sagte ich, indem ich stehen blieb und ihm mit den Augen folgte. Du behauptest, immer friedfertig zu sein (er hatte das nie behauptet), warum sprichst du denn nun so sonderbar mit mir? Ich bin bereit, dir mein Vergnügen zu opfern, und du verlangst

mit einer Ironie, die ich noch nie bei dir gefunden habe, daß ich hingehen soll.

Nun gut! Du bringst mir ein Opfer (er betonte das letzte Wort) und ich dir. Was willst du mehr? Ein Wettstreit der Großmut. Gibt es ein größeres Ehglück?

Es war das erstemal, daß ich so lieblose, spöttische Worte von ihm hörte; aber sein Spott beschämte mich nicht, er reizte mich nur, und seine Härte erschreckte mich nicht, sondern ging auf mich über. Sagt er das, der sich immer vor einer Phrase zwischen uns scheute, der immer aufrichtig und einfach sein wollte? und warum? — weil ich ihm ein Vergnügen opfern wollte, das mir nicht als etwas Unrechtes erschien, und weil ich ihm das offen und liebevoll sagte? Wir hatten unsere Rollen vertauscht: er vermied ein offenes Ausprechen, und ich suchte es.

Du hast dich sehr verändert, sagte ich mit einem Seufzer. Was ist es denn, das du mir zum Vorwurf machst? Der Rout ist es nicht, du hast etwas anderes, älteres gegen mich auf dem Herzen. Warum dieser Mangel an Aufrichtigkeit, der dir früher so verderblich schien? Sage doch gerade heraus, was du gegen mich hast! „Was wird er antworten?“ dachte ich und erinnerte mich voll Selbstzufriedenheit, daß er mir im ganzen Laufe des Winters nicht die geringste Schuld nachweisen konnte.

Während ich mit ihm sprach, trat ich in die Mitte des Zimmers, so daß er dicht an mir vorbeigehen mußte, und sah ihn an. Er wird kommen, wird mich umarmen, und dann ist alles gut, dachte ich, und bedauerte schon, daß ich keine Gelegenheit haben würde, ihm zu beweisen, wie unrecht er mir gethan. Aber er blieb am Ende des Zimmers stehen und sah mich an.

Du begreifst noch immer nicht? sagte er.

Nein!

Nun, so laß dir sagen, daß mir, was ich fühle, ekelhaft ist . . . zum erstenmal im Leben ekelhaft, und doch bin ich nicht imstande, dies Gefühl zu unterdrücken. Er blieb stehen, sichtlich selbst betroffen von dem rauhen Tone seiner Stimme.

Was willst du damit sagen? fragte ich mit Thränen des Unwillens.

Es ist mir ekelhaft, daß der Prinz dich hübsch gefunden hat und daß du ihm darum nachläufst, — und darüber deinen Mann und dich selbst und die Würde der Frau vergiffest, und nicht begreifen willst, was dein Mann deinetwegen empfinden muß, wenn in dir selbst kein Gefühl der eigenen Würde lebt. Im Gegenteil, du erlaubst dir, deinem Manne zu sagen, daß du bereit bist, ihm ein Opfer zu bringen, was doch nichts anderes heißt als: es wäre zwar ein großes Glück für mich, wenn ich mich Sr. Hoheit zeigen könnte, aber ich will dir dieses Glück zum Opfer bringen.

Er wurde immer heftiger, je länger er sprach. Die eigene Stimme, die böse, hart und rauh klang, schien ihn aufzuregen. Nie hatte ich ihn so gesehen, und hätte nie erwartet, daß er so sein könnte. Das Blut drang mir zum Herzen, ich fürchtete mich vor ihm; aber das Gefühl unverdienter Schmach und beleidigter Eigenliebe stachelte mich an, und ich wollte mich rächen.

Ich habe das längst erwartet! sagte ich. Sprich nur ... sprich ...

Was du erwartet hast, weiß ich nicht, fuhr er fort; ich aber mußte das Schlimmste erwarten, seit ich dich Tag für Tag in diesem Schmutz, dieser Leerheit, diesem Luxus, dieser albernen Gesellschaft sehe. Und ich habe es erwartet ... habe erwartet, daß ich mich zu schämen haben würde, wie es heute der Fall ist und in tiefster Seele verletzt würde. Ja, es ist mir weh zu Mut, sehr wehe! Deine Freundin erlaubt sich, mir mit ihren schmutzigen Händen ans Herz zu greifen und von Eifersucht zu sprechen — von meiner Eifersucht — und auf wen? Auf einen Menschen, den ich so wenig kenne wie du. Aber du willst mich absichtlich nicht verstehen, willst mir ein Opfer bringen! Ich schäme mich deinetwegen, deiner Erniedrigung schäme ich mich ... ein Opfer, wiederholte er.

„Das also ist die Überlegenheit des Mannes!“ dachte ich: „die Frau, die nichts gethan hat, be-



leidigen und demütigen, dazu also hat er das Recht! Aber ich will mich nicht beugen.“

Nein, ich bringe dir kein Opfer! sagte ich und fühlte, wie sich meine Nasenflügel dehnten und mir das Blut aus dem Gesichte wich. Ich werde Sonnabend den Rout besuchen, werde unter allen Umständen hingehen.

Ich wünsche dir viel Vergnügen! schrie er in rasender Wut. Zwischen uns aber ist alles zu Ende . . . du sollst mich nicht länger quälen. Ich war ein Thor, daß ich . . . begann er wieder, aber seine Lippen zitterten, und mit sichtlicher Anstrengung bezwang er sich, nicht auszusprechen, was er hatte sagen wollen.

Ich fürchtete und haßte ihn in diesem Augenblicke. Wie gern hätte ich ihm noch mancherlei gesagt, mich für seine Beleidigungen gerächt; aber wenn ich jetzt zu sprechen versuchte, mußte ich fürchten, in Thränen auszubrechen, und das wäre mir ihm gegenüber wie eine Demütigung erschienen. Schweigend verließ ich das Zimmer. Kaum aber hörte ich seine Schritte nicht mehr, als ich vor dem, was geschehen war, zusammenschauderte. Mich beschlich die Furcht, daß wirklich das mich beglückende Band auf ewig zerrissen sei, und ich wollte zurückgehen.

Aber dann fragte ich mich: „ob er sich wohl genug beruhigt hat, um mich zu verstehen, wenn ich ihm schweigend die Hand reiche und ihn an-

sehe? — Wird er meine Großmut anerkennen? Wie, wenn er meine Traurigkeit für Verstellung hält, oder meine Reue, im Bewußtsein seines Rechts, mit stolzer Ruhe hinnimmt und mir gnädig verzeiht? Und warum, warum? Wie ist's möglich, daß er, den ich so sehr geliebt habe, mich so grausam beleidigt?"

Ich ging nicht zu ihm, sondern in mein Zimmer, wo ich lange einsam sitzen blieb, weinte und mich mit Grauen an jedes Wort des eben stattgefundenen Gesprächs erinnerte und die bösen Ausdrücke unwillkürlich mit anderen, sanftern, freundlichen vertauschte, bis mir plötzlich wieder einfiel, wie schwer er mich gekränkt hatte, und wie es zwischen uns stand. Als ich mich abends an den Theetisch begab, wo S. mit meinem Manne erschien, fühlte ich, daß sich eine Kluft zwischen uns aufgethan hatte. S. fragte mich, wann wir zu reisen gedächten; ich hatte jedoch nicht Zeit, ihm zu antworten, so schnell fiel Sergej Michajlowitsch ein.

Dienstag, sagte er; wir gehen noch zu dem Rout der Gräfin R. Du gehst doch? wandte er sich zu mir.

Ich erschraf vor dem gleichgültigen Tone seiner Stimme und sah schüchtern zu ihm auf. Seine Augen waren fest auf mich gerichtet, sein Blick war böse und spöttisch. Sein Ton war ausdruckslos und kalt.

Ja, antwortete ich.



Abends, als wir allein waren, trat er zu mir und bot mir die Hand.

Bitte, vergiß, was ich dir gesagt habe, sagte er.

Ich nahm seine Hand; ein zitterndes Lächeln zuckte über mein Gesicht und die Thränen wollten mir aus den Augen fließen; aber er zog die Hand wieder weg und setzte sich, als ob er eine empfindsame Szene fürchtete, ziemlich entfernt von mir in einen Lehnstuhl. „Ist's möglich, daß er sich noch immer im Recht glaubt?“ dachte ich, und meine beabsichtigte Erklärung und meine Bitte, daß ich nicht auf den Rout gehen wolle, blieb ungesprochen.

Es muß der Mutter geschrieben werden, daß wir unsere Abreise verschoben haben, sagte er, sie ängstigt sich sonst.

Und wann gedenkst du abzureisen? fragte ich.

Am Dienstag nach dem Rout, antwortete er.

Ich hoffe, daß das nicht um meinetwillen geschieht? sagte ich, indem ich ihm ins Gesicht sah; aber er starrte mich mit verschleierten Augen an, die mir nichts sagten, und sein Gesicht schien mir plötzlich alt und unangenehm.

Wir fuhren zu dem Rout. Unsere Beziehungen schienen wieder gut und freundlich zu sein, aber sie waren ganz anders als früher.

Auf dem Rout saß ich zwischen den übrigen Damen, als der Prinz sich mir näherte, so daß ich gezwungen war, aufzustehen, um mit ihm zu

sprechen. Während ich mich erhob, suchte ich unwillkürlich mit den Augen nach meinem Manne und sah, daß er mich am anderen Ende des Saales beobachtete und sich abwandte. Ich schämte mich plötzlich, und es war mir unangenehm, daß ich in Verwirrung kam und unter den Blicken des Prinzen errötete; aber ich mußte stehen bleiben und anhören, was er mir sagte, während er mich von oben herunter betrachtete. Unsere Unterhaltung dauerte nicht lange, er hatte keinen Platz, sich neben mich zu setzen, und bemerkte wahrscheinlich, daß mir unbehaglich zu Mut war. Das Gespräch drehte sich um den letzten Ball; dann fragte er, wo ich den Sommer verleben würde u. s. w. Als er sich von mir entfernte, sprach er den Wunsch aus, meinen Mann kennen zu lernen, und ich sah, daß sie am anderen Ende des Saales zusammentrafen und miteinander sprachen. Der Prinz schien etwas über mich zu sagen, denn mitten im Gespräch sah er sich nach der Seite um, wo ich saß.

Mein Mann wurde plötzlich dunkelrot, grüßte tief und verließ den Prinzen. Was mußte der Prinz von mir und besonders von meinem Manne denken? Ich errötete ebenfalls, schämte mich und war überzeugt, daß alle Anwesenden sowohl mein Unbehagen dem Prinzen gegenüber, wie das sonderbare Benehmen meines Mannes bemerkt hatten. Gott weiß, was sie darüber dachten; vielleicht

ahnten sie sogar etwas von unseren Zwistigkeiten. Die Rufine brachte mich in ihrem Wagen nach Haus. Unterwegs sprachen wir von meinem Manne; ich hielt es nicht aus und erzählte ihr, was wegen dieses unglücklichen Routs zwischen uns vorgefallen war. Sie suchte mich zu beruhigen, sagte, das wäre eine unbedeutende Zwistigkeit und würde keine Spuren hinterlassen. Dann erklärte sie mir von ihrem Standpunkt aus den Charakter meines Mannes und fand, daß er sehr verschlossen und stolz geworden sei. Ich stimmte ihr zu und es kam mir vor, als ob ich anfinge, ihn besser zu verstehen und ruhiger zu beurteilen.

Nachher aber, als ich wieder mit meinem Manne allein war, lag mir dieses Urteil über ihn wie ein Verbrechen auf dem Gewissen, und ich fühlte, daß die Kluft, die uns trennte, noch größer geworden war.



Seit diesem Tage ging mit unserem Leben und unseren Beziehungen eine vollständige Wandlung vor. Es war uns nicht mehr so angenehm, wie sonst, allein zu sein. Es gab Fragen, die wir umgingen, und wir konnten oft besser miteinander verkehren, wenn ein Dritter zugegen war, als unter vier Augen. Sobald die Rede auf das Landleben kam oder auf den Ball, war es uns



unbehaglich, uns einander anzusehen, als ob wir beide fühlten, wo die Kluft lag, die uns trennte, und fürchteten, uns ihr zu nähern. Ich hatte die Überzeugung gewonnen, daß er stolz und heftig sei, und daß man vorsichtig mit ihm umgehen müsse, um seine schwache Seite nicht anzutasten. Er glaubte, daß ich es ohne Gesellschaften nicht aushalten könne, daß das Landleben nicht nach meinem Geschmack sei, und daß er sich meiner unglückseligen Neigung fügen müsse. Wir beide vermieden sorgfältig, über diese Gegenstände zu sprechen, und wir beide beurteilten uns falsch. Längst schon hatten wir aufgehört, für einander die vollkommensten Menschen der Welt zu sein; wir stellten Vergleiche mit anderen an, und im stillen verurteilten wir uns gegenseitig. Kurz vor der Abreise wurde ich krank, und statt auf unser Gut zu gehen, zogen wir in ein Landhaus, von wo aus mein Mann allein zu seiner Mutter fuhr. Als er abreiste, war ich so weit hergestellt, daß ich hätte mitreisen können; aber er überredete mich, zu bleiben, unter dem Vorwande, daß er für meine Gesundheit fürchtete. Ich fühlte jedoch, daß dies nicht sein eigentlicher Grund war, sondern daß er sich scheute, mit mir allein auf dem Lande zu sein. Ich bestand auch nicht auf meinem Vorschlage, sondern blieb zurück.

Meine Tage erschienen mir leer und einsam ohne ihn; als er aber zurückkam, fühlte ich, daß



er mir nicht mehr gab, was er früher in mein Leben hineingetragen hatte. Das frühere Verhältnis zwischen uns — als es mir wie ein Verbrechen erschien, ihm nur einen meiner Gedanken, einen meiner Eindrücke vorzuenthalten, als jedes seiner Worte, jede seiner Handlungen mir ein Muster der Vollkommenheit zu sein schien, und wir vor Freude lachten, wenn wir uns ansahen — dieses Verhältnis ging so unbemerkt in ein anderes über, daß wir nicht wußten, wann und wie es verschwunden war. Jeder von uns hatte jetzt seine besonderen Interessen und Sorgen, die wir nicht miteinander zu teilen versuchten. Es schmerzte uns nicht mehr, daß jedes von uns seine eigene, dem andern fremde Welt hatte. Wir gewöhnten uns an diesen Gedanken und nach einem Jahre hörten die Augen auf, sich zu erhellen, wenn wir uns ansahen, seine Anfälle von kindischer Heiterkeit verschwanden und ebenso die Duldsamkeit und Gleichgültigkeit, die mich früher an ihm geärgert hatten. Seine Augen besaßen nicht mehr jenen tiefeindringenden Blick, der mich früher zugleich in Verwirrung gebracht und erfreut hatte; die gemeinschaftlichen Gebete und Kunstgenüsse hatten aufgehört; wir sahen uns sogar nur noch selten, denn er war fast immer auf Reisen und fürchtete nicht und bedauerte nicht, mich allein zu lassen, ich war ja immer in der Gesellschaft, wo ich ihn nicht brauchte.

Szenen und Zwistigkeiten kamen zwischen uns nicht mehr vor. Ich suchte seinen Wünschen entgegenzukommen, wenn er da war, und er erfüllte alle meine Wünsche, als ob wir uns liebten.

Wenn wir einmal allein blieben, was selten vorkam, fühlte ich ihm gegenüber weder Freude, noch Aufregung, noch Verwirrung, ebenso wenig, als ob ich mit mir allein gewesen wäre. Ich wußte sehr wohl, er war mein Mann, keine neue interessante Erscheinung, aber ein guter Mensch, mein Mann, den ich kannte wie mich selbst. Ich war überzeugt, immer vorher zu wissen, was er thun und sagen und wie er urteilen würde, und wenn das anders war, als ich erwartete, hatte ich das Gefühl, als ob er hier im Unrecht wäre. Ich hoffte nichts von ihm, wünschte nichts, mit einem Worte, er war mein Mann, weiter nichts. Es schien mir, als ob es so sein müsse, als ob es keine andere Art von Ehe geben könne, und als ob auch in der unstrigen niemals andere Beziehungen stattgefunden hätten.

Wenn er verreiste, hatte ich zwar, die erste Zeit besonders, ein Gefühl der Einsamkeit und Beängstigung und erkannte, welche Stütze er mir war. Kam er zurück, so fiel ich ihm voller Freude um den Hals; aber schon nach ein paar Stunden hatte ich diese Freude vergessen und wußte nichts mehr mit ihm zu sprechen. Nur in den Augenblicken stiller, gemäßigter Zärtlichkeit, die dann

und wann eintraten, schien mir, als ob etwas nicht so wäre wie sonst, es that mir etwas im Herzen wehe, und in seinen Augen glaubte ich dasselbe zu lesen. Ich fühlte die Grenze der Bärtlichkeit, die er nicht überschreiten wollte und ich nicht überschreiten konnte. Zuweilen machte mich dies traurig; aber ich hatte nicht Zeit, mich zu grämen, und suchte die Wehmut, das unklare Gefühl eines Verlustes in den Vergnügungen, die immer für mich erreichbar waren, zu betäuben.

Das Gesellschaftsleben, das mich anfangs mit seinem Glanz und seiner Schmeichelei berauscht, beherrschte bald alle meine Neigungen, wurde mir zur Gewohnheit, legte mir seine Fesseln an und nahm in meiner Seele die Stelle des Gefühlslebens ein. Mit mir allein sein mochte ich nicht, denn ich fürchtete, mich in die Betrachtung meiner Lage zu versenken. Alle meine Stunden, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, waren besetzt und gehörten nicht mir, auch wenn ich nicht ausging. Das war mir weder unterhaltend, noch langweilig; ich glaubte einfach, daß es so und nicht anders sein müsse.

In dieser Weise vergingen drei Jahre, in deren Verlauf unser Verhältnis sich so gleich blieb, als ob es still stände, einfröre und weder besser noch schlechter würde. In unserm Familienleben traten in diesem Zeitraume zwei wichtige Ereignisse ein, die meine Lebensweise aber nicht veränderten: die

Geburt meines ersten Kindes und der Tod meiner Schwiegermutter. In der ersten Zeit umsing mich das Muttergefühl mit solcher Kraft und rief ein so unverhofftes Entzücken in mir hervor, daß ich glaubte, es müsse ein neues Leben für mich beginnen. Aber nach zwei Monaten, als ich wieder anfang auszugehen, wurde dies Gefühl schwächer und schwächer und ging bald in Gewohnheit und kalte Pflichterfüllung über. Mein Mann dagegen war seit der Geburt unseres ersten Sohnes wieder der ruhige, sanfte, häusliche Mann von früher geworden, der seine Zärtlichkeit und Heiterkeit dem Kinde widmete. Oft, wenn ich im Ballkleide in die Kinderstube trat, um dem Kleinen gute Nacht zu sagen und ihn zu bekreuzen, fand ich Sergej Michajlowitsch dort; dann bemerkte ich wohl etwas Strenges, Vorwurfsvolles in seinem auf mich gerichteten Blicke und schämte mich. Mir graute plötzlich vor meiner Gleichgültigkeit gegen das Kind, und ich fragte mich: bin ich denn schlechter als andere Frauen? Aber was konnte ich thun? Ich liebe meinen Sohn, ganze Tage bei ihm zu sitzen, ist mir jedoch langweilig — es langweilt mich, und verstellen will ich mich nicht.

Der Tod seiner Mutter war ein großer Schmerz für ihn. Es fiel ihm schwer, wie er sagte, ohne sie in Nikolskoje zu leben; ich dagegen, obwohl ich sie betrauerte und den Kummer meines Mannes mitfühlte, fand es jetzt auf dem Landgute behag-



licher und angenehmer als früher. Wir hatten die drei Jahre größtenteils in der Stadt verlebt, nur einmal war ich auf zwei Monate auf dem Lande gewesen. Im dritten Jahre gingen wir ins Ausland.

Wir brachten den Sommer im Bade zu.

Ich war damals einundzwanzig Jahre alt. Unser Vermögen hielt ich für glänzend; vom Eheleben verlangte ich nicht mehr, als es mir gab; alle, die ich kannte, schienen mich lieb zu haben; meine Gesundheit war vortrefflich; meine Toilette gehörte zu den besten im Bade; ich wußte, daß ich schön war; das Wetter war herrlich; ich fühlte mich von einer Atmosphäre der Schönheit und Eleganz umgeben und war sehr heiter.

Es war nicht die Fröhlichkeit, die mich in Nikolskoje erfüllte, wenn ich fühlte, daß ich in mir selbst glücklich war, weil ich verdient hatte, es zu sein, und weil ich wußte, daß mein Glück — so groß es war — noch größer werden sollte. Ja, damals war es anders! Aber auch in diesem Sommer war mir wohl. Ich wollte nichts, hoffte nichts, fürchtete nichts; mein Leben schien mir ausgefüllt, und mein Gewissen war ruhig.

Unter den jungen Männern dieser Saison gab es auch nicht Einen, den ich in irgend einer Weise ausgezeichnet hätte, auch nicht einmal dem alten Fürsten R. gegenüber, unserem Gesandten, der mir den Hof machte. Der eine war jung, der andere

alt; der eine ein blonder Engländer, der andere ein Franzose mit einem Bärtchen; alle waren mir gleichgültig, aber alle waren mir unentbehrlich. Sie waren alle gleicherweise unbedeutende Persönlichkeiten, die die freudige Lebensatmosphäre bildeten, die mich umgab. Nur einer unter ihnen, der italienische Marquis D., erregte meine Aufmerksamkeit durch die feste Art und Weise, in der er seine Bewunderung für mich kundgab. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mit mir zusammen zu sein, mit mir zu tanzen, zu reiten, im Kasino mit mir zu plaudern und mir zu sagen, daß ich schön sei. Zuweilen sah ich ihn von meinem Fenster aus vor unserem Hause stehen, und das Hinaufstarren seiner glänzenden Augen trieb mir das Blut in die Wangen und zwang mich, die Blicke abzuwenden. Er war jung, schön, elegant und hatte — besonders im Lächeln und in der Form der Stirn — eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem Manne, war aber viel hübscher als dieser. Die Ähnlichkeit zwischen den beiden war mir um so merkwürdiger, als der Marquis sowohl im allgemeinen, wie im Munde, im Blick, im langen Rinn statt des gütigen Ausdrucks und der idealen Ruhe meines Mannes etwas Rohes und Tierisches hatte.

Ich glaubte damals, daß er mich leidenschaftlich liebe, und dachte zuweilen mit stolzem Mitleid an ihn. Zuweilen versuchte ich auch, ihn zu

beruhigen und in den Ton einer halb freundschaftlichen, stillen Zutraulichkeit hinüberzuführen. Er wies jedoch diese Versuche entschieden zurück und fuhr fort, mich mit seiner Leidenschaft, die sich nicht aussprach, aber jeden Augenblick bereit war es zu thun, in peinliche Verlegenheit zu bringen. Obgleich ich es mir nicht gestand, fürchtete ich mich vor diesem Menschen und dachte gegen meinen Willen oft an ihn. Mein Mann war mit ihm bekannt und zwar besser, als mit unsern anderen Bekannten, für die er nur der Mann seiner Frau war und gegen die er sich kühl und hochfahrend verhielt. Zu Ende der Saison erkrankte ich und konnte vierzehn Tage das Zimmer nicht verlassen. Als ich zum erstenmal wieder abends in's Konzert ging, hörte ich, daß die durch ihre Schönheit bekannte Lady S. während meiner Abwesenheit angekommen sei. Um mich hatte sich ein Kreis gebildet, der mir einen freudigen Empfang bereitete, aber ein noch größerer Kreis bildete sich um die neu angekommene Löwin. Alle um mich her sprachen nur von ihr und ihrer Schönheit. Man zeigte sie mir; sie war wirklich reizend, bis auf einen Zug hochmütiger Selbstgefälligkeit, der mich — wie ich offen aussprach — unangenehm berührte. Alles, was bisher so heiter gewesen war, erschien mir heute langweilig. Auf den folgenden Tag hatte Lady S. eine Partie nach dem Schlosse veranstaltet, an der ich jedoch nicht teilnehmen

mochte. Es blieb fast niemand bei mir zurück, und alles veränderte sich in meinen Augen. Alles und alle kamen mir albern und langweilig vor, ich hätte weinen mögen und beschloß, meine Kur schneller zu beendigen und nach Rußland zurückzukehren. Ein häßliches Gefühl war in meiner Seele erwacht, aber ich gestand es mir noch nicht. Ich glaubte, daß ich von meinem Unwohlsein angegriffen wäre, und hörte auf, mich in der Gesellschaft zu zeigen. Nur morgens ging ich dann und wann an den Brunnen, oder fuhr nachmittags mit L. M., einer russischen Bekannten, in der Umgegend spazieren. Mein Mann war damals abwesend, er war auf einige Zeit nach Heidelberg gereist, wo er das Ende meiner Kur und unsere Rückkehr nach Rußland abwarten wollte, und kam nur dann und wann zum Besuch zu mir.

Eines Tages hatte Lady L. die ganze Gesellschaft zu einer Jagdpartie vereinigt, und ich fuhr nachmittags mit L. M. nach dem Schlosse. Während unser Wagen langsam aufwärts fuhr und wir zwischen den hundertjährigen Kastanien, die die Chaussee beschatteten, immer weitere Ausblicke in die reizenden Umgebungen Badens gewannen, die jetzt von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet waren, fingen wir an, von ernsteren Dingen zu sprechen, als wir sonst zu thun pflegten. L. M., die ich schon lange kannte, erschien mir jetzt zum erstenmal als eine gute,

kluge Frau, mit der man alles besprechen konnte, und deren Freundschaft ein Gewinn war. Wir sprachen von unseren Familien, von den Kindern, von der Leere des hiesigen Treibens, fühlten Sehnsucht nach dem russischen Landleben, und es wurde uns dabei zugleich wohl und weh. Unter dem Einflusse dieser Empfindung betraten wir den Schloßhof. Zwischen den Mauern war es schattig, kühl, aber auf den Ruinen lagen noch die Strahlen der Sonne, ließen sich Schritte und Stimmen hören, und durch das Thor zeigte sich, wie in einen Rahmen gefaßt, das reizende, aber für uns Russen kalte Bild der badener Landschaft. Wir setzten uns, um auszuruhen, und blickten schweigend auf die untergehende Sonne. Die Stimmen wurden deutlicher, und ich glaubte meinen Namen zu hören. Unwillkürlich fing ich an zu lauschen und verstand jedes Wort.

Die Stimmen waren mir bekannt; es waren die des Marquis D. und seines Freundes, eines Franzosen, den ich ebenfalls kannte. Sie sprachen von mir und Lady S. Der Franzose verglich uns miteinander und analysierte unsere Schönheit. Er sagte nichts Beleidigendes, aber doch strömte mir das Blut zum Herzen, als ich seine Worte hörte. Er zählte meine Vorzüge und die der Lady S. einzeln auf. Ich hätte schon ein Kind, Lady S. wäre aber erst neunzehn Jahre alt; ich hätte schöneres Haar, die Lady S. dagegen eine



graziösere Gestalt. Und dann ist Lady S. eine große Dame, fügte er hinzu, während Ihre Schöne nur zu den kleinen russischen Fürstinnen gehört, die sich jetzt so zahlreich einstellen. Er schloß mit der Bemerkung, daß ich sehr wohl daran thäte, mich nicht auf einen Wettkampf mit Lady S. einzulassen, und daß ich für Baden-Baden tot und begraben sei.

Ich bedaure sie.

Wenn sie sich nur nicht mit Ihnen trösten will! fügte er heiter und grausam lachend hinzu.

Wenn sie abreist, reise ich ihr nach, antwortete derb die andere Stimme mit dem italienischen Accent.

Glücklicher Sterblicher: er kann noch lieben! lachte der Franzose.

Lieben! sagte die Stimme und verstummte. — Ja! ich kann ohne Liebe nicht existieren, ohne sie ist kein Leben! Einen Roman aus dem Dasein machen, ist das einzig Gute. Und meine Romane bleiben nie in der Mitte stehen. Auch diesen werde ich zu Ende bringen.

Bonne chance, mon ami! sagte der Franzose.

Weiter hörten wir nichts, weil sie um die Ecke bogen. Bald darauf erklangen ihre Schritte von der andern Seite; sie kamen die Treppe herunter, traten einige Minuten später aus einer Seitenthür und wunderten sich sehr, uns hier zu finden. Ich errötete, als sich der Marquis D. mir näherte,

und es war mir im höchsten Grade peinlich, daß er, als wir aufbrachen und das Schloß verließen, mir den Arm bot. Abweisen konnte ich ihn jedoch nicht, und so gingen wir hinter L. M. und seinem Freunde unserm Wagen zu. Ich fühlte mich durch das Urtheil des Franzosen über mich verletzt, obwohl ich mir in der Stille eingestehen mußte, daß er nur meine eigene Empfindung ausgesprochen hatte. Noch mehr aber war ich über die rohen Äußerungen des Marquis empört; der Gedanke, daß er vielleicht ahnte, ich hätte ihn gehört, und daß er sich doch nicht vor mir scheute, war mir peinlich, und geradezu widerwärtig war es mir, ihn in meiner Nähe zu fühlen. Ohne ihn anzusehen und ohne ihm zu antworten, ging ich rasch hinter L. M. her und suchte meine Hand so zu halten, daß sie seinen Arm nicht berührte.

Der Marquis sagte etwas über die reizende Aussicht, über das unverhoffte Glück, mich getroffen zu haben, und noch einiges, was ich nicht hörte; ich dachte in diesem Augenblick an meinen Mann, an meinen Sohn, an Rußland; ich schämte mich wegen irgend etwas, bereute, wollte — was, wußte ich selbst nicht — und sehnte mich nach Haus zu kommen, in mein einsames Zimmer im Hotel de Bade, um in Ruhe überlegen zu können, was in meiner Seele vorgehe. Aber L. M. ging langsam, unser Wagen war noch weit, und

mein Kavalierr schien hartnäckig den Schritt zu mäßigen, als ob er mit mir zurückbleiben wollte. „Es kann nicht sein!“ dachte ich und ging rascher; aber nun hielt er mich wirklich zurück, drückte sogar meine Hand; L. M. bog um die Ecke des Weges, und wir waren ganz allein. Mir wurde bange.

Entschuldigen Sie! sagte ich kalt und wollte ihm die Hand entziehen, aber die Spitzen meines Ärmels blieben an seinen Knöpfen hängen. Er neigte sich zu mir, fing an, sie loszumachen, und seine handschuhlosen Finger berührten meinen Arm. Ein mir fremdes Gefühl, halb Furcht, halb Freude, überrieselte mich wie ein Frostschauer. Ich sah ihn an, wollte mit einem kalten Blick die ganze Verachtung ausdrücken, die ich gegen ihn fühlte; aber es gelang mir nicht: er drückte Schrecken aus und Aufregung. Seine glühenden, feuchten Augen blickten in nächster Nähe leidenschaftlich auf mich nieder, auf meinen Hals, meine Brust; seine beiden Hände berührten meinen Arm über dem Handgelenk; seine geöffneten Lippen fingen an zu flüstern, sagten, daß er mich liebe, daß ich sein Alles sei, und dabei näherten sich mir diese Lippen, und seine Hände drückten die meinigen mit sengender Glut. Feuer lief durch meine Adern, es wurde dunkel vor meinen Augen, ich zitterte, und die Worte, mit denen ich ihn zurückweisen wollte, erstarben auf meinen Lippen. Plötzlich fühlte ich

seinen Fuß auf meiner Wange; zitternd, erstarrend blieb ich stehen und sah ihn an. Unfähig, zu sprechen oder mich zu bewegen, wartete ich schauernd auf ein unbestimmtes Etwas und sehnte mich zugleich danach. Alles das währte nur einen Moment. Aber dieser Moment war schrecklich! Ich sah ihn ganz deutlich; bemerkte jede Einzelheit in seinem Gesicht; die steile niedrige Stirn, die unter dem Strohhut sichtbar wurde und der Stirn meines Mannes glich, die schöne gerade Nase mit den weitgeöffneten Nüstern, den langen spitzigen, pomadisierten Schnurrbart; das Kinnbärtchen; die glattrasierten Wangen und den gebräunten Hals. Ich haßte, ich fürchtete ihn, er war mir fremd, und doch weckten seine Aufregung und Leidenschaft in diesem Augenblicke einen so starken Wiederhall in meiner Seele, daß ich mich von einer unüberwindlichen Macht getrieben fühlte, mich den Küssen dieses schönen, rohen Mundes, den Umflammerungen dieser weißen Hände mit den feinen Adern und den blitzenden Ringen hinzugeben. Unwiderstehlich riß es mich zu ihm hin und zu dem lodenden Abgrunde verbotener Genüsse, der sich plötzlich vor mir öffnete . . .

„Ich bin so unglücklich! dachte ich. Möge sich denn noch mehr und immer mehr Unheil über meinem Haupte anhäufen.“

Er umfaßte mich mit einem Arme und beugte sich dicht an mein Gesicht.

„Mögen sich mehr und mehr Schande und Sünde auf meinem Haupte sammeln,“ dachte ich wieder.

Je vous aime! flüsterte er mit einer Stimme, die der meines Mannes ähnlich war. Mein Mann und mein Kind traten vor mein Gedächtnis wie längstverstorbene teure Wesen, deren Beziehungen zu mir aufgehört hatten. Aber plötzlich ertönte von der Biegung des Weges die Stimme der L. M., die meinen Namen rief. Ich kam zu mir, riß meine Hand los und eilte, ohne den Marquis anzusehen, auf L. M. zu. Wir setzten uns in den Wagen, und erst jetzt sah ich ihn an. Er nahm den Hut ab und richtete lächelnd eine Frage an mich. Von dem unaussprechlichen Widerwillen, den ich in diesem Augenblicke gegen ihn empfand, hatte er keine Ahnung.

Mein Leben schien mir dem Unglück verfallen, die Zukunft hoffnungslos, die Vergangenheit dunkel. L. M. sprach mit mir, aber ich verstand ihre Worte nicht. Mir war, als ob sie nur aus Mitleid mit mir spräche, und um die Verachtung zu verbergen, die ich ihr einflößte. In jedem Wort, jedem Blick schien mir diese Verachtung, dies beleidigende Mitleid zu liegen; den Kuß des Marquis fühlte ich wie ein Brandmal der Schande auf meiner Wange, und der Gedanke an Mann und Kind war mir unerträglich. Als ich endlich allein in meinem Zimmer war, suchte ich meine



Lage zu überdenken, aber mir wurde unheimlich in dieser Einsamkeit. Ich konnte den Thee, den man mir brachte, nicht fertig trinken, und ohne zu wissen warum, fing ich an, mit fieberhafter Eile einzupacken, um mit dem Abendzuge nach Heidelberg zu meinem Manne zu fahren. Erst als ich mit dem Dienstmädchen in das leere Kupee stieg, der Zug sich in Bewegung setzte und die frische Luft in's Fenster wehte, fing ich an, mich zu besinnen und mir Vergangenheit und Zukunft deutlich vorzustellen. Mein ganzes Eheleben seit unserer Übersiedelung nach Petersburg stellte sich mir plötzlich in neuem Lichte dar und legte sich wie ein Vorwurf auf meine Seele. Zum erstenmal erinnerte ich mich lebhaft an unser Leben auf dem Lande, an unsere ehemaligen Zukunftspläne. Zum erstenmal drängte sich mir die Frage auf, welche Art von Glück er seitdem gefunden hatte, und ich fühlte mich schuldig gegen ihn. „Aber warum hatte er mich nicht zurückgehalten, warum war er nicht offen gegen mich gewesen, warum hat er jede Erklärung gemieden, warum hat er mich gekränkt? fragte ich mich selbst. Warum machte er nicht Gebrauch von der Gewalt seiner Liebe, oder hat er mich nicht geliebt?“ . . . Aber wieviel Schuld er auch haben mochte, der Kuß eines fremden Mannes lag auf meiner Wange, und ich fühlte ihn. Je näher ich Heidelberg kam, um so deutlicher stellte ich mir meinen

Mann vor, und um so schrecklicher wurde mir das bevorstehende Wiedersehen.

„Alles, alles werde ich ihm sagen, werde alles in Thränen der Reue ausweinen, dachte ich, und er wird mir verzeihen!“ Aber ich wußte selbst nicht, was „alles“ ich ihm sagen sollte, und glaubte selbst nicht, daß er mir verzeihen könnte.

Als ich jedoch zu meinem Manne ins Zimmer trat und sein ruhiges, wenn auch etwas verwundertes Gesicht sah, fühlte ich plötzlich, daß ich ihm nichts zu sagen, nichts zu bekennen und ihn nicht um Verzeihung zu bitten hatte. Kummer und Reue mußten unausgesprochen in meiner Seele bleiben.

Wie bist du auf diesen Einfall gekommen? sagte er. Morgen wollte ich dich besuchen. Dann aber sah er mir näher ins Gesicht und schien zu erschrecken. Was ist dir? was hast du? fragte er.

Nichts! antwortete ich, war aber kaum imstande, die Thränen zu unterdrücken. Ich bin für immer von Baden abgereist, und wenn es dir recht ist, kehren wir morgen nach Rußland zurück.

Er sah mich lange schweigend und aufmerksam an.

Erzähle mir . . . was ist dir widerfahren? sagte er.

Ich errötete und schlug unwillkürlich die Augen nieder. In den seinigen blitzten Zorn und be-

leidigtes Ehrgefühl auf. Die Angst vor dem Mißtrauen, das möglicherweise in ihm erwachen konnte, gab mir die Kraft der Verstellung, die ich mir nicht zugetraut hätte.

Nichts ist mir widerfahren, gab ich zur Antwort; es wurde mir einfach langweilig und unbehaglich, allein zu sein, und ich habe viel über unser Leben und über dich nachgedacht. Wie lange schon bin ich im Unrecht gegen dich! Warum gehst du meinetwegen an Orte, die dir nicht angenehm sind? — Wie lange schon bin ich im Unrecht gegen dich! wiederholte ich, und wieder kamen mir Thränen in die Augen. Laß uns aufs Land gehen, auf immer!

Ach, mein Herz, erspare mir solche gefühlvolle Szenen! sagte er kalt. Daß du aufs Land gehen willst, ist sehr erfreulich, denn wir haben beinahe kein Geld mehr. Aber das auf immer ist eine Phantasie. Ich weiß, daß du dort nicht leben kannst. Jetzt aber trinke eine Tasse Thee, das wird das Beste für dich sein, schloß er, indem er sich erhob und nach dem Kellner klingelte.

Alles, was er jetzt vielleicht von mir denken mochte, fiel mir schwer aufs Herz, und als ich seinen forschenden und wie von Beschämung erfüllten Blick auf mich gerichtet sah, fühlte ich mich von dem Mißtrauen, das ich ihm zuschrieb, tief verletzt. Nein, er will und kann mich nicht verstehen! Ich sagte zu ihm, daß ich nach dem Rinde

sehen wolle, und verließ das Zimmer. Ich mußte allein sein und weinen, weinen, weinen . . .



Das so lange nicht geheizte und leer gebliebene Haus zu Nikolstoje belebte sich wieder, doch was einst in ihm gewohnt hatte, lebte nicht wieder auf. Die Mama fehlte, und wir waren allein miteinander, obwohl uns die Einsamkeit nicht nur entbehrlich, sondern unbehaglich war, und der Winter ging für mich um so trauriger vorüber, da ich beständig kränkelte und mich erst nach der Geburt meines zweiten Sohnes erholte.

Mein Verhältnis zu meinem Manne blieb dasselbe kalt-freundliche, wie zur Zeit unseres Aufenthalts in der Stadt, nur daß mich jede Diele, jede Wand, jeder Divan an das erinnerte, was es mir früher gewesen war, und was ich verloren hatte. Es war, als ob eine ungesühnte Schuld zwischen uns stünde, als ob er mich für etwas strafte und doch dabei den Anschein annähme, nichts davon zu wissen. Seine Verzeihung zu erbitten, war kein Grund vorhanden, um Gnade zu flehen, keine Ursache, und er bestrafte mich auch nur dadurch, daß er mir nicht wie früher seine ganze Seele hingab. Aber er gab sie auch keinem andern Menschen, keinem Gegenstande — es war, als ob er sie selbst nicht mehr besäße.

Zuweilen kam ich auf den Gedanken, daß er sich nur so stelle, um mich zu quälen, daß aber in ihm das frühere Gefühl noch lebte, und ich suchte es hervorzuloden. Dann war es aber jedesmal, als ob er ein offenes Aussprechen zu vermeiden suche, oder mich im Verdacht habe, daß ich mich verstellte, oder als ob er jedes Zeichen von Empfindung wie etwas Lächerliches fürchtete. Sein Blick und sein Ton schienen zu sagen: ich weiß alles, alles! Du brauchst nichts auszusprechen; alles was du sagen willst, weiß ich . . . weiß aber auch, daß du das eine sagen und das andere thun wirst. Anfangs kränkte mich dies Vermeiden jeder offenen Aussprache, aber nach und nach gewöhnte ich mich an den Gedanken, daß uns nicht sowohl die Aufrichtigkeit, als das Verlangen nach Verständigung verloren gegangen war. Mir hätte die Zunge nicht gefolgt, hätte ich ihm jezt auf einmal sagen wollen, daß ich ihn liebte, oder ihn bitten wollen, Noten mit mir zu lesen, oder ihn rufen wollen, damit er zuhöre, wenn ich spielte. Unser Verkehr wurde durch gewisse Anstandsbedingungen geregelt, die wir beide im Gefühl hatten; aber jeder von uns lebte auf seine eigene Weise: er mit seinen Beschäftigungen, an denen ich nicht teilzunehmen brauchte noch teilnehmen wollte; ich mit meiner Nichtsthuerei, die ihn nicht mehr wie früher ärgerte und betrübte. Unsere Kinder waren noch zu klein, um uns zu vereinigen.



Aber der Frühling kam; Katja und Ssonja zogen für den Sommer aufs Land; unser Wohnhaus in Nikolskoje sollte umgebaut werden und wir siedelten nach Pokrowskoje über.

Es war das alte, bekannte Haus mit seiner Terrasse, seinem Klapptische, seinem Klavier im hellen Saale und meinem früheren Zimmer mit den weißen Gardinen und allen hier zurückgelassenen Mädchenträumen. In diesem Zimmer standen zwei Bettchen; in dem einen, das früher das meine gewesen war, lag jetzt mein dider Kofoscha; in dem andern, kleineren, sah Wanjas Gesichtchen aus den Rissen hervor. Oft, wenn ich sie abends bekreuzt hatte, blieb ich mitten in dem stillen Zimmerchen stehen, und plötzlich schienen aus allen Winkeln die Geister der vergangenen, vergessenen Jugendzeit hervorzutreten, und alte bekannte Stimmen fingen an, Mädchenlieder zu singen. Was ist aus diesen Geistern, diesen lieben, süßen Liedern geworden? Alles, was ich kaum hoffen durfte, ist in Erfüllung gegangen; meine unklar verschwimmenden Phantasien haben sich verwirklicht, aber die Wirklichkeit war zum schweren, freudlosen Leben geworden!

Und doch ist alles wie früher: derselbe Garten ist durch das Fenster zu sehen; derselbe Pfad, dieselbe Bank unten am Hohlwege; und dieselben Nachtigallenlieder klingen vom Teich herüber; dieselben Syringen blühen; derselbe Mond steht über



dem Hause, und doch ist alles so traurig, so unglaublich verändert! Alles so kalt, was so innig und warm sein könnte!

Wieder, wie in alten Zeiten, saß ich mit Katja plaudernd im Saale; aber sie runzelte die Stirn, und ihr Gesicht wurde ernst und blaß, und ihre Augen glänzten nicht mehr vor Hoffnung und Freude, sondern verrieten Kummer und Mitgefühl. Statt uns über Sergej Michajlowitsch zu freuen, saßen wir über ihn zu Gericht; und statt uns zu wundern, warum und wodurch wir so glücklich waren, und statt wie früher zu wünschen, aller Welt sagen zu können, was wir fühlten, lauschten wir wie Verschworene, ob uns auch niemand hörte, und fragten uns zum hundertstenmal, warum sich alles so traurig verändert habe.

Dabei war er derselbe wie früher; nur die Falte zwischen seinen Brauen war tiefer geworden, sein Haar war an den Schläfen mehr ergraut, und der eindringliche, aufmerksame Blick schien immer durch eine Wolke für mich verschleiert. Auch ich war dieselbe wie sonst, nur daß in mir keine Liebe mehr lebte und kein Wunsch zu lieben; kein Verlangen nach Beschäftigung, keine innere Befriedigung. Und daß mir die früheren frommen Entzückungen und die frühere Liebe zu ihm und die ehemalige Lebensfülle unerreichbar fern und unmöglich schienen. Ich würde jetzt nicht mehr verstehen, was mir früher so klar und einfach schien:

das Glück, für den andern zu leben. Warum für den andern, wenn man für sich selbst nicht mehr leben mag?

Die Musik hatte ich seit unserer Übersiedelung nach Petersburg ganz aufgegeben; aber jetzt wurde durch das alte Klavier und die alten Noten meine frühere Lust wieder rege.

Eines Tages befand ich mich nicht wohl und blieb allein zu Haus. Katja und Ssonja waren mit ihm nach Nikolskoje gefahren, um den Neubau zu sehen. Der Theetisch war gedeckt; ich ging hinunter, und indes ich auf die Meinigen wartete, setzte ich mich ans Klavier. Ich schlug die Sonate quasi una fantasia auf und fing sie an zu spielen. Niemand war zu sehen und zu hören. Die Fenster standen nach dem Garten offen, und die vertrauten, traurig-feierlichen Töne erklangen durch das Zimmer. Als ich den ersten Teil beendet hatte, sah ich mich ganz mechanisch, nach alter Gewohnheit, nach der Ecke um, wo er zu sitzen pflegte, wenn er mir zuhörte. Aber er war nicht da! Der schon lange nicht mehr gebrauchte Stuhl stand leer in der Ecke. Durchs Fenster sah ich die Syringenbüsche im Lichte des Sonnenunterganges stehen, und die Frische des Abends strömte durch die offenen Fenster herein. Ich stützte mich auf das Klavier, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und versank in Nachdenken. So saß ich lange, dachte mit Schmerzen zurück an das Vergangene,

Unwiederbringliche, und versuchte zaghaft, Neues zu ersinnen. Aber die Zukunft war leer, als ob ich nichts mehr zu hoffen hätte. „Ist es möglich, daß ich schon ausgelebt habe?“ dachte ich schauernd, erhob den Kopf, und um nicht weiter zu denken und womöglich zu vergessen, fing ich das Andante noch einmal an. „Mein Gott, dachte ich, wenn ich Schuld habe, verzeihe mir, oder gieb mir zurück, was so schön in mir war, oder lehre mich, was ich thun, wie ich weiter leben soll.“ In diesem Augenblicke ließ sich Räderrollen auf dem Rasen und vor der Freitreppe hören, und gleich darauf erklangen auf der Terrasse leise, bekannte Schritte und verhallten; der Klang dieser bekannten Schritte weckte nicht mehr das frühere Gefühl. Als ich zu spielen aufhörte, erklangen die Schritte hinter mir und legte sich eine Hand auf meine Schulter.

Wie flug du bist, daß du diese Sonate gespielt hast, sagte Sergej Michajlowitsch.

Ich schwieg.

Du hast noch nicht Thee getrunken?

Verneinend schüttelte ich den Kopf und sah mich nicht nach ihm um; ich wollte ihm die Spuren der Aufregung auf meinem Gesichte verbergen.

Sie kommen gleich, fuhr er fort. Das Pferd ist scheu geworden, darum sind sie ausgestiegen und wollten gehen.

Wir wollen auf sie warten, antwortete ich,

und ging auf die Terrasse. Ich hoffte, daß er mir nachkommen würde; aber er fragte nach den Kindern und ging zu ihnen.

Seine Gegenwart, seine gute, freundliche Stimme ließen mich wieder bezweifeln, daß ich durch meine Schuld etwas verloren haben könnte. „Was habe ich noch zu wünschen? er ist sanft, freundlich, ein guter Mann, ein guter Vater, ich weiß nicht, was mir noch fehlt!“ Ich ging auf den Balkon und setzte mich unter das Leinwanddach der Terrasse auf dieselbe Bank, auf der ich am Tage unserer Verlobung gesessen hatte. Die Sonne war untergegangen, es dämmerte schon, und eine Frühlingswolke hing dunkel über Haus und Garten; nur hinter den Bäumen schimmerte ein heller Streifen des erlöschenden Abendrots und der eben aufblickende Abendstern. Über dem allen aber stand der Schatten der leichten Wolke, und alles schien auf einen stillen Frühlingsregen zu warten. Der Wind erstarb, kein Blatt, kein Gräschen regte sich; der Geruch der Springen und des Faulbaums war so stark, als ob die ganze Luft in Blüte stände und mit bald stärkerer, bald schwächerer Strömung den Garten überflutete. Man hätte Augen und Ohren schließen mögen, um nichts zu sehen, nichts zu hören, sich ganz zu versenken in diesen süßen Duft. Die Georginen und Rosenbüsche, die noch keine Blüten trugen, streckten sich auf den umgegrabenen, schwar-



zen Rabatten, als ob sie langsam an ihren weißen Stäben emporwüchsen, die Frösche quakten aus Leibeskräften, als wollten sie sich vor dem Regen, der sie ins Wasser zu treiben drohte, noch einmal so laut als möglich hören lassen; ein sanftes, gleichmäßiges Wasserrauschen klang durch ihr Geschrei, und die Nachtigallen antworteten sich von allen Seiten. Auch in diesem Frühling nistete eine von ihnen in dem Gebüsch unter den Fenstern. Als ich hinaustrat, flog sie in die Allee hinüber, ließ einen Augenblick ihre Stimme hören, wurde dann still und wartete.

Vergebens suchte ich mich zu beruhigen, und wartete und war traurig. Er kam von oben zurück und setzte sich neben mich.

Unsere Damen werden naß werden, glaube ich, sagte er.

Ja, antwortete ich. Dann schwiegen wir eine Weile.

Inzwischen senkte sich die von keinem Windhauche bewegte Wolke tiefer und tiefer, wurde immer schwerer, unbeweglicher, und plötzlich fiel ein Tropfen auf die Marquise der Terrasse, ein anderer schlug auf die Steine des Weges, und dann platschte es auf die Aletten nieder, und immer dichter fielen die großen, frischen Tropfen des immer stärker werdenden Regens.

Die Nachtigallen und Frösche wurden still, nur das sanfte Wasserrauschen erfüllte die Luft, ob-

wohl es wegen des Regens schwerer schien, und ein Vogel, der sich wahrscheinlich unter die trockenen Büsche am Hause geduckt hatte, wiederholte seine zwei immer gleichen Noten. Er stand auf und wollte gehen.

Wohin? fragte ich und hielt ihn zurück; hier ist's ja so angenehm!

Ich will den beiden Schirme und Überschuhe entgegenschicken, antwortete er.

Das ist nicht nötig; es geht gleich vorüber.

Er gab mir recht, und wir blieben nebeneinander am Geländer der Terrasse stehen. Ich stützte mich mit der Hand auf die nasse Brüstung und beugte mich vor, so daß mir der frische Regen Haar und Hals bespritzte. Das Wölkchen wurde heller und dünner, während es seinen Inhalt über uns ergoß; das gleichmäßige Rauschen des Regens wurde matter, und endlich fielen nur noch einzelne Tropfen vom Himmel und von den Bäumen nieder. Die Frösche fingen an zu quaken, die Nachtigallen regten sich, fingen an, sich von allen Seiten aus den nassen Gebüsch zu antworten, und es wurde ringsumher hell.

Wie angenehm! sagte er, indem er sich auf das Geländer setzte und mit der Hand über mein nasses Haar strich.

Diese einfache Liebstosung wirkte auf mich wie ein Vorwurf; ich war dem Weinen nahe.

Was braucht der Mensch noch mehr? fuhr



er fort. Ich bin jetzt so zufrieden, daß ich nichts weiter wünsche. Ich bin ganz glücklich.

„So hast du früher nicht von deinem Glück gesprochen, dachte ich. Wie groß es auch war, du sagtest immer, daß du noch etwas zu wünschen hättest! Und jetzt bist du ruhig und zufrieden, während mir unausgesprochene Reue und unausgeweinte Thränen das Herz belasten.“

Auch mir ist wohl zu Mut, sagte ich; aber auch wehmütig, besonders weil alles um mich her so schön ist. In mir ist beständig eine Lücke, etwas nicht Ausgefülltes; immer sehne ich mich nach irgend etwas, hier aber ist alles so schön und ruhig. Ist es möglich, daß sich in deinen Naturgenuß keine Wehmut mischt? daß dir nicht ist, als sehntest du dich nach etwas Vergangenen?

Er nahm die Hand von meinem Kopfe und schwieg eine Weile.

Ja, früher war es so in mir, besonders im Frühling, sagte er, als ob er sich besänne. Ganze Nächte brachte ich wachend zu, in Wünsche und Hoffnungen verloren. Es waren schöne Nächte . . . Aber damals lag noch alles vor mir, jetzt liegt alles hinter mir. Jetzt genügt mir, was ist, und es ist mir so wohl dabei, schloß er so ruhig, so nachlässig, daß ich — wie schmerzlich es mir auch war, das zu hören — von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt sein mußte.

Du wünschest gar nichts mehr? fragte ich.

Nichts Unmögliches, antwortete er, mein Gefühl erratend. Du machst dir den Kopf naß, fügte er hinzu, indem er mir wie einem Kinde liebevoll noch einmal über das Haar strich. Du beneidest Blätter und Gras, weil sie vom Regen benetzt werden; du möchtest Gras, Laub und Regen sein; ich freue mich nur über sie, wie über alles in der Welt, was schön, jung und glücklich ist.

Und du beklagst nichts Vergangenes? fuhr ich fort zu fragen, und fühlte, wie mir das Herz immer schwerer und schwerer wurde.

Er schwieg nachdenklich still; ich sah, daß er mir ganz aufrichtig antworten wollte.

Nein! antwortete er endlich kurz.

Wirklich? . . . wirklich? fing ich an, indem ich mich umwandte und in seine Augen sah. Du beklagst das Vergangene nicht?

Nein! wiederholte er noch einmal; ich bin dankbar dafür, aber ich beklage es nicht.

Aber möchtest du nicht, daß es zurückkehre? sagte ich.

Er drehte sich um und sah in den Garten hinunter.

Ich wünsche das nicht, ebenso wenig wie ich wünsche, daß mir Flügel wachsen, sagte er. Es ist nicht möglich.

Und du klagst das Vergangene nicht an, machst weder dir noch mir einen Vorwurf?

Niemand! . . . Alles war zum Besten.



Höre, sagte ich und berührte seine Hand, damit er mich ansehen sollte. Höre, warum hast du nie zu mir gesagt, daß ich nach deinen Wünschen leben sollte? Warum gabst du mir eine Freiheit, die ich nicht zu benutzen verstand? Warum hörtest du auf, mich zu belehren? Wenn du gewünscht hättest, wenn du mich anders geleitet hättest, nichts, nichts wäre dann geschehen! sagte ich mit einer Stimme, in der sich Vorwurf und wachsender Unwille, aber keine Spur der alten Liebe verriet.

Was wäre nicht geschehen? fragte er erstaunt, indem er sich zu mir wandte. Auch so ist nichts geschehen. Alles ist gut. Sehr gut! fügte er lächelnd hinzu.

„Ist's möglich, daß er mich nicht versteht, oder noch schlimmer, will er mich nicht verstehen?“ dachte ich, und Thränen kamen mir in die Augen.

Es wäre nicht geschehen, sagte ich dann, daß ich, obwohl ich durch nichts gegen dich gesündigt habe, mit deiner Gleichgültigkeit, deiner Verachtung sogar gestraft werde. Es wäre nicht geschehen, daß du, ohne jede Schuld von meiner Seite, mir plötzlich alles entzogst, was mir teuer war.

Was hast du, mein Herz? sagte er, als ob er meine Worte nicht verstände.

Nein, laß mich ausreden! Du hast mir dein Vertrauen, deine Liebe, deine Achtung sogar ge-



nommen. Ich kann nicht glauben, daß du mich jetzt liebst, wenn ich mich an das erinnere, was früher gewesen ist. Nein, ich muß einmal alles aussprechen, was mich so lange schon quält! fuhr ich hastig fort, als er einfallen wollte. War es meine Schuld, daß ich das Leben nicht kannte? Warum ließest du mich allein den Weg suchen? Oder ist es meine Schuld, daß du jetzt, nachdem ich erkannt habe, was not thut, und mich seit nun beinahe einem Jahre abquäle, zu dir zurückzukehren, mich abweist, als ob du nicht verständest, was ich will? Du thust das in einer Weise, daß man dir keinen Vorwurf machen kann, daß ich schuldig erscheine und unglücklich bin. Du willst mich auch jetzt wieder in das Leben zurückstoßen, das dein und mein Unglück werden kann.

Womit habe ich dir das bewiesen? fragte er verwundert und aufrichtig erschreckt.

Hast du nicht gestern erst gesagt, und sagst schon lange, daß ich hier nicht bleiben würde, und daß wir nach Petersburg gehen müßten . . . nach Petersburg, das ich hasse! antwortete ich. Und anstatt mich zu stützen, vermeidest du jede Aussprache, jedes aufrichtige, warme Wort mit mir. Und später, wenn ich ganz zu Boden sinke, wirst du mir einen Vorwurf daraus machen und über meinen Fall triumphieren.

Halt! halt! sagte er ernst und kalt. Was du da sagst, ist nicht gut. Es beweist nur, daß

du schlecht gegen mich gestimmt bist, daß du mich nicht . . .

Daß ich dich nicht liebe? . . . sag' es nur, sag' es nur! fiel ich ihm ins Wort. Thränen stürzten mir aus den Augen; ich setzte mich auf die Bank und verhüllte das Gesicht mit dem Taschentuche.

„So also hat er mich verstanden,“ dachte ich, indem ich das Schluchzen, das mich fast erstickte, zu unterdrücken suchte. „Zu Ende ist unsere Liebe, zu Ende!“ sagte eine Stimme in meinem Herzen. Er ist mir nicht entgegengekommen, hat mich nicht getröstet. Nur gekränkt hat ihn, was ich sagte. Seine Stimme blieb kalt und ruhig!

Ich weiß nicht, was du mir zum Vorwurf machst, fing er an; ist es das, daß ich dich nicht mehr so liebe wie früher . . .

Nicht mehr so liebe, wiederholte ich in mein Tuch hinein, und meine bitteren Thränen flossen noch reichlicher darauf nieder.

. . . So ist daran die Zeit schuld und wir selbst. Jede Zeit hat ihre besondere Art von Liebe. — Er schwieg eine Weile. — Ich will dir die ganze Wahrheit sagen, da du Aufrichtigkeit verlangst. In jenem Jahre, als ich dich kennen lernte, brachte ich die Nächte schlaflos zu und dachte an dich und gab selbst meiner Liebe immer neue Nahrung, und diese Liebe wuchs und wuchs in meinem Herzen, aber auch in Petersburg und im Auslande schlief ich nicht, und dies waren

schreckliche Nächte, in denen ich diese Liebe, die mich peinigte, zu zerstören, zu vernichten suchte. Ich habe sie nicht vernichtet, nur was mich gequält hat, habe ich von mir geworfen, habe mich beruhigt und liebe dich noch immer, nur mit einer andern Liebe.

Liebe nennst du das? es ist nur Pein! sagte ich. Warum hast du mir erlaubt, in der Welt zu leben, wenn sie dir so verderblich erscheint, daß du ihretwegen aufhörst, mich zu lieben?

Nicht die Welt, mein Herz, sagte er.

Warum hast du nicht deine Macht gebraucht? fuhr ich fort; warum mich nicht gebunden, nicht getötet? — das wäre besser für mich, als alles zu verlieren, was mein Glück war . . . Mir wäre wohl, — ich hätte mich nicht zu schämen. —

In diesem Augenblick kamen Katja und Sjonja heiter und durchnäßt unter Plaudern und Lachen auf die Terrasse, als sie uns aber erblickten, verstummten sie und gingen schnell wieder fort.

Ich schluchzte wieder und verhüllte das Gesicht.

Wir schwiegen beide, als sie gegangen waren; ich hatte mich ausgeweint, und mir wurde leichter zu Mut. Ich sah ihn an; er erhob den Kopf, den er auf die Hand gestützt hatte, und wollte mir etwas auf meinen Blick antworten; aber er atmete nur schwer auf und ließ den Kopf wieder sinken.

Ich trat neben ihn und faßte seine Hand. Sein Blick wandte sich mir nachdenklich zu.

Ja, sagte er, als ob er seine Gedanken weiter verfolgte; wir alle — besonders ihr Frauen — müssen erst die ganze Thorheit des Lebens durchmachen, um uns in das eigentliche Leben zurückzufinden. Einem andern zu glauben sind wir nicht imstande. Du hattest damals jene reizende und geliebte Thorheit, die ich an dir bewunderte, noch längst nicht ausgelebt; ich überließ es dir, sie auszukosten, und fühlte, daß ich kein Recht hatte, dich zu fesseln, weil für mich die Zeit längst vorüber war.

Aber wie konntest du, wenn du mich liebtest, mit mir zusammen sein und mir erlauben, in dieser Thorheit zu leben? sagte ich.

Weil du nicht imstande gewesen wärest, mir zu glauben, auch wenn du gewollt hättest. Du mußtest selbst Erfahrung sammeln . . . das hast du gethan.

Und du hast gedacht, viel gedacht und wenig geliebt, sagte ich.

Wir schwiegen wieder.

Was du eben gesagt hast, ist grausam, aber es ist wahr, antwortete er dann, indem er aufstand und auf der Terrasse hin- und herging. Ja, es ist wahr. Ich bin schuld! fügte er hinzu und blieb vor mir stehen. Entweder mußte ich mir gar nicht gestatten, dich zu lieben, oder einfacher lieben. Ja!

Laß uns das alles vergessen, sagte ich schüchtern.

Nein, was vergangen ist, kommt nicht wieder, kommt niemals wieder! Und seine Stimme wurde weicher bei diesen Worten.

Es ist schon wiedergekommen, sagte ich, und legte die Hand auf seine Schulter.

Er ergriff meine Hand und drückte sie.

Nein, ich habe nicht die Wahrheit gesagt, als ich behauptete, daß ich das Vergangene nicht beklage. Nein, ich beklage jene vergangene Liebe, die nicht mehr ist und nicht mehr sein kann, und weine um sie, daß sie nicht mehr ist! Wer die Schuld trägt, weiß ich nicht. Es ist uns eine Liebe geblieben, aber nicht dieselbe; ihre Stelle ist geblieben, sie aber scheidet in Krankheit dahin; sie besitzt nicht mehr die Kraft und Frische von ehemals. Erinnerung ist geblieben, Dankbarkeit, aber . . .

Sprich nicht so, unterbrach ich ihn. Laß alles wieder sein wie früher . . . Es kann ja sein, nicht wahr? fragte ich und sah ihm in die Augen. Aber seine Augen waren klar und blickten ruhig ohne jeden Rückhalt in die meinigen.

Schon während ich sprach, fühlte ich, daß, was ich wünschte und von ihm erbat, unmöglich war. Er lächelte mit einem ruhigen, sanften und, wie es mir schien, greisenhaften Lächeln.

Wie jung du noch bist, und wie alt ich bin! sagte er; was du suchst, ist nicht mehr in mir . . . wir wollen uns nicht mehr täuschen, fügte





er hinzu und lächelte noch immer in derselben Weise.

Ich stand schweigend neben ihm und mein Herz wurde ruhiger.

Wir wollen nicht versuchen, das Leben zu wiederholen, fuhr er fort; wollen uns nicht selbst belügen! Gott sei Dank, daß die alte Unruhe, die alten Aufregungen vorüber sind. Wir haben uns nicht mehr aufzuregen; haben nichts mehr zu suchen. Wir haben schon gefunden, und es ist Glück genug auf unser Theil gefallen. Jetzt müssen wir uns bestreben, diesem den Weg zu bahnen, fügte er hinzu, indem er auf den kleinen Wanja zeigte, mit dem die Wärterin an der Terrassenthür erschien. So ist es, mein liebes Herz! schloß er, indem er meinen Kopf an sich zog und küßte. Aber es war nicht der Kuß eines Liebenden, sondern der eines alten Freundes.

Und aus dem Garten strömte immer stärker und süßer die duftende Abendfrische herauf; immer feierlicher wurden die Töne und das Schweigen, immer häufiger zündete sich am Himmel ein Sternlein nach dem andern an. Ich blickte auf ihn, und plötzlich wurde mir leichter zu Mut. Es war, als hätte man mich von dem kranken Seelennerv befreit, der mir so viele Schmerzen verursachte. Deutlich und klar verstand ich plötzlich, daß die Empfindungen jener Zeit unwiderruflich dahin waren, wie die Zeit selbst, und daß es

nicht nur unmöglich war, sie jetzt zurückzurufen, sondern daß es nur noch Schmerzen und Unruhe bringen würde. Vorbei! vorbei! . . . Und war denn wirklich die Zeit so schön, die mir so glücklich erschienen und die schon lange, lange dahingeschwunden war?

Es ist Zeit, Thee zu trinken, sagte er, und wir gingen zusammen ins Zimmer. In der Thür traf ich wieder die Wärterin mit Wanja. Ich nahm den Kleinen auf den Arm, deckte seine nackten, roten Füßchen zu, drückte ihn an mich und küßte ihn, indem ich ihn kaum mit den Lippen berührte. Wie im Schläfe bewegte er die Händchen mit den ausgespreizten, gerunzelten Fingern, öffnete die trüben Äugelchen und sah umher, als ob er etwas suchte, oder sich auf etwas besänne, dann blieben diese Augen auf mir ruhen; ein Funken des Bewußtseins blitzte in ihnen auf, die vollen Lippen zogen sich zusammen und öffneten sich zu einem Lächeln. „Mein, mein, mein!“ dachte ich und ein Wonneshauer durchbebte meine Glieder, indem ich ihn an mich drückte. Ich mußte mich beherrschen, um ihm nicht weh zu thun und fing an, seine kalten Füßchen, seinen Körper, seine Händchen, sein kaum mit Haaren bewachsenes Köpfchen zu küssen.

Mein Mann trat auf mich zu; ich bedeckte schnell das Gesicht des Kindes und deckte es schnell wieder auf.

Iwan Sergjeitsch, sagte mein Mann, indem er das Unterkinn des Kleinen mit dem Finger berührte. Aber ich deckte Iwan Sergjeitsch rasch wieder zu; niemand außer mir sollte ihn lange ansehen. Dann blickte ich zu meinem Manne auf. Seine Augen lachten, während sie in die meinigen sahen, und zum erstenmal seit langer Zeit war es mir leicht und wohlthuend, in seine Augen zu schauen.

Von diesem Tage an war mein Roman mit meinem Manne zu Ende. Das alte Gefühl wurde zur teuren, unwiederbringlichen Erinnerung, und ein neues Gefühl der Liebe für meine Kinder und für den Vater meiner Kinder legte den Grund jenes andern, ebenfalls glücklichen, aber in ganz anderer Weise glücklichen Lebens, das ich bis zu diesem Augenblicke noch nicht zu Ende gelebt habe . . .







Polifuscha





**P**olitikuscha\*) (im Jahre 1860 entstanden) ist die Klage eines Menschenfreundes über die furchtbare Lage des Volks, das in seiner Dumpfheit das Bewußtsein der Menschenwürde verloren hat und allen Launen dessen preisgegeben ist, dem es mit Leib und Seele gehört.

Von der Laune der Herrin hängt es ab, wie Politikuscha lebt: unter welchen Verhältnissen er geboren wird, was er zu seinem Lebensberuf macht, wie sich sein Charakter entwickelt. Er hat den Ruf eines geschiedten aber charakterschwachen Gesellen, und da er einmal in seinem Leben, durch die Laune der Herrin in Versuchung gebracht, seinem angeborenen Gange widersteht, um mit Eins seinen schlechten Ruf zu widerlegen, spielt ihm der Zufall einen Streich, der die furchtbarste Tragik zur Folge hat. Alle Welt behauptet, Politikuscha könne man kein Geld anvertrauen; die Herrin wählt gerade ihn zum Boten, wo es gilt, eine große Summe abzuholen, um ein Erziehungswerk an ihm zu üben. Er glaubt glücklich seinen Trieb

---

\*) Die folgende Uebersetzung ist von Wilhelm Wolfsohn, dem trefflichen Herausgeber der „Russischen Revue“. Es giebt wenige Uebersetzungen, die ihrem Original so nahe kommen in Stimmung und Ausdruck, wie diese Arbeit Wolfsohns. Ausführlicheres über diesen hervorragenden Vermittler zwischen russischem und deutschem Geistesleben findet der Leser in meinem Aufsatz: „Berthold Auerbachs Briefe an Wilhelm Wolfsohn“ in „Nord und Süd“, August 1887. Heft 125.

niedergekämpft und das Geld unversehrt nach Hause gebracht zu haben — da merkt er, daß es auf dem Wege durch ein Loch in seiner Mütze verloren gegangen ist. Er erhängt sich auf der Bodenkammer, seine Frau läßt vor Schreck das Kind, das sie eben badet, ins Wasser fallen, daß es ertrinkt, und die Herrin schenkt das wiedergefundene Geld dem Bauern Dutlow, der es gar nicht nötig hat, weil er einer der Reichsten im Dorfe ist. Wenige Tage vorher hatte Dutlow von seinem Reichtum nicht so viel hergeben wollen, um seinen Neffen, einen guten Burschen, vom Militär loszukaufen; nun peinigt ihn das „Teufelsgeld“, und um es los zu werden, wird er mit einem Male der gute Onkel, und löst den Sohn seines Bruders aus.

Ohne sichtliche Neigung für die eine oder die andere Seite, tritt Tolstoj hier als der Anwalt des Volkes auf. Was sich in der untersten Schicht Rußlands an Tugenden, und mehr noch an Fehlern und Lastern herausgebildet hat, ist das Werk der höher gebildeten Klassen, die Eigentum an Sachen und — Menschen für ihr unveräußerliches Recht halten.

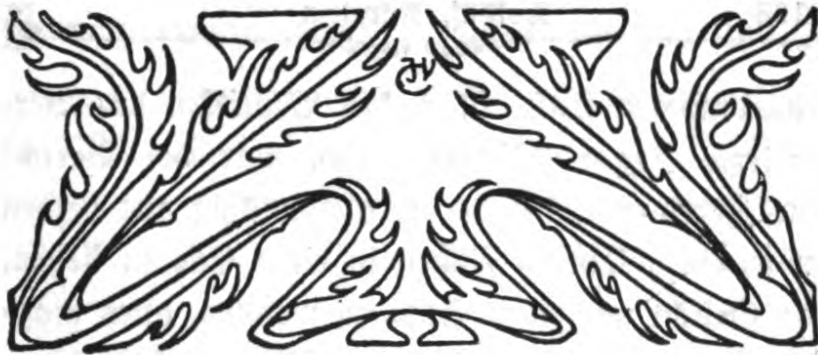
Man wird unwillkürlich bei der Lektüre Polikuschas an die dreißig Jahre später geschriebene „Macht der Finsternis“ erinnert. Mit seltener Kraft ist das Volk in seinen Lebensäußerungen geschildert, mit solcher Leidenschaft tritt die Gestalt des unglückseligen Polikuschas vor den Leser. Und wie dort aus dem Leben der untersten Volksschichten und aus den Empfindungen der einfachsten Menschen heraus eine gewaltige dichterische Wirkung geschaffen ist, so ist auch hier erschütternde Tragik gewonnen aus der alltäglichsten Handlung des alltäglichsten Menschen.

Wenn Turgenjew die Bemerkung macht: „Nur vom Stoff ist schmerzlich viel vergeudet und auch das Söhnchen hat er unnützerweise ertrinken lassen,“ so wird man nicht leicht seiner Ansicht zustimmen. Die Häufung der traurigen Folgen ist hier nicht störend, sondern die Wirkung des Ganzen steigend. Eher wird man Turgenjews

Worte unterschreiben: „Es läuft Einem eisig über den Rücken, und der ist doch wahrlich bei unser Einem dick und stark genug. Er ist ein Meister!“

R. L.





## I

Wie Sie befehlen, gnädige Frau! Nur schade um die Dutlows. Treffliche Jungen, einer wie der andere. Aber dran wird einer von ihnen müssen, wenn wir nicht wenigstens einen vom Hausgesinde stellen — sagte der Verwalter. Schon jetzt zeigen alle auf sie. Übrigens, ganz wie Sie belieben.

Und beide Hände vor den Leib haltend, legte er die rechte über die linke, bog den Kopf seitwärts, zog fast schmäkend die feinen Lippen ein, verdrehte die Augen und schwieg still mit der offenbaren Absicht lange zu schweigen und ohne Gegenrede all das dumme Zeug anzuhören, das die gnädige Frau ihm erwidern sollte.

Es war der zum Hausgesinde gehörige Verwalter, ein glattrasierter Mann in langem Rod (von dem den Verwaltern eigenen Schnitt), der eines Abends im Herbst mit dem Bericht vor der gnädigen Frau stand. Der Bericht bestand nach den Begriffen der gnädigen Frau darin, daß sie über vergangene Wirtschaftsangelegenheiten Rechenschaft entgegennahm und über zukünftige

Anordnungen traf. Nach den Begriffen des Verwalters, Jegor Michajlowitsch, war der Bericht eine Zeremonie, bei der er gleichmäßig auf beiden auswärts gefehrten Füßen in einer Ecke zu stehen, das Gesicht nach dem Sofa zu wenden, alles mögliche Geschwäh, das nicht zur Sache paßte, anzuhören und schließlich die gnädige Frau durch verschiedene Mittel dahin zu bringen hatte, daß sie auf alle seine Vorschläge rasch und ungeduldig sagte: „Gut, gut.“

Diesmal handelte es sich um die Rekrutierung. Von dem Dorfe Pokrowskoje waren drei Leute zu stellen. Zwei hatte das Schicksal selbst unzweifelhaft dazu bestimmt — durch das Zusammentreffen von moralischen, ökonomischen und Familienverhältnissen. Hinsichtlich dieser zwei konnte weder die Gemeinde, noch die gnädige Frau, noch die öffentliche Meinung schwankend oder in Streit sein. Über den dritten war man uneins. Der Verwalter wollte einen der drei Dutlows schonen und vom Hausgesinde den Polikuscha stellen, einen Familienvater, der in sehr schlechtem Rufe stand und mehrmals auf der Entwendung von Säcken, Pferdeleinen und Heu er tappt worden war; den aber wollte die gnädige Frau nicht hergeben, die Polikuschas zerlumpte Kinder öfter liebte und durch evangelische Ermahnungen auf seine Sittlichkeit einzuwirken suchte. Dabei wollte sie auch den Dutlows nicht schaden,



die sie weder kannte, noch jemals gesehen hatte. Doch es kam ihr aus irgend einem Grunde nicht bei, und der Verwalter gewann es nicht über sich, ihr das gerade heraus zu erklären, daß, wenn nicht Polituscha ginge, Dutlow ausgehoben würde. „Ich will ja nicht das Unglück der Dutlows,“ sagte sie gefühlvoll. — „Wenn Sie das nicht wollen, so zahlen Sie dreihundert Rubel für einen Stellvertreter,“ hätte man ihr antworten müssen. Aber die Klugheit ließ das nicht zu.

Und so blieb denn Jegor Michajlowitsch ruhig stehen, lehnte sich sogar unmerklich an den Thürpfosten, wobei er indes den devotesten Ausdruck im Gesicht bewahrte, und sah hin, wie die Lippen der gnädigen Frau sich bewegten, wie die Spitzen an ihrer Haube, zugleich mit ihrem Schatten an der Wand unter dem Bilde hüpften. Aber er fand es durchaus nicht nötig, in den Sinn ihrer Reden einzudringen. Die gnädige Frau sprach lange und viel. Er bekam einen Gähncrampf hinter den Ohren, verwandelte aber geschickt den Krampf in Husten, indem er sich den Mund mit der Hand zuhielt und that, als ob er sich räusperte. Ich sah vor kurzem, wie Lord Palmerston bedeckten Hauptes dasaß, während ein Mitglied der Opposition auf das Ministerium loschoß, und wie er sich plötzlich erhob und in einer dreistündigen Rede auf alle Punkte des Gegners antwortete; ich sah das — und wunderte mich nicht, weil ich etwas

Ähnliches tausendmal zwischen Jegor Michajlowitsch und seiner Gebieterin gesehen hatte. Sei es, daß er einzuschlafen fürchtete, oder daß er glaubte, sie lasse sich gar zu weit hinreißen — er übertrug die Schwere seines Körpers vom linken Fuß auf den rechten und begann mit wehevoller Einleitung, wie er immer anzufangen pflegte:

Wie Sie belieben, gnädige Frau; nur . . . die Gemeindeversammlung ist jetzt vor dem Comptoir und es muß zum Abschluß kommen. Der Befehl lautet, daß bis zum 1. Oktober die Rekruten nach der Stadt gebracht werden sollen. Von den Bauern sind es die Dutlows allein, auf die man hinweist; sonst niemand. Die Gemeinde nimmt Ihr Interesse nicht wahr. Der gilt es gleich, ob die Dutlows ruiniert werden. Ich weiß ja doch, wie die sich abgeplagt haben. So lange ich die Verwaltung habe, leben sie in Armut. Der Alte hat seinen jüngsten Neffen kaum erwarten können; nun soll man sie wieder ruinieren. Aber ich, mit Verlaub zu melden, Sorge für ihr Eigentum, wie für das meinige. Schade, gnädige Frau! Wie Ihnen belieben wird. Ich bin weder mit ihnen verwandt noch verschwägert, und bekommen hab' ich nichts von ihnen . . .

Das denk' ich auch gar nicht, Jegor! unterbrach ihn die gnädige Frau und dachte sogleich, daß er von den Dutlows bestochen sei.

Nun ist es der beste Bauernhof in ganz Po-

krowstojе. Gottesfürchtige, arbeitssame Leute. Der Alte, seit dreißig Jahren Kirchenältester, trinkt weder Wein, noch bringt er ein schlechtes Wort über die Lippen, geht fleißig in die Kirche . . . (Der Verwalter wußte, was auf die gnädige Frau wirkte.) Und die Hauptsache, Euer Gnaden zu melden: Söhne hat er nur zwei; die übrigen sind seine Neffen. Die Gemeinde deutet auf ihn, und von rechtswegen kam auf ihn doch nur das Zweier-Los.\*) Andere, mit drei Söhnen, haben sich wegen Zahlungsunfähigkeit geteilt und behalten jetzt ihr Recht; und die sollen ihre Gewissenhaftigkeit büßen.

Davon verstand nun die gnädige Frau nichts mehr, weder was das „Zweier-Los“, noch was die „Gewissenhaftigkeit“ hier zu bedeuten hatte. Sie vernahm bloße Laute und beobachtete die Knäufelknöpfe an dem Kocke ihres Verwalters; den oberen mußte er seltener zugeknöpft haben, denn der saß fest, wogegen der mittlere ganz lose hing, so daß er längst hätte festgenäht werden sollen. Indes, wie jedermann weiß, braucht man bei einem Gespräch, besonders bei einem geschäftlichen, gar nicht zu verstehen, was einem gesagt wird, sondern nur daran zu denken, was man

---

\*) Die militärpflichtigen Bürger und Bauern kommen in Rußland bei den Aushebungen nach der größern Zahl der männlichen Familienglieder an die Reihe. Wir gebrauchen hier in diesem Sinne, ganz dem russischen Terminus entsprechend, die Worte: Zweier, Dreier u.

Ann. d. Ueb.

selbst sagen will. So verfuhr auch die gnädige Frau.

Wie willst du nur nicht begreifen, Jegor Michajlowitsch! sagte sie; ich wünsche ja durchaus nicht, daß Dutlow zu den Soldaten komme. Ich dünkte doch, wie du mich kennst, mußt du einsehen, daß ich alles thue, was ich vermag, um meinen Bauern zu helfen, und daß ich nicht ihr Unglück will. Du weißt, daß ich zu jedem Opfer bereit bin, um dieser traurigen Notwendigkeit zu entgehen und weder Dutlow noch Chorjuschkin abzugeben . . . (Ich weiß nicht, ob es dem Verwalter einfiel, daß es, um dieser traurigen Notwendigkeit zu entgehen, nicht jedes Opfers bedurfte, sondern daß dreihundert Rubel genügten; aber es hätte ihm leicht einfallen können.) Eins nur sag' ich dir: Polituschka gebe ich um keinen Preis hin. Nach dem Vorfall mit der Uhr, wie er mir's selbst gestand und weinte und schwor, daß er sich bessern wollte, habe ich lange mit ihm gesprochen, und sah, daß er gerührt war und aufrichtig bereute . . . („Na, die ist im Zuge!“ dachte Jegor Michajlowitsch und betrachtete den Fruchtfaß in dem Glase Wasser, das neben ihr stand: ob es Apfelsinen- oder Zitronensaft war? „Muß wohl Bittres drin sein,“ dachte er.) Seitdem sind nun sieben Monate vergangen, und er ist kein einzigmal betrunken gewesen und führt sich vortrefflich auf. Seine Frau sagte mir, er sei ein ganz an-

derer Mensch geworden. Wie willst du nun, daß ich ihn jetzt strafen soll, nachdem er sich gebessert hat? Und ist es denn nicht unmenschlich, einen Mann hinzugeben, der fünf Kinder hat und der selbst ein Einzelner ist? Nein, Jegor, rede mir gar nicht mehr davon . . .

Und die gnädige Frau that einen Schlud aus dem Glase.

Jegor Michajlowitsch verfolgte mit den Augen, wie das Wasser in den Hals hinabglitt und versehte dann kurz und trocken:

Also befehlen Sie, daß Dutlow bestimmt werde?

Die gnädige Frau schlug die Hände zusammen.

Wie kannst du mich nur so schlecht verstehen? Wünsche ich denn Dutlows Unglück? Habe ich denn etwas gegen ihn? Gott ist mein Zeuge, wie ich alles für sie zu thun bereit bin . . . (Sie blickte auf das Bild in der Ecke, besann sich aber, daß das nicht Gott sei: „Gleichviel, nicht darum handelt es sich,“ dachte sie. Uebermals seltsam, daß ihr nicht die dreihundert Rubel einfielen.) Was soll ich aber machen? Weiß ich denn, wie und was? Das kann ich nicht wissen. Nun, ich verlasse mich auf dich; du weißt, was ich will. Mach' es so, daß allen genügt wird und dem Gesetz. Was thun! Sie sind es nicht allein, jedermann hat seine schweren Stunden. Aber Poli-



kuschka kann ich nicht hingeben. Begreife doch, daß dies von mir schrecklich wäre.

Sie würde noch länger gesprochen haben, sie war so lebhaft geworden; aber in diesem Augenblicke trat das Stubenmädchen ins Zimmer.

Was hast du, Dunjascha?

Ein Bauer ist gekommen und läßt Jegor Michajlowitsch fragen, ob die Versammlung warten soll, sagte Dunjascha und warf einen zornigen Blick auf Jegor Michajlowitsch. („Über diesen Verwalter! dachte sie; hat die gnädige Frau aufgeregt, jetzt wird sie mich wieder bis zwei Uhr nicht schlafen lassen.“)

So geh, Jegor, sagte die gnädige Frau; mach' es aufs beste.

Zu Befehl. Er sagte kein Wort mehr über Dutow. Und wen soll man zum Gärtner nach dem Gelde schicken?

Ist denn Petruscha nicht aus der Stadt zurück?

Nein, gnädige Frau.

Und kann Nikolaj nicht hinfahren?

Vater hat Kreuzweh und liegt im Bette, sagte Dunjascha.

Soll ich nicht selbst morgen hinfahren? fragte der Verwalter.

Nein, du bist hier nötig, Jegor. — Die gnädige Frau wurde nachdenklich. — Wieviel Geld ist's?

Vierhundertzweiundsechzig Silberrubel.

Schide Polituschka hin, sagte die gnädige Frau, indem sie Jegor Michajlowitsch entschlossen ins Gesicht blickte.

Jegor Michajlowitsch zog, ohne die Zähne sehen zu lassen, den Mund breit, als ob er lächeln wollte, aber der Ausdruck seines Gesichtes blieb unverändert.

Zu Befehl.

Schide ihn zu mir.

Zu Befehl.

Und Jegor Michajlowitsch ging nach dem Comptoir.



Polifej hatte, als ein unbedeutender und schlecht angeschriebener Mensch, der noch dazu aus einem andern Dorfe war, keine Protection, weder durch die Wirtschafterin noch durch den Kellermeister, weder durch den Verwalter noch durch das Stubenmädchen. Er bewohnte den schlechtesten „Winkel“, obgleich er mit Frau und Kindern sieben Köpfe zählte. Die „Winkel“ waren noch von dem seligen Herrn in folgender Weise angelegt. In einem zehn Ellen langen steinernen Häuschen stand in der Mitte ein russischer Ofen; ringsum ging der „Colidor“ (wie das Hausgesinde es nannte) und in jeder Ecke war ein durch einen Bretterverschlag abgesonderter „Winkel“. Viel Raum also gab

es da nicht, namentlich in Polifuschkas Winkel, dem äußersten an der Thür. Da stand das Ehebett mit Steppdecke und Kattunkissen, eine Wiege, ein dreibeiniger Tisch, worauf gekocht, gewaschen, aller Hausrat gelagert wurde, und an dem Polifej, der Koffarzt war, selbst arbeitete. Fässer, Kleider, Hühner, ein Kalb und sieben lebendige Menschen füllten diesen Winkel aus, und sie hätten sich nicht rühren können, wenn ihnen nicht der vierte Teil des Ofens zu Gebote stand, auf dem Sachen und Personen Platz fanden, wenn sie nicht auf die Treppe hinaus konnten. Eigentlich ging das auch nicht wohl an: im Oktober war's kalt, und an warmer Bekleidung hatten alle sieben nur einen einzigen Pelz; aber die Kinder konnten sich durch Laufen, die Erwachsenen durch Arbeit erwärmen, und die einen wie die andern, wenn sie sich auf den Ofen begaben, wo eine Wärme von 40 Grad war. Unter solchen Umständen zu leben, scheint schrecklich; für sie aber war's nichts; es ließ sich leben. Akulina wusch und nähte für die Kinder und den Mann, spann und wob, bleichte ihre Leinwand, kochte und badte in dem allgemeinen Ofen, zankte und flatschte mit den Nachbarn. Das ihnen monatlich an Lebensmitteln Ausgesetzte reichte nicht nur für die Kinder, sondern auch noch, um der Kuh was vorzuwerfen. Holz hatten sie frei und Viehfutter auch. Aus dem Stalle fiel auch Heu ab. Ein Streifen im Ge-

müsegarten gehörte ihnen. Die Kuh hatte gefalbt; sie besaßen ihre eigenen Hühner. Polituschka versah Stalldienste, putzte die zwei Hengste, ließ den Pferden wie dem Rindvieh zur Ader, reinigte die Hufe, stach den Rachen und rieb Salben eigener Erfindung ein, was ihm Geld und Nahrungsmittel abwarf. Von dem herrschaftlichen Hafer verblieb auch etwas. Im Dorfe war ein Bauer, der für zwei Maß allmonatlich zwanzig Pfund Hammelfleisch hergab. Es hätte sich leben lassen, wenn man kein Herzleid hatte. Die ganze Familie aber hatte großes Herzleid. Polituschka war von Jugend auf in einem andern Dorfe bei einem Gestüt gewesen. Der Stallknecht, zu dem er da geriet, war der erste Dieb im Umkreis, er wurde nach Sibirien geschickt. Bei diesem Stallknecht ging Polikej zuerst in die Lehre, und jung, wie er war, gewöhnte er sich dermaßen an „diese Kleinigkeiten“, daß er hernach bei dem besten Willen nicht mehr davon lassen konnte. Er war jung und schwach, hatte weder Vater noch Mutter, niemand, der ihn belehrte. Polikej trank gern und konnte nicht leiden, daß etwas herumlag. Ein Strid, ein Pferdewollster, ein Schloß, ein Deichselnagel oder auch etwas Wertvolles — alles fand seinen Platz bei Polikej Njitsch. Überall gab es Leute, welche diese Säckelchen annahmen und, je nach Übereinkunft, mit Branntwein oder Geld bezahlten. Das ist leichter Verdienst, wie das Volk

zu sagen pflegt, dazu braucht man weder Lernen noch Mühe, gar nichts, und hat man's einmal gekostet, schmeckt keine andere Arbeit. Nur ein Übles hat solcher Verdienst: man erlangt zwar alles wohlfeil und mühelos und kann auch angenehm dabei leben, aber plötzlich machen böse Menschen einen Strich durch dieses Gewerbe, man hat mit einemmal alles zu entgelten und wird seines Lebens nicht froh.

So erging es auch Politej. Politej verheiratete sich, und Gott verlieh ihm Segen. Zur Frau bekam er die Tochter des Viehwärters, ein gesundes, fluges, arbeitskräftiges Mädchen. Sie gebar ihm Kinder, eines schöner als das andere. Politej ließ noch immer nicht von seinem Gewerbe, und alles ging gut. Plötzlich hatte er Mißgeschick und wurde ertappt — und zwar auf einer rechten Kleinigkeit. Die Riemenseile eines Bauern hatte er eingesteckt. Man fand sie bei ihm, schlug ihn, hinterbrachte es der Herrin und fing an, auf ihn acht zu geben. Er wurde zum zweiten-, zum drittenmal ertappt. Die Leute beschimpften ihn, der Verwalter drohte, ihn zum Militär zu geben, von der Herrin erhielt er einen Verweis; seine Frau weinte und grämte sich . . . alles ging quer. Er war ein gutartiger und kein übler Mensch, nur schwach und hatte eine solche Leidenschaft zum Trunke, daß er auf keine Weise davon lassen konnte. Manchmal schalt ihn seine Frau und gab ihm so-



gar Schläge, wenn er betrunken nach Hause kam; da weinte er und rief: „Ich Unglücklicher! Was soll ich machen? So wahr ich meine Augen im Kopf behalten will, ich lass' es, ich thu's nicht wieder.“ Nach einem Monat entfernt er sich wieder von Hause, trinkt sich voll und verschwindet auf zwei Tage. „Irgendwo muß er doch das Geld zum lumpen hernehmen,“ meinten die Leute. Sein letzter Streich war der mit der Comptoiruhr. Im Comptoir hing eine alte Wanduhr, die längst nicht mehr ging. Er trat einmal allein in das Comptoir, die Uhr lockte ihn, er nahm sie weg und schlug sie in der Stadt los. Nun mußte es sich gerade treffen, daß der Krämer, dem er die Uhr verkaufte, als Freierwerber zu einem der Mädchen vom Hausgesinde kam. Als der am Feiertag nach dem Dorf kam, erzählte er von der Uhr. Man fing an nachzuspüren, als ob jemandem was daran gelegen hätte. Besonders der Verwalter mochte Polikej nicht. Es kam richtig heraus. Man meldete es der Herrin. Die Herrin rief Polikej zu sich. Er fiel ihr sogleich zu Füßen und gestand alles in gefühlvollen, rührenden Worten, wie seine Frau ihn gelehrt hatte. Er führte alles sehr gut aus. Die Herrin redete ihm ins Gewissen, redete und ermahnte, mahnte ihn an Gott, an die Tugend, an das künftige Leben, an seine Frau und seine Kinder und brachte ihn zu Thränen. Die gnädige Frau sagte:

Ich verzeihe dir; aber versprich mir, das niemals wieder zu thun.

Zeit lebens nicht! Versinken will ich, bersten will ich . . . schwur Politej und weinte erschütternd.

Politej kam nach Hause; dort heulte er den ganzen Tag wie ein Kalb und lag auf dem Ofen. Seitdem hatte er sich kein einzigmal etwas zu schulden kommen lassen. Aber er führte ein trauriges Leben. Die Leute sahen ihn für einen Dieb an, und als die Zeit der Rekrutierung kam, deuteten alle auf ihn.

Politej war, wie schon gesagt, Roßarzt. Wie er auf einmal Roßarzt geworden, das wußte niemand und noch weniger er selbst. In dem Gestüt, unter dem verbannten Stallknecht, hatte er kein anderes Geschäft versehen, als Düngertehren, bisweilen Pferdereinigen und Wasserführen. Dort konnte er nichts gelernt haben. Darauf war er Weber; dann arbeitete er im Garten und fehrte die Gänge; später mußte er zur Strafe Ziegel schlagen, und als er dann Urlaub erhielt, vermietete er sich als Hausknecht bei einem Kaufmann. Also auch da hatte er keine Praxis. Aber seit er wieder zu Hause war, verbreitete sich nach und nach der Ruf von seiner ungewöhnlichen, sogar etwas übernatürlichen roßärztlichen Kunst. Er ließ zur Aber, einmal, zweimal, dann warf er das Pferd zu Boden und stocherte ihm in der Bende herum, dann befahl er, daß man das Pferd

in den Stall führe, und schnitt ihm den Strahl, bis das Blut kam, ohne darauf zu achten, daß das Pferd ausschlug und winselte, und sagte: das heiße „Hufenblut abzapfen“. Dann setzte er den Bauern auseinander, man müsse unbedingt das Blut aus beiden Adern lassen, „zur größeren Erleichterung“, und begann mit einem Hämmerchen auf eine stumpfe Lanzette zu schlagen; dann zog er unter dem Bauch des Pferdes, das dem Hofknecht gehörte, einen Streifen von dem Kopftuch seiner Frau hindurch. Endlich that er auf jeden Schaden Vitriol oder eine Flüssigkeit aus einem Fläschchen, gab innerlich ein, was ihm in den Sinn kam; und je mehr er die Pferde quälte und torturierte, desto größer ward das Vertrauen zu ihm desto mehr Pferde wurden ihm in die Kur gegeben.

Ich fühle, daß es uns Herrschaften nicht wohl zukommt, über Politej zu lachen. Die Manieren, deren er sich bediente, um Vertrauen einzuflößen, sind dieselben, die auf unsere Väter gewirkt, auf uns wirken und auf unsere Kinder wirken werden. Der Bauer, der den Kopf seiner am Boden liegenden einzigen Stute, die nicht nur seinen Reichtum, sondern nahezu einen Teil seiner Familie ausmacht, mit seinem ganzen Leibe niederhält und gläubig und angstvoll in das bedeutsam finstere Gesicht Politejs und auf dessen dünne, aufgestreifte Arme blickt, wie er gerade die schmerzhafteste Stelle

preßt und dreist einschneidet in das lebendige Fleisch mit dem versteckten Gedanken: „Hol's der Teufel, wo ich hintrefte,“ während er sich den Schein giebt, als wisse er, wo das Blut, die Materie, die Sehnen, die Adern sind, und wie er zwischen den Zähnen das heilende Pflaster oder das Fläschchen mit Vitriol hält — dieser Bauer kann sich nicht vorstellen, daß Polikej, ohne seiner Sache gewiß zu sein, die Hand zum Schneiden erhebe. Er selbst wäre nicht imstande, das zu thun. Nachdem aber der Schnitt einmal geschehen, klagt er sich nicht an, daß er nutzlos habe schneiden lassen. Ich weiß nicht, wie es anderen geht — ich wenigstens habe genau dasselbe an dem Doktor erfahren, der auf mein Ersuchen Menschen quälte, die meinem Herzen teuer waren. Die Lanzette, das geheimnisvolle Fläschchen mit Sublimat und die Worte: „Blutfluß, Aderlaß, Materie,“ ist das nicht dasselbe, wie das Gerede von den „Nerven, Rheumatismen, Organismen“ u. s. w.? „Wage du zu irren und zu träumen!“\*) — das gilt so gut von den Poeten, wie den Ärzten und Roßärzten.



## III

An jenem Abend, wo die geräuschvolle Versammlung zur Aushebung der Rekruten vor dem Comptoir stattfand, in der kalten Dunkelheit der

\*) Im Original in deutscher Sprache citiert. Anm. d. H.

Oktobernacht, saß Polikuschka auf dem Bettrand am Tisch und zerrieb mit einer Flasche eine ihm selbst unbekannte Pferdearznei. Es war Sublimat darin und Schwefel und Glaubersalz und ein gewisses Kraut, das Polikej aufwas, nachdem er sich einmal eingebildet, daß es gegen den Bauchschlag der Pferde von Nutzen sei, und dessen Anwendung er auch gegen andere Krankheiten nicht überflüssig fand. Die Kinder lagen schon: zwei auf dem Ofen, zwei im Bette, eines in der Wiege, neben der Akulina an ihrem Spinnrad saß. Ein Lichtstümpfchen, das von „herumliegenden“ herrschaftlichen Kerzen übrig geblieben war, stand im hölzernen Leuchter am Fenster, und damit der Mann sich in seiner wichtigen Beschäftigung nicht unterbräche, erhob sich Akulina, den Lichtstumpf mit den Fingern zu puken. Es gab Freidenker, die Polikej für einen schlechten Roßarzt und für einen schlechten Menschen hielten. Andere, und zwar die Mehrzahl, hielten ihn für einen schlechten Menschen, aber für einen Meister seiner Kunst. Akulina hingegen, ungeachtet sie ihren Mann oft schalt und bisweilen sogar schlug, hielt ihn unzweifelhaft für den ersten Roßarzt und den vorzüglichsten Menschen in der Welt. Polikej schüttelte eine gewisse Spezies in die Hand. (Eine Wage gebrauchte er nicht und sprach immer ironisch von den Deutschen, die eine Wage gebrauchten. „Das, sagte er, ist keine Apotheke.“) Polikuschka



warf die Spezies in der Hand herum; es schien ihm zu wenig und er schüttete zehnmal mehr hinzu. „Ich thu alles hinein, sagte er für sich, wird stärker wirken.“ Akulina blidte sich auf die Stimme ihres Gebieters rasch um, in Erwartung eines Befehls; als sie aber sah, daß die Sache nicht sie anging, zuckte sie die Achseln. „Seh' mal einer! Wo er das alles hernimmt!“ dachte sie und begann wieder zu spinnen. Das Papierchen, aus dem die Spezies herausgeschüttet worden, fiel unter den Tisch. Akulina übersah das nicht.

Anjutka! rief sie; da hat der Vater etwas fallen lassen, heb's auf.

Anjutka streckte die dünnen, nackten Füßchen unter dem Rock hervor, der sie bedeckte, schlüpfte wie eine Ratze unter den Tisch und holte das Papier.

Da, Väterchen! sagte sie und huschte mit den frierenden Füßchen wieder ins Bett.

Was tößt du mich? quiekte die kleinere Schwester, die mit der Zunge anstieß, mit verschlafener Stimme.

Wollt ihr gleich! rief Akulina, und beide Köpfechen verschwanden unter dem Rock.

Für drei Silberrubel will ich ihm das Pferd kurieren, sagte Polisej, die Arzneiflasche zupfropfend. Und das ist noch billig, setzte er hinzu. Zerbreche sich mal einer den Kopf. Akulina, geh, bitte Nisita um etwas Tabak; geb's morgen wieder.

Und Politej zog aus der Hosentasche ein ehemals angestrichenes hölzernes Pfeifenrohr, es war mit Siegellack versehen statt des Mundstückes, und begann die Pfeife zu stopfen.

Mulina verließ das Spinnrad und trat hinaus, ohne an etwas hängen zu bleiben, was gar nicht leicht war. Politej öffnete ein Schränkchen, stellte die Flasche hinein und neigte an seinen Mund einen leeren Krug, der aber keinen Tropfen Brantwein mehr hergab. Er runzelte die Stirn; als ihm jedoch die Frau den Tabak brachte, als er die Pfeife vollgestopft hatte, zu rauchen anfang und sich auf das Bett setzte, da erstrahlte sein Gesicht von der Befriedigung und dem Stolze eines Menschen, der sein Tagewerk vollendet hat. Dachte er etwa daran, wie er morgen das Pferd an der Zunge packen und ihm diese wunderbare Mixtur in den Mund gießen würde, oder sagte er sich, daß einem unentbehrlichen Manne doch niemand etwas abschlage und daß Nikita den Tabak wirklich geschickt? Ihm war wohl zu Mute. Plötzlich wurde die in einer Angel hängende Thüre zurückgeschlagen und herein trat das Mädchen von „Oben“, nicht das zweite, sondern das dritte, das kleinere, das man zum Ausschiden hielt. „Oben“ bedeutet, wie jedermann weiß, das Herrenhaus, wenn dies auch unten ist. Mjutka — so hieß das Mädchen — flog immer wie ein Pfeil, wobei sie die Arme steif hielt, die je nach der Schnellig-

zeit ihrer Bewegung wie ein Pendel, nicht an den Seiten, sondern vorn, sich hin- und herwiegen, ihre Backen waren stets röter, als ihr rosa Kleid; ihre Zunge bewegte sich stets ebenso rasch wie ihre Füße. Sie kam ins Zimmer geflogen, stürzte aus irgend einem Grunde an den Ofen, begann sich zu schaukeln, und als wollte sie durchaus nicht mehr als zwei, drei Worte auf einmal aussprechen, brachte sie plötzlich außer Atem, zu Afulina gewandt, folgendes heraus:

Die gnädige Frau befehlen, daß Politej Iljitsch den Augenblick heraufkommen . . . (Sie hielt inne und holte schwer Atem.) Jegor Michajlowitsch ist bei der gnädigen Frau gewesen; sprachen von den Rekruten . . . nannten Politej Iljitsch . . . Soll den Augenblick heraufkommen. Die gnädige Frau befehlen . . . (sie seufzte abermals), daß er den Augenblick komme.

Einen Moment sah Afjutka auf Politej, auf Afulina, auf die Kinder, die unter der Decke hervorguckten, ergriff eine auf dem Ofen liegende Nußschale, warf sie nach Anjutka hin und sagte noch einmal: den Augenblick heraufkommen; dann rannte sie spornstreichs aus dem Zimmer, und die Pendel vor ihr her kamen mit gewohnter Schnelligkeit in Bewegung.

Afulina erhob sich wieder und holte ihrem Manne die Stiefel. Es waren häßliche, zer-rissene Soldatenstiefel. Sie nahm den Raftan



vom Ofen und reichte ihn ihm, ohne ihn anzubliden.

Iljitsch, willst du nicht das Hemd wechseln?  
Nein, sagte Politej.

Ukulina warf seinen einzigen Blick auf sein Gesicht, während er schweigend die Stiefel anzog und sich anleidete, und sie that wohl daran, daß sie ihn nicht anblidte. Politejs Gesicht war bleich, der Unterkiefer zitterte, und die Augen hatten jenen weinerlichen, unterwürfigen und tief unglücklichen Ausdruck, den nur gutmütige, schwache und schuldbewußte Menschen haben. Er strich sich das Haar zurecht und wollte hinaustreten, aber die Frau hielt ihn zurück, schob ihm das Hemdbändchen hinein, das über den Rock hing, und setzte ihm die Mütze auf.

Ei, Politej Iljitsch, die gnädige Frau haben Sie rufen lassen! erscholl die Stimme der Tischlersfrau hinter dem Verschlag.

Die Tischlersfrau hatte erst heute morgen wegen eines Topfes mit Lauge, den Politejs Kinder bei ihr ausgegossen, mit Ukulina eine starke Unannehmlichkeit gehabt, und es war im ersten Augenblick lieb, zu hören, daß Politej zur Herrin gerufen wurde; denn was Gutes hatte das wohl nicht zu bedeuten. Dabei war sie eine schlaue, hinterlistige und giftige Dame. Niemand verstand sich besser als sie auf ein scharfes Wort; wenigstens bildete sie sich das selbst ein.

Sie sollen wohl nach der Stadt, um Einkäufe zu machen, setzte sie hinzu. — Ich denke, man will einen sichern Menschen dazu haben, und da schickt man Sie. Sie kaufen mir da wohl ein Viertelpfund Thee, Politej Njitsch?

Ukulina hielt die Thränen zurück und ihre Lippen zogen sich zu einem boshaften Ausdruck zusammen. Wie hätte sie sich in die garstigen Haare dieses Pads, dieser Tischlersfrau, einfrallen mögen! Als sie aber einen Blick auf ihre Kinder warf und daran dachte, daß diese verwaisten und sie selbst als eine Soldatenwitwe zurückbleiben sollte, da vergaß sie die giftige Tischlersfrau, bedeckte das Gesicht mit den Händen, setzte sich auf das Bett und ließ ihren Kopf auf die Kissen sinken.

Mamasen, du hast mich eindetlemmt, brummte das lispelnde Mädchen und zog sein Mäntelchen unter dem Ellbogen der Mutter hervor.

Wär't ihr doch alle tot! Zum Weh habe ich euch geboren! rief Ukulina und brach in lautes Weinen aus, zum Ergötzen der Tischlersfrau, welche die Lauge von heute Morgen noch nicht vergessen hatte.



Eine halbe Stunde verging. Das Kind fing zu schreien an. Ukulina stand auf und stillte es. Sie weinte nicht mehr; sie hatte ihr noch immer





hübsches, hageres Gesicht aufgestützt, ihre Augen auf das herabbrennende Licht geheftet und dachte darüber nach, warum sie geheiratet, warum man so viel Soldaten brauche, und dann auch noch, wie sie es der Tischlersfrau vergelten könne.

Da ließen sich die Schritte ihres Mannes hören. Sie wischte die Spuren der Thränen aus ihrem Gesicht und erhob sich, um ihm Platz zu machen. Polikej trat stolz ein, warf seine Mütze aufs Bett, atmete tief und nahm den Gürtel ab.

Nun, wie ist's? Weshalb hat sie dich rufen lassen?

Um, das weiß man, Polituschka ist der Letzte, der Geringste, und wenn es was zu thun giebt, wem überträgt man's? — Polituschka.

Was giebt es denn?

Polikej beeilte sich nicht mit der Antwort, sondern rauchte seine Pfeife an und spie aus.

Ich soll zum Kaufmann, Geld holen.

Geld bringen? fragte Atulina.

Polikej lächelte und nickte mit dem Kopfe.

Was sie hübsch die Worte setzen kann! . . . Du, sagt sie, stehst als ein unzuverlässiger Mensch in der Liste; ich aber traue dir mehr, als irgend einem andern. (Polikej sprach laut, damit die Nachbarn es hören konnten.) Du hast mir versprochen, dich zu bessern, sagt sie, da hast du den ersten Beweis, daß ich dir traue: fahre, sagt sie, zum Kaufmann, hole Geld und bring' es her.

Ich, sage ich, gnädige Frau, wir, sage ich, sind alle Ihre Diener, und wie dem lieben Gott haben wir Ihnen zu dienen. Darum fühle ich mich imstande, für Ihr Wohl alles zu thun und kann mich keines Dienstes weigern. Was Sie befehlen, das vollbringe ich, denn ich bin Ihr Knecht. (Er lächelte wieder mit dem eigentümlichen Ausdruck eines schwachen, gutmütigen und schuldbewußten Menschen.) Also, sagt sie, wirst du das sicher besorgen? Du begreifst doch wohl, sagte sie, daß dein Schicksal davon abhängt? Wie sollte ich nicht begreifen, daß ich alles besorgen kann! Wenn mich die Leute beredet haben, so kann man jeden anklagen; aber ich meine, daß ich gegen Ihr Wohl nie auch nur einen Gedanken habe fassen können. Hab' ihr so zu Herzen gesprochen, daß meine gnädige Frau ganz weich wurde. Du, sagt sie, sollst mir der beste Mensch sein . . . (Er schwieg und wieder zeigte sich jenes Lächeln auf seinem Gesicht.) Ich verstehe mich darauf, mit ihnen zu reden. Wie ich noch um Pachtzins arbeitete, was kam da nicht alles über mich! Sobald ich aber nur mit ihnen reden konnte, wurden sie seidenweich.

Ist es viel Geld? fragte Afulina.

Fünfzehnhundert Rubel Papier, entgegnete Politej nachlässig.

Sie schüttelte den Kopf.

Wann sollst du hinfahren?

Morgen. Du nimmst, sagte sie, welches Pferd du willst. Geh in's Comptoir und mache dich mit Gott auf.

Dank sei dem Himmel! sagte Ukulina, stand auf und bekreuzte sich. Gott stehe dir bei, Njitsch, setzte sie flüsternd hinzu, damit man sie hinter dem Verschlag nicht höre, und hielt ihren Mann am Hemdärmel. Njitsch, höre mich! Bei unserem Herrn und Heiland beschwör' ich dich, küsse das Kreuz darauf, daß du auf der Fahrt keinen Tropfen in den Mund nimmst.

Werd' ich trinken, wenn ich mit so viel Gelde fahre! schnaubte er ihr entgegen. — Hat da jemand Klavier gespielt, setzte er nach einigem Schweigen lächelnd hinzu, ging einem durchs Herz; muß das Fräulein gewesen sein. Wie ich vor ihr stand, vor der gnädigen Frau, da spielte das Fräulein im andern Zimmer. Das klang und brauste, daß es eine Lust war. Möchte auch so spielen können, und ich hätt's wahrlich gekonnt, ich bin geschickt in solchen Dingen. Morgen gib mir ein weißes Hemd.

Und sie legten sich beglückt zu Bette.



V.

Inzwischen ging es in der Gemeindeversammlung vor dem Comptoir laut her. Es handelte sich um keinen Spaß. Fast alle Bauern waren bei-

sammen, und während Jegor Michajlowitsch zur Herrin ging, bedeckten sich die Häupter, ließen sich im allgemeinen Gerede immer mehr und immer lautere Stimmen hören. Der dumpfe Hall der Stimmen, bisweilen von atemloser, heiserer, schreier Rede unterbrochen, durchzog die Luft und drang wie Meeresbrausen an die Fenster der Herrin, die es in eine nervöse Unruhe versetzte, jenem Gefühle gleich, das ein heftiges Gewitter erregt. Es war ihr bald ängstlich, bald unbehaglich zu Mute. Sie bangte fortwährend, daß diese Stimmen noch lauter, noch zahlreicher würden und sich etwas ereignen könnte. „Läßt sich denn nicht alles still, friedlich, ohne Streit, ohne Geschrei abmachen, dachte sie, in christlichem Gehorsam und christlicher Liebe?“

Mehrere Stimmen sprachen durcheinander; aber lauter als alle schrie der Zimmermann Fjodor Kjesun. Er war von „Zweiern“ und griff Dutlow an. Der alte Dutlow verteidigte sich; er trat aus dem Haufen hervor, hinter dem er erst gestanden und verschraubte sich; indem er mit den Händen umherfocht und sich ans Rinn faßte, näselte er so viel durcheinander, daß er selbst kaum verstehen konnte, was er sprach. Seine Kinder und Neffen, sämtlich prächtige Jungen, hielten sich dicht an ihn, und der alte Dutlow erinnerte in seiner Erscheinung an die „Vogelmutter“ in dem „Geierspiel“. Der Geier war

Rjesun und nicht Rjesun allein, alle „Zweier“ und „Einzle“, fast die ganze Versammlung rüdte dem Dutlow zu Leibe. Es handelte sich darum, daß ein Bruder Dutlows vor dreißig Jahren zum Militär abgegeben war. Deshalb wollte er nicht, daß ihn das Los für drei traf und begehrte, daß der Militärdienst des Bruders ihm angerechnet, daß er somit zu den „Zweiern“ gezählt werden sollte, aus denen dann der fehlende Rekrut herauszulösen war. Es waren außer Dutlow noch vier, deren Familien drei Militärpflichtige zählten; aber der eine war Starost und den hatte die Herrin befreit, aus der zweiten Familie war bei der vorigen Rekrutierung einer abgegeben worden, von den übrigen waren zwei designiert. Der eine erschien nicht einmal in der Versammlung; nur seine Frau war da und stand traurig hinter allen, mit einem dunklen Gefühl von Hoffnung, daß das Rad sich zu ihren Gunsten wenden könnte. Der andere der beiden Designierten, der rothhaarige Roman, der, obgleich nicht arm, einen zerlumpten Kittel trug, lehnte an der Treppe und schwieg die ganze Zeit gesenkten Hauptes. Nur bisweilen warf er den am lautesten Sprechenden einen Blick zu und ließ dann wieder den Kopf sinken. Seine ganze Gestalt atmete Unglück. Der alte Semjon Dutlow war ein Mann, dem jeder, der ihn nur einigermaßen kannte, Hunderte und Tausende Rubel anvertraut hätte. Es war ein gesetzter,



gottesfürchtiger, vermögender Mann. Dazu war er Kirchenältester. Desto auffallender war die Erregung, in der er sich jetzt befand.

Der Zimmermann Rjesun hingegen, ein langer, schwarzhaariger Mann, war unbändig, feck, dem Trunke ergeben und besonders gewandt in Streit und Gegenrede bei den Gemeindeversammlungen, auf dem Markt, gegen Arbeiter, Kaufleute, Bauern oder Herrschaften. Jetzt war er ruhig, heißend, und mit der ganzen Wucht seiner Gestalt, mit der ganzen Macht seiner volltönenden Stimme und seines rednerischen Talentes drückte er auf den sich verschraubenden und vollständig aus dem Geleise seiner Gelassenheit herausgebrachten Kirchenältesten. Anteil am Streite nahmen noch der stämmige Gerassim Kopylow, ein jugendlich aussehender Mann mit rundem Gesicht, quadratischem Kopfe und krausem Bart, ein Mann, der mehr der jüngeren Generation angehörte und sich als Redner an Rjesun angeschlossen, stets durch seine fecke Rede sich auszeichnete und in der Versammlung bereits ein Gewicht errungen hatte; ferner Fedor Melnitschnyj, ein Bauer von gebückter Haltung, gelb, hager, lang, ebenfalls noch jung, mit spärlichem Bart und kleinen Augen; stets gallig, finster, mit einem scharfen Blick für die Schattenseite jeder Sache, verblüffte er die Versammlung oft durch seine unerwarteten, abgebrochenen Fragen und Bemerkungen. Diese beiden Redner waren auf Sei-

ten Rjesuns. Außerdem mischten sich noch bisweilen zwei Schwäger hinein, der eine mit gutmütigem Gesicht und breitem blonden Bart, Chrapkow, sagte immer: „Du, mein lieber Freund!“ und der andere, ein kleines Männchen mit einem Vogelgesicht, Shidkow, sagte zu allem: „Folglich, ihr lieben Brüder!“ Er wandte sich an alle und sprach fließend, aber niemals zur Sache. Beide hielten es bald mit dem einen, bald mit dem andern, doch achtete niemand auf sie. Es waren noch manche der Art da; aber diese beiden lärmten am meisten, zum Schrecken der gnädigen Frau, wurden am wenigsten gehört, und betäubt von dem allgemeinen Geräusch, gaben sie sich in vollen Zügen der Lust ihres Zungenfihels hin. Es gab da noch viel verschiedene Charaktere unter den Gemeindemitgliedern: düstere, gemessene, gleichgültige und ängstliche, auch Weiber waren da, die hinter den Bauern standen; aber von all denen erzähle ich, so Gott will, ein andermal. Der größere Haufe, der die Versammlung bildete, hielt sich still, wie in der Kirche, oder flüsterte leise hinter den Sprechern über wirtschaftliche Angelegenheiten, darüber, ob man im Walde das gefällte Holz aufladen solle, oder wartete schweigend, ob der Lärm nicht bald enden würde. Es waren auch ein paar Reiche da, deren Wohlstand die Versammlung weder vermehren noch vermindern konnte. Ein solcher war Jermil, ein Mann mit

breitem, glänzendem Gesicht, den die Bauern wegen seines Reichtums den „Dickbauch“ nannten. Ein solcher war auch Starostin, auf dessen Gesicht das Selbstgenügen der Macht sich abspiegelte: „Redet, was ihr wollt, mich rührt doch keiner an, habe vier Söhne, und keiner von ihnen wird gegeben.“ Mitunter fielen solche Freidenker, wie Kopylow und Rjesun, auch gegen sie aus, und da antworteten sie, aber ruhig und fest, im Bewußtsein der Unantastbarkeit. Wenn Dutlow der „Vogelmutter“ im „Geierspiel“ glich, so erinnerten seine Jungen doch nicht an Nestlinge; sie warfen sich nicht hin und her, quiekten nicht, sondern standen ruhig hinter ihm. Der Älteste, Ignat, war schon dreißig Jahre alt, der zweite, Wassilij, war auch schon verheiratet, aber zum Rekruten untauglich, der dritte, Iljuschka, sein Neffe, der vor kurzem erst geheiratet hatte, ein junger Mann von blühender Gesichtsfarbe (in elegantem Pelz, den er als Fuhrmann trug), sah auf die Leute hin und kraute sich zuweilen hinter den Ohren; die ganze Sache schien ihn nicht anzugehen, und doch war er's just, den die Geier packen wollten.

Also weil mein Großvater einmal Soldat gewesen, sagte der eine, werd: ich mich dem Los entziehen! Sold: ein Gesetz giebt es nicht. In der vorigen Rekrutierung hat man den Michajlow genommen, und sein Onkel war noch nicht zurück.

Weder dein Vater, noch dein Onkel haben dem Zaren gedient, rief Dutlow gleichzeitig darein, und du selbst dienst weder der Herrschaft noch der Gemeinde, hast nur gelumpt, und deine Kinder haben sich von dir abgesondert. Weil sich mit dir nicht zusammen leben läßt, räsonnierst du und zeigst auf andere; ich aber habe seit zehn Jahren Gemeindeämter versehen, war Starost, bin zweimal abgebrannt, niemand hat mir geholfen — und deshalb, weil es bei mir im Hause friedlich und ehrlich hergeht, will man mich ruinieren? So gebt mir doch meinen Bruder zurück. Gelt, der ist wohl gar schon tot? Drum als rechtgläubige Gemeinde urteilt nach der Wahrheit, nach dem Sinne Gottes, aber hört nicht auf das Belfern eines Betrunknen.

Gleichzeitig sagte Gerassim zu Dutlow: Du weist auf deinen Bruder hin; aber den hat nicht die Gemeinde abgegeben, sondern die Herrschaft wegen seiner Viederlichkeit. Also kannst du dich auf den nicht berufen.

Noch hatte Gerassim nicht ausgesprochen, als der gelbe und lange Fjodor Melnitschnyj vortrat und finster anhub: Das ist's ja; die Herrschaften geben hin, wen sie wollen, und hernach soll es die Gemeinde ausmachen. Die Gemeinde hat deinen Sohn bestimmt; du willst aber nicht. So bitte die Herrin, wenn es der beliebt, so muß ich das einzige Kind stellen. Da hast du's Geseh, sagte

er gallig, machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und trat auf seinen früheren Platz zurück.

Der rothaarige Roman, dessen Sohn designiert war, hob den Kopf in die Höhe und sagte: Ja, so, so ist es! Und vor Verdruß setzte er sich sogar auf die Stufe.

Das waren noch nicht alle Stimmen, die auf einmal sprachen. Außer denen, die sich im Hintergrunde von ihren Geschäften unterhielten, vergaßen auch die Schwäger ihres Amtes nicht.

Als rechtgläubige Gemeinde, sagte der kleine Schidkow, die Worte Dutlows wiederholend, müßt ihr allerdings urteilen nach Christenpflicht, folglich, ihr lieben Brüder, nach Christenpflicht müßt ihr urteilen.

Nach bestem Wissen muß man urteilen, du mein lieber Freund, sagte der gutmütige Chrapkow, und indem er den alten Dutlow am Pelze zerrte, wiederholte er die Worte Kopylows: das war der Wille der Herrschaft, nicht die Entscheidung der Gemeinde.

Richtig, das war's, sagten andere.

Wer helfert wie ein Betrunkener? versetzte Rjesun. Hast du mir etwa zu trinken gegeben, oder will dein Sohn, den man von der StraÙe aufhebt, mir Betrunkenheit vorwerfen? Ei, Brüder, so laßt uns doch zu einer Entscheidung kommen! Wenn ihr Dutlow verschonen wollt, mein-



wegen, so greift nicht bloß unter die Zweier, auch unter die Einzeln, und er mag uns auslachen.

Dutlow muß dran, was ist da weiter zu sagen!

Das ist eine bekannte Sache, zuerst muß das Dreierlos geworfen werden, riefen einige Stimmen.

Es kommt noch darauf an, was die gnädige Frau befiehlt. Jegor Michajlowitsch hat gesagt, daß man einen vom Hausgesinde stellen wollte, ließ sich jemandes Stimme vernehmen.

Diese Bemerkung hielt eine Weile den Streit auf, der jedoch bald wieder entbrannte und aufs neue ins Persönliche überging.

Ignat, von dem Rjesun sagte, daß man ihn von der Straße aufgelesen habe, suchte Rjesun nachzuweisen, daß er bei durchreisenden Zimmerleuten eine Feile gestohlen und in der Trunkenheit seine Frau fast totgeschlagen habe.

Rjesun antwortete: Betrunknen oder nicht, schlage er seine Frau immer noch zu wenig, womit er alle zum Lachen brachte. Das wegen der Feile aber beleidigte ihn plötzlich. Er trat nahe an Ignat heran und fragte ihn:

Wer hat gestohlen?

Du hast gestohlen, entgegnete ihm led der kräftige Ignat, indem er noch näher auf ihn zutrat.

Wer hat gestohlen? Doch wohl du! rief Rjesun.

Nein, du! schrie Ignat. Von der Feile kam man auf ein entwendetes Pferd, auf einen Sack Haber, auf ein Streifchen Gemüsegarten in den Ackerfeldern, auf einen gewissen Leichnam, und so fürchtbare Dinge sagten die beiden Bauern einander nach, daß, wenn nur der hundertste Teil von dem, was sie sich vorhielten, Wahrheit gewesen wäre, beide von rechtswegen nach Sibirien hätten verschickt werden müssen.

Der alte Dutlow wählte inzwischen eine andere Verteidigungsart. Das Zanken des Sohnes mißfiel ihm. Er hielt ihn zurück mit den Worten: „Schäme dich, laß ihn laufen!“ und wies nun nach, daß das Dreierlos nicht die allein träfe, die drei Söhne beisammen hätten, sondern auch die, deren Söhne gesonderte Wirtschaften führten. Er deutete dabei sogar auf Starostin.

Starostin lächelte leicht hin, räusperte sich, und mit dem Gehaben eines reichen Bauern seinen Bart streichend, antwortete er, das stände im Willen der Herrschaft. Sein Sohn müßte es doch wohl wert sein, wenn man ihn hatte übergehen heißen.

Wegen der abgesonderten Familien aber entkräftete Gerassim die Folgerungen Dutlows, indem er bemerkte: dann solle auch keine Sonderung gestattet werden, wie unter dem seligen Herrn. Nun könne man doch keinen Einzlen abgeben.

Saben sie sich denn aus Mutwillen gesondert?

Warum sie jetzt ruinieren? ließen sich einige Sonderwirtschafter hören, und die Schwäger stimmten ihnen bei.

Ist dir's nicht recht, so kaufe doch einen Rekruten. Dann kannst du's durchsetzen, sagte Kjesun zu Dutlow.

Dutlow knöpfte sich verärgert den Kastran zu und trat hinter die andern Bauern.

Du scheinst mein Geld gezahlt zu haben, versetzte er boshaft. Was bringt uns da Jegor Michajlowitsch von der gnädigen Frau . . .



Wirklich trat Jegor Michajlowitsch jetzt aus dem Hause. Die Mützen wurden eine nach der andern gelüftet und in dem Maße, als der Bewalter sich näherte, entblößten sich nacheinander vorn oder in der Mitte kahle, halbgraue, rote, schwarze und blonde Köpfe. Die Stimmen verhallten nach und nach und verstummten endlich ganz. Jegor Michajlowitsch trat auf die Treppe und machte Miene zu reden. In seinem langen Rock, in dessen Bordertaschen er nur unbequem seine Hände stecken hatte, mit der vorgeschobenen Fabrikmütze, fest auf der Erhöhung stehend, die diese emporgerichteteten und zu ihm gewandten, größtenteils alten und größtenteils hübschen bärtigen Köpfe überragte, hatte Jegor Michajlowitsch ein

ganz anderes Aussehen, als vor der Herrin. Er sah majestätisch aus.

Bernehmt den Beschluß der gnädigen Frau! Vom Hausgesinde belieben Sie keinen zu stellen, und wen ihr eurerseits bestimmt, der kommt dran. Wir haben diesmal drei zu stellen, eigentlich nur zwei und einen halben. Aber den Halben geben wir voraus. Es bleibt sich ja doch gleich, jetzt oder ein andermal.

Gewiß! das ist richtig, sagten mehrere Stimmen.

Nach meiner Ansicht, fuhr Jegor Michajlowitsch fort, müssen Charoschkina und Mitjuchina dran. Das ist einmal göttliche Bestimmung.

Freilich, allerdings! sagten mehrere Stimmen.

Der dritte ist entweder Dutlow oder einer von den Zweiern. Wie meint ihr?

Dutlow! riefen Stimmen, Dutlows sind drei!

Und von neuem erhob sich immer wachsendes Geschrei, und wieder kam die Rede auf die entwendete Feile, auf das Stückchen Feld, auf gewisse Säde, die aus dem Herrenhof gestohlen worden. Jegor Michajlowitsch verwaltete schon zwanzig Jahre das Gut und war ein gescheiter, erfahrener Mann. Er stand eine Weile da, hörte ein Viertelstündchen zu und plötzlich befahl er allen, stillzuschweigen und zu lösen, welcher von den drei Dutlows dran sollte. Die Lose wurden geschnitten,

der Hut wurde geschüttelt, Chraplow griff hinein und zog Njuschas Los. Alle waren still.

Meines? zeig' doch mal her, sagte Nja mit stotternder Stimme.

Alle waren still. Jegor Michajlowitsch befahl, auf morgen das Rekrutengeld einzubringen, sieben Kopeken vom Gehöfte, erklärte, daß alles zu Ende sei, und entließ die Versammlung. Die Menge ging auseinander, setzte hinter der Ecke des Hauses die Mützen auf, und es rauschten ihre Reden und Schritte. Der Verwalter stand auf der Treppe und sah den Heimgehenden nach. Als die jungen Dutlows um die Ecke waren, rief er den Alten, der selbst stehen geblieben war, zu sich heran und trat mit ihm ins Comptoir.

Du dauerst mich, Alter, sagte Jegor Michajlowitsch, sich in den Sessel vor dem Tisch niederlassend. Die Reihe hat dich getroffen. Willst du den Neffen loskaufen oder nicht?

Der Greis warf, ohne zu antworten, einen bedeutsamen Blick auf Jegor Michajlowitsch.

Es ist nicht zu vermeiden, erwiderte dieser auf seinen Blick.

Möchte ihn gern loskaufen, Jegor Michajlowitsch, hab' aber kein Geld. Zwei Pferde haben mich in diesem Sommer arm gemacht, habe den Neffen verheiratet. Das muß uns nun einmal beschieden sein, weil wir ehrlich bleiben. Er hat gut reden. (Er dachte an Njesun.)



Jegor Michajlowitsch rieb sich mit der Hand das Gesicht und gähnte. Er schien der Sache überdrüssig, und es war Zeit zum Thee.

Sündige nicht, Alter! sagte er, und such' mal unterm Boden nach: findest vielleicht vierhundert alte Silberrubelchen. Ich will dir einen prächtigen Freiwilligen kaufen; neulich hat sich einer gemeldet.

Im Gubernium? fragte Dutlow. Unter Gubernium verstand er die Stadt.

Nun, willst du ihn kaufen?

Möchte gern, aber bei Gott . . .

Jegor Michajlowitsch unterbrach ihn streng: Jetzt höre mich, Alter! Daß Iljuschka sich kein Leid anthue! Sowie ich schide, heute oder morgen, bringst du ihn gleich, du selber, du hastest für ihn und wenn, was Gott verhüte, ihm etwas zustößt, gebe ich deinen ältesten Sohn ab. Hörst du?

Aber, Jegor Michajlowitsch! könnte man nicht von den Zweiern? . . . Das ist doch kränkend, sagte er nach einigem Schweigen. Mein Bruder ist als Soldat gestorben, und nun will man noch den Sohn. Warum kommt nur dieses Elend über mich? sagte er fast weinend und bereit, dem Verwalter zu Füßen zu stürzen.

Nun, geh, geh! sagte Jegor Michajlowitsch. Da ist nichts zu machen, es ist einmal die Ordnung so. Sieh auf Iljuschka acht, du hastest mir für ihn.

Dutlow ging nach Hause, unterwegs zerschlug er mit seinem Lindenstab in Gedanken versunken die Erdklumpen, die am Boden lagen.



Am anderen Tage in aller Frühe stand vor der Treppe des „Gesindeflügels“ der zu Geschäftsfahrten benutzte kleine Wagen (in dem auch der Verwalter zu fahren pflegte) mit einem breitknöchigen braunen Wallach bespannt, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, „Trommel“ genannt wurde. Anjutka, die älteste Tochter Polifejs, stand trotz des Schladerwetters und des kalten Windes barfuß in einiger Entfernung vor dem Pferde, das sie in sichtlicher Angst mit der einen Hand am Zügel hielt, während sie mit der andern über ihrem Kopf die grüngelbe Kazawejka zusammenhielt, die in der Familie den Dienst einer Dede, eines Pelzes, einer Haube, eines Teppichs, eines Mantels für Polifej und viele andere Dienste versah. Im „Winkel“ herrschte große Bewegung. Es war noch dunkel, das Morgenlicht des regnerischen Tages drang kaum durch das stellenweise mit Papier verklebte Fenster. Ufulina ließ auf einige Zeit das Kochen der Speisen im Ofen und die Kinder, von denen die kleineren noch nicht aufgestanden waren und froren, da man ihnen die Dede genommen hatte, die als Bekleidung

dienen mußte und an deren Stelle ein Kopftuch der Mutter gegeben hatte — sie war mit den Reiseanstalten des Mannes beschäftigt. Er erhielt ein weißes Hemd. Die Stiefeln, die, wie man zu sagen pflegt, die Mäuler aufsperrten, machten ihr besondere Sorge. Fürs erste zog sie ihre dicken wollenen einzigen Strümpfe aus und gab sie dem Manne. Zweitens machte sie geschickt aus einer vor ein paar Tagen von Politej heimgebrachten filznen Pferdedecke, die im Stalle „herumgelegen“ hatte, Brandsohlen, mit denen sie die Löcher in den Stiefeln verstopfte, um so Politejs Füße gegen Feuchtigkeit zu schützen. Politej selbst saß mit den Füßen auf dem Bette und war damit beschäftigt, den Gurt so zu drehen, daß er nicht die Gestalt eines schmutzigen Stricks hatte. Und das mit der Zunge anstoßende Mädchen war im Pelz, der ihr um die Füße baumelte, trotzdem daß man ihn ihr sogar über den Kopf gezogen, zu Nikita fortgeschickt worden, um eine Mütze von ihm zu borgen. Die Bewegung wurde durch die Leute vom Gesinde vermehrt, die zu Politej kamen, ihn um Einkäufe in der Stadt zu bitten: der eine um Nadeln, der andere um Thee, ein dritter um Öl, wieder ein anderer um Tabak, die Tischlersfrau um Zucker. Sie hatte schon ihren Thee bereitet: wenigstens brachte sie Politej, um ihn zu bestechen, in einem Krüge ein Getränk, das sie Thee nannte. Obgleich nun Nikita die Mütze

nicht borgen wollte und Polifej seine eigene herzustellen gezwungen war, das heißt, die heraushängenden Floden zurückschieben und das Loch mit der roßärztlichen Nadel vernähen mußte; obgleich Polifejs Füße in die Stiefel mit den Brandsohlen aus der Filzbede erst gar nicht hinein konnten; obgleich Anjutka ganz erfroren war und „Trommel“ einmal losließ, während Mascha im Pelz an ihre Stelle trat, dann aber Mascha den Pelz wieder ablegen mußte und Akulina selbst „Trommel“ hielt — endete es doch damit, daß Polifej fast die gesamte Kleidung seiner Familie anzog, nur die Kazawejka und die Pantoffeln zurückließ, in den Wagen stieg, die Rodschöbe wiederholt und immer fester übereinander schlug, wie das recht gesezte Leute zu thun pflegen, darauf die Zügel in die Hand nahm und das Pferd antrieb.

Sein Junge Mischa, der auf die Treppe herausgelaufen kam, wollte ein wenig mitfahren. Die lispelnde Marie hat ebenfalls, man möchte sie „pakieren“ fahren, sie hätte es warm auch ohne Pelz. Da hielt Polifej das Pferd an, lächelte mit seinem schwachmütigen Ausdruck, und Akulina setzte die Kinder neben ihn, wobei sie sich zu ihm neigte und ihm zuflüsterte, er solle seines Schwurs eingedenk bleiben und unterwegs nicht trinken. Polifej nahm die Kinder bis zur Schmiede mit, dort setzte er sie ab, hüllte sich wieder ein, zog seine Mütze zurecht und fuhr allein in langsamem,

geseh'tem Trabe davon. Bei jedem Stoß zitterten seine Baden und schlugen seine Füße auf das Wagenbrett auf. Mascha und Mischa flogen barfuß über den schlüpfrigen Berg zurück, mit solcher Schnelligkeit und solchem Gewinsel, daß der aus dem Dorfe herbeigelaufene Hund bei ihrem Anblick plötzlich den Schwanz einzog und bellend nach Hause jagte, worüber Polifejs Erben noch lauter schrien.

Es war ein garstiges Wetter; der Wind schnitt ins Gesicht, und bald peitschten Schnee, bald Regen, bald Schloßen Polifejs Gesicht und nackte Hände, mit denen er unter den Ärmeln seines Kittels die kalten Riemen hielt, und schlugen auf die Lederdede des Kummets, auf das alte Haupt des guten „Trommel“, der die Ohren andrückte und blinzelte.

Dann legte sich der Wind mit einemmal, es hellte sich einen Augenblick auf, deutlich traten die bläulichen Schneewolken hervor, und es schien, als ob die Sonne durchzubliden anfing, aber un schlüssig und mürrisch, gleich dem Lächeln Polifejs. Trotzdem war Iljitsch in angenehme Gedanken versunken. Er, den man nach Sibirien hatte schaffen wollen, den man unters Militär zu stecken gedroht hatte, den nur Träge nicht schimpften und schlugen, den man immer dahin stieß, wo es am schlechtesten war, er fährt jetzt nach einer Summe Geldes, und nach einer großen Summe. Die vertraut ihm die Herrin an. Er fährt im Verwalter-



wagen mit demselben „Trommel“, mit dem die gnädige Frau ausfahren. Aber fährt wie ein Hausmeister, sein Pferd ist mit Riemenzeug geschirrt. Und Politej gab sich eine aufrechte Haltung, zupfte die Floden an seiner Mütze zurecht, und nahm seinen Rod immer fester zusammen. Wenn sich übrigens Politej einbildete, daß er ganz und gar einem reichen Hausmeister ähnlich sah, so irrte er sehr. Freilich, wie jedermann weiß, fahren auch Händler, die zehntausend Rubel im Vermögen haben, in kleinen Wagen mit riemengeschirrtem Pferd; aber das ist denn doch etwas anderes. Da fährt so ein härtiger Kaufmann in blauem oder schwarzem Kasten, mit einem wohlgenährten Pferd, allein in dem kleinen Kasten; auf den ersten Blick erkennt man, je nach seinem gesättigten Aussehen und nach dem des Pferdes, je nach der Art, wie er dasitzt, wie das Pferd angespannt ist, wie die Räder beschlagen sind, wie er seinen Gurt trägt, ob der Mann nach Tausenden oder Hunderten Geschäfte macht. Jeder Erfahrene, der Politej, seine Hände, sein Gesicht, den Bart, den er erst kürzlich hatte wachsen lassen, seinen Gürtel, die Art, wie das Heu in den Wagen gestreut war, den magern Trommel, die abgeriebenen Radschienen in der Nähe betrachtete, mußte sogleich wahrnehmen, daß da ein unbedeutender Knecht fährt, kein Kaufmann, kein Großhändler, kein Hausmeister, keiner von tausend, von hundert, oder

auch nur von zehn Rubeln. Aber Polikej dachte nicht so; er gab sich einer angenehmen Täuschung hin. Fünfzehnhundert Rubel soll er in seiner Busentasche tragen. Wenn er will, lenkt er den „Trommel“ statt nach Hause auf den Weg nach Odessa und fährt in Gottes Namen davon. Aber das wird er nicht thun; er wird das Geld getreulich der gnädigen Frau überbringen und sagen, daß er schon mehr Geld bei sich geführt habe. Wie er an die Schenke kam, zog Trommel den linken Reitriemen an, wollte stehen bleiben und vorfahren; aber obgleich Polikej das Geld für die ihm aufgetragenen Einkäufe bei sich hatte, versetzte er „Trommel“ eins mit der Peitsche und fuhr vorbei. Ebenso that er bei der andern Schenke, und gegen Mittag stieg er am Hause des Kaufmanns ab, wo alle Leute der gnädigen Frau einzufehren pflegten, führte den Wagen in den Hof, spannte aus, steckte dem Pferde Heu auf und speiste zu Mittag mit den Dienern des Kaufmanns, wobei er nicht ermangelte, zu erzählen, welches wichtige Geschäft ihn hergeführt. Dann ging er, mit dem Briefe in seiner Mütze, zum Gärtner. Der Gärtner, der Polikej kannte, fragte ihn, nachdem er den Brief gelesen, mit sichtlichem Zweifel, ob wirklich er beauftragt sei, das Geld zu bringen. Polikej wollte sich gekränkt zeigen, brachte das aber nicht zustande und lächelte nur mit dem ihm eigenen Lächeln. Der Gärtner

las den Brief noch einmal und gab ihm das Geld. Politej steckte es in den Busen und ging nach seiner Wohnung. Weder das Bierhaus noch die Branntweinschenken verlockten ihn. Er empfand eine angenehme Aufregung in seinem ganzen Wesen und blieb mehr als einmal vor den Läden stehen, wo verführerische Waren, Stiefel, Kittel, Mützen, Kattun und Lederbissen feilgehalten wurden. Er stand eine Weile da und ging weiter mit dem angenehmen Gefühl: ich kann das alles kaufen, aber ich thu's nicht. Er begab sich in den Bazar, um die ihm aufgetragenen Einkäufe zu machen, besorgte alles und handelte um einen gegerbten Pelz, für den 25 Rubel verlangt wurden. Der Verkäufer, der Politej aus irgend einem Grunde mit den Bliden maß, glaubte nicht, daß Politej zu kaufen imstande sei. Der aber zeigte auf seine Busentasche und sagte, er könne, wenn er wolle, den ganzen Laden auskaufen, dann ließ er sich den Pelz anmessen, drückte ihn, beklopfte ihn, blies auf das Fell, nahm sogar schon dessen Geruch an und legte endlich seufzend den Pelz ab. „Das ist mir zu teuer. Wenn Ihr ihn für 15 Rubel lassen wollt,“ sagte er. Der Kaufmann warf erzürnt den Pelz über den Tisch zurück, Politej aber trat in froher Stimmung hinaus und begab sich nach seinem Quartier. Nachdem er zu Abend gegessen, „Trommel“ getränkt und mit Hafer gefüttert hatte, stieg er auf den Ofen, zog den Geldbrief hervor,

betrachtete ihn lange und bat den Hausknecht, der lesen konnte, ihm die Adresse, namentlich die Worte: „Inliegend sechzehnhundertsiebzehn Rubel in Kassenscheinen“ vorzulesen. Das Kuvert von grobem Papier hatte fünf Siegel von braunem Lack, auf denen ein Anker ausgeprägt war, vier an den Ecken und ein großes in der Mitte. An der Seite war ein Siegellacktropfen. Polikej betrachtete das alles, studierte es förmlich und betastete sogar die scharfen Enden der Kassenscheine. Eine Art kindisches Vergnügen empfand er bei dem Gedanken, so viel Geld in seinen Händen zu haben. Er schob den Brief in das Loch seiner Müze, legte die Müze unter seinen Kopf und schlief ein. In der Nacht erwachte er mehrere Male und befühlte das Kuvert. Und jedesmal, wenn er es an seinem Platze fand, erfreute ihn das angenehme Bewußtsein, daß er, der beschimpfte, geschmähte Polikej so viel Geld bei sich führe, das er getreulich und sicherer als der Verwalter abgeben würde.



Um Mitternacht wurden die Diener des Kaufmanns und Polikej durch Klopfen an der Hausthür und das Geschrei von Bauern gewedt. Es waren die Rekruten, die man aus Potrowskoje einbrachte, zehn an der Zahl: Chorjuschkin, Mi-

tjuschkın und Ilja (Dutlows Neffe), zwei Stellvertreter, der Starost, der alte Dutlow und die Geleitmannschaft. In der Stube brannte ein Nachtlicht. Die Köchin schlief auf einer Bank unter den Heiligenbildern; sie sprang auf und zündete ein Licht an. Auch Polifej erwachte, beugte sich über den Ofen und betrachtete die hereinkommenden Bauern. Alle traten ein, bekreuzten sich und setzten sich auf die Bänke. Alle waren vollkommen ruhig, so daß sich nicht unterscheiden ließ, wer die Rekruten und wer die Geleitenden waren. Sie begrüßten einander, scherzten und verlangten zu essen. Einige waren freilich schweigsam und traurig, andere dagegen von ungewöhnlicher, offenbar branntweinseliger Heiterkeit, darunter auch Ilja, der bis dahin nie getrunken hatte.

Nun Kinder, was wollt ihr: zu Abend essen oder schlafen gehen? fragte der Starost.

Zu Abend essen, antwortete Ilja, indem er den Pelz aufmachte und sich auf die Bank setzte. Laß Branntwein kommen.

Branntwein hat's schon genug gegeben! warf der Starost hin und wandte sich zu den andern. — So esset doch Brot. Wozu die Leute weden?

Branntwein her! wiederholte Ilja, ohne jemand anzubliden und in einem Tone, daß man wohl sah, er würde nicht so bald ablassen.

Die Bauern gehorchten dem Rate des Starosten, holten Brot aus den Wagen, aßen, baten



um Awaß und legten sich hin, der eine auf die Diele, der andere auf den Ofen.

Ilja wiederholte noch immer: Branntwein her, sag' ich! Plötzlich erblickte er Polifej. Iljitsch, ei Iljitsch! Du hier, lieber Freund? Und ich muß unter die Soldaten, hab' auf immer Abschied genommen vom Mütterchen, von meinem Weibe. Wie sie geheult hat! Unter die Soldaten steckt man mich. Schaff' Branntwein!

Ich habe kein Geld, antwortete Polifej. Kommt, so Gott will, vielleicht doch los, ein Fehlerchen! . . . setzte er tröstend hinzu.

Nein, Bruder, ich bin gesund, wie eine junge Birke, hab' nie eine Krankheit in mir gehabt; wie sollte ich loskommen! Kann der Zar denn bessere Soldaten haben?

Polifej fing an, eine Geschichte zu erzählen, wie ein Bauer dem Doktor einen blauen Schein zugesteckt hat und dadurch losgekommen ist.

Ilja rüdte näher an den Ofen und wurde gesprächig.

Nein, Iljitsch, nun ist alles vorbei, und ich will selber nicht mehr dableiben. Der Onkel hat mich unter die Soldaten gesteckt. Konnte man mich denn nicht loskaufen? Nein, schade um den Sohn und schade um das Geld! Ich mußte dran. Nun will ich selber nicht. (Er sprach leise, zutraulich unter dem Einfluß stillen Grams.) Eins nur dauert mich: mein armes Mütterchen. Was die gejammert



hat! Und auch mein Weib! Um nichts und wieder nichts haben sie das arme Weib zu Grunde gerichtet. Jetzt ist sie eine Soldatenfrau, damit ist genug gesagt. Da war's doch besser, gar nicht heiraten. Warum hat man mir denn eine Frau gegeben? Morgen kommen sie.

Weshalb wurdet ihr so früh hergebracht? fragte Politej. Erst hörte man nichts, und plötzlich . . .

Siehst du, die fürchten, daß ich mir ein Leid anthue, entgegnete Ilja lächelnd. Seid außer Sorge, ich thue mir nichts an; ich komme auch als Soldat nicht um. Mich dauert nur mein armes Mütterchen. Und warum haben sie mir eine Frau gegeben? sagte er leise und traurig.

Die Thür ging auf, wurde wieder stark zugeworfen und herein trat Dutlow, die Mühe abschüttelnd, in seinen Bastischuhen, die so groß waren, als hätte er Röhne an den Füßen.

Afanassij? sagte er, sich bekreuzend, zu dem Hausknecht. Kannst du mir nicht eine Laterne geben, daß ich den Pferden Haber vorwerfe?

Dutlow sah nicht nach Ilja hin und zündete ruhig ein Lichtstümpfchen an. Die Fausthandschuhe und die Peitsche staken in seinem Gurt, der hübsch ordentlich am Sattel saß: als sei er mit einer Frachtfuhre hergekommen, so ganz den Ausdruck der gewohnten Ruhe und Geschäftssorge hatte sein arbeitgefurchtes Gesicht.

Als Ilja den Onkel wahrte, schwieg er still,

senkte finster seine Blicke auf eine Stelle der Bank und rief, zu dem Starost gewandt:

Schaff' Branntwein, Jermila, ich will trinken!

Seine Stimme klang boshaft und düster.

Was soll jetzt Branntwein? antwortete der Starost, aus einer Schale schlürfend. Du siehst, alle haben gegessen und sich schlafen gelegt; was tobst du?

Das Wort „toben“ brachte Ilja offenbar auf den Gedanken, zu toben.

Starost, es giebt ein Unglück, wenn du mir keinen Branntwein schaffst!

Bringe du ihn doch zur Vernunft, wandte sich der Starost zu Dutlow, der schon die Laterne angezündet hatte, aber stehen blieb, offenbar, um zu hören, was weiter geschehen würde, und mit einem mitleidigen Seitenblick den Neffen betrachtete, wie wenn er sich über dessen kindisches Benehmen wundere.

Ilja hatte den Kopf sinken lassen und rief wieder:

Wein her! sonst giebt's ein Unglück!

Laß das sein, Ilja! sagte der Starost sanft. Wahrhaftig, laß sein, es ist besser.

Noch hatte er aber diese Worte nicht zu Ende gesprochen, als Ilja aufsprang, mit der Faust an die Fensterscheibe schlug und aus Leibeskräften rief:

Wenn ihr nicht hören wollt, da habt ihr's!

Darauf stürzte er an das andere Fenster, um auch das zu zerbrechen.

Politej hatte sich im Nu zweimal um sich selbst gedreht und in die Ecke des Ofens versteckt, wo er eine Menge Schwaben aufstörte. Der Starost ließ seinen Löffel fallen und eilte zu Ilja. Dutlow stellte langsam die Laterne hin, gürtete sich auf, schmalzte mit der Zunge, schüttelte den Kopf und trat auf Ilja zu, der sich schon mit dem Starost und dem Hausknecht herumbalgte, weil sie ihn nicht ans Fenster ließen. Sie packten ihn an den Händen und hielten ihn, wie es schien, tüchtig fest. Kaum aber erblickte Ilja seinen Onkel mit dem Gürtel in den Händen, als seine Kräfte sich verzehnfachten. Er riß sich los und trat, die Augen rollend, mit geballter Faust Dutlow entgegen.

Ich schlage dich tot, komm nicht näher, Barbar! Du hast mich zu Grunde gerichtet, du und deine Söhne, die Räuber, haben mich zu Grunde gerichtet. Warum habt ihr mich heiraten lassen? Komm mir nicht nahe, ich schlage dich tot!

Ilja sah schrecklich aus, sein Gesicht war purpurrot, seine Augen rollten unstät, sein ganzer kräftiger, junger Leib bebte wie im Fieber. Er schien den Willen und die Kraft zu haben, alle drei Bauern, die an ihn herantraten, zu töten.

Deines Bruders Blut säuffst du, Blutsauger!

Da blickte etwas in dem ruhigen Gesichte Dutlows auf. Er that einen Schritt vorwärts.

Willst nicht in Gutem, sagte er, und plötzlich — wo er nur die Energie hernahm? — ergriff er in rascher Bewegung seinen Neffen, warf sich mit ihm zu Boden und fing an, mit Hilfe des Starosten ihm die Hände zurückzudrehen. An fünf Minuten rangen sie, endlich erhob sich Dutlow, von den Bauern unterstützt, indem er Ilias Hände, die sich an seinen Pelz gekrallt hatten, losmachte; dann hob er Ilja selbst auf, dessen Hände auf dem Rücken gebunden waren, und setzte ihn auf die Bank in der Ecke.

Hab' dir's gesagt, es wird schlimm werden, sprach er, noch atemlos vom Kampfe und den Gurt seines Hemdes zurechtrückend. Warum sündigen? Wir sind alle sterblich. Leg' ihm den Kittel unter den Kopf, setzte er zu dem Hausknecht gewandt hinzu, sonst wird ihm der Kopf auflaufen. Und er nahm die Laterne, umgürtete sich mit einer Schnur und ging wieder hinaus zu den Pferden.

Bleich, mit zerzaustem Haar, mit aufgerissenem Hemd, sah sich Ilja im Zimmer um, als suchte er sich zu besinnen, wo er wäre. Der Hausknecht las die Glascherben auf und steckte eine Pelzjade in's Fenster, damit es nicht ziehe. Der Starost setzte sich wieder an seine Tasse.

Ei, Ilja, Ilja! Du dauerst mich wahrhaftig. Was ist aber zu thun? Hier der Chorjuschkin ist auch verheiratet. Es sollte nun einmal nicht anders sein.



Durch meinen Onkel, den Schuft, gehe ich zu Grunde, wiederholte Ilija mit trockner Erbitterung. Ihm ist's um sein Geld leid . . . Meine Mutter sagt, der Verwalter habe ihn einen Rekruten kaufen heißen. Er will nicht, sagt sie, kann's nicht überwinden. Haben mein Bruder und ich seinem Hause etwa wenig zugebracht? . . . Der Schuft!

Dutlow trat in die Stube, betete vor den Heiligenbildern, legte die Kleider ab und setzte sich zum Starosten. Die Magd brachte ihm noch Kwak und einen Löffel. Ilija schwieg, schloß die Augen und legte sich auf den Kittel. Der Starost zeigte stumm auf ihn und schüttelte den Kopf. Dutlow machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

Thut mir's denn nicht leid? Der Sohn meines leiblichen Bruders! Und nicht genug, daß es mir nahe geht, man hat mich ihm noch als den bösesten Menschen dargestellt. Seine Frau, ein listiges Weib, so jung wie sie ist, hat ihm in den Kopf gesetzt, wir hätten so viel Geld, daß wir imstande wären, einen Rekruten zu kaufen. Drum ist er mir gram. Ach, und wie dauert mich der Junge!

Ach ja! Ein guter Junge! sagte der Starost.

Ich werde aber nicht mit ihm fertig. Morgen schide ich den Ignat her; auch seine Frau wollte herkommen.

Schide sie nur, das ist recht, sagte der Starost. Er erhob sich und stieg auf den Ofen. Was liegt am Geld, Geld ist Staub.

Wenn man's nur hätte, wer würde sich was draus machen! warf einer von den Dienern des Wirtes hin, indem er den Kopf in die Höhe hob.

Ach, das Geld, das Geld! ließ sich Dutlow hören: nichts bringt so viel Sünde in die Welt, als das Geld, wie die Schrift schon sagt.

Ist alles schon gesagt, wiederholte der Hausknecht. So erzählte mir jemand: Es war ein Kaufmann, der hatte viel Geld zusammengeschart und wollte nichts zurücklassen. So sehr liebte er sein Geld, daß er es ins Grab mitnahm. Wie er im Sterben war, befahl er, daß man ihm ein Kissen in den Sarg lege. Man merkte nichts und that so. Dann suchten die Söhne nach dem Geld; es war nicht da. Nun erriet einer von den Söhnen, daß das Geld in dem Kissen sein mußte.

Die Sache kam an den Zaren. Der erlaubte, daß es ausgegraben wurde. Was meint ihr nun? Es wurde geöffnet: im Kissen war nichts. Der Sarg aber war voll Schlangen. Man grub ihn schnell wieder ein. Da sieht man, was das Geld macht.

Das ist gewiß, viel Sünde bringt's, sagte Dutlow, erhob sich und verrichtete sein Gebet.

Nachdem er gebetet, sah er nach dem Neffen hin. Der schlief. Dutlow trat an ihn heran, löste ihm den Gürtel und legte sich hin. Ein anderer Bauer ging hinaus, bei den Pferden zu schlafen.



Wie alles still wurde, schlich Politej sich sachte herunter, als wenn er etwas begangen hätte, und machte sich davon. Es war ihm unbehaglich, hier mit den Rekruten die Nacht zuzubringen. Die Söhne riefen einander schon häufiger an. „Trommel“ hatte seinen ganzen Hafer verzehrt und streckte den Hals nach der Tränke. Iljitsch spannte ihn an und führte ihn hinaus, an den Bauerntelegen vorbei. Seine Mütze mit dem Inhalt war unverfehrt, und die Räder seines Wagens rasselten aufs neue über die leicht gefrorene Straße von Pokrowskoje. Politej fühlte sich erst dann erleichtert, als er aus der Stadt heraus war. Bis dahin war es ihm immer, als hörte er hinter sich Verfolger, die ihn festhielten, ihm an Iljas Stelle die Hände zurückbänden und ihn morgen unter die Rekruten abliefern wollten. Halb vor Kälte, halb vor Angst überlief es ihn eisig, und er trieb und trieb immer wieder „Trommel“ an. Der erste, der ihm begegnete, war ein Pöpe mit hoher Wintermütze, in Begleitung eines budligen Knechtes. Es wurde Politej noch unbehaglicher zu Mute. Aber außerhalb der Stadt verlor sich diese Bangigkeit. „Trommel“ ging im Schritt. Der Weg wurde immer deutlicher sichtbar. Politej nahm seine Mütze ab und betastete das Geld. „Ob

ich's wohl in die Busentasche stecke, dachte er, aber da muß ich mich losgürten. Will warten, bis ich an den Berg komme. Dort steige ich aus und mache mich zurecht. Die Mütze ist oben fest zugenäht, und unten kann nichts aus dem Futter heraus. Bis ich nach Hause komme, nehme ich die Mütze nicht ab.“ Als er an den Berg kam, schoß „Trommel“ aus eigenem Antrieb hinab, und Polifej, der ebenso gut wie „Trommel“ schnell zu Hause sein wollte, wehrte ihm nicht. Alles war in Ordnung, wenigstens glaubte er's, und er gab sich Träumereien hin, wie ihm die Herrin dankbar sein würde, wie er fünf Silberrubel von ihr zum Geschenk erhalten und die Seinigen sich freuen würden. Er nahm die Mütze wieder ab, befühlte noch einmal den Brief, drückte sich die Mütze recht tief ins Gesicht und lächelte. Der Plüsch der Mütze war morsch, und da Akulina abends zuvor die zerrissene Stelle sorgfältig zugenäht hatte, so riß er an der andern Seite. Gerade die Bewegung nun, mit der Polifej, als er die Mütze abgenommen, in der Dunkelheit den Brief mit dem Gelde fester einzustecken geglaubt, gerade diese Bewegung machte, daß die Mütze platzte und das Kuvert mit einem Ende unter dem Plüsch sich hervorschob.

Es wurde hell und Polifej, der die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, schlummerte ein. Er hatte die Mütze vorgeschoben, wodurch der Brief noch mehr heraustrat, und stieß im Schlafe mit



dem Kopfe an das Brett. Als er erwachte, war er schon in der Nähe des Hauses. Seine erste Bewegung war, nach der Mütze zu greifen. Sie saß fest auf dem Kopfe. Er nahm sie nicht einmal ab, überzeugt, daß das Kuvert darin war. Er trieb „Trommel“ an, rüdte das Heu zurecht, gab sich von neuem die Miene eines Hausmeisters, blickte ernsthaft um sich und rollte dem Hause zu.

Da ist die Küche, da ist der Gesindeflügel, da bringt die Tischlersfrau Leinwand, da ist das Comptoir, da ist das Haus der gnädigen Frau, in dem Politej bald zeigen wird, daß er ein zuverlässiger und redlicher Mensch sei, daß man jeden verleumden kann, und die gnädige Frau wird zu ihm sagen: „Nun, ich danke dir, Politej. Da hast du drei . . .“ vielleicht auch fünf, vielleicht auch zehn Silberrubel. Und sie wird ihm Thee reichen lassen, vielleicht auch Branntwein; bei der Kälte wär's nicht übel. Für die zehn Silberrubel wollen wir uns am Feiertag ein Vergnügen machen und Stiefel kaufen und dem Nitita meinetwegen vier und einen halben zurückzahlen, sonst läßt er keine Ruhe . . . kaum zehn Schritte vor dem Hause schlug Politej wieder die Rodschöße übereinander, rüdte Gürtel und Stragen zurecht, nahm die Mütze ab, strich sich die Haare zurück und fuhr langsam mit der Hand unter das Futter. Bald bewegte sich die Hand in der Mütze schneller und schneller, auch die andere Hand griff hinein. Das Gesicht



wurde blasser und blasser. Die eine Hand fuhr mitten durch. Polikej sprang auf, hielt das Pferd an, untersuchte den Wagen, das Heu, die eingekauften Gegenstände, befühlte die Busentasche, die Hosentasche — das Geld war nirgends.

Um des Himmels willen, was ist das! was soll das werden! schrie er laut auf und griff sich in die Haare.

Aber gleich fiel ihm ein, daß man ihn sehen könne. Er lenkte „Trommel“ um, setzte die Mütze auf und jagte den erstaunten und unzufriedenen „Trommel“ des Wegs zurück.

„Kann's nicht ausstehen, mit Polikej zu fahren, mochte „Trommel“ denken. Einmal im Leben hat er mich zur rechten Zeit gefüttert und getränkt, nur um mich so unangenehm zu täuschen. Wie rannte ich nach Hause, bin ganz ermüdet, und kaum, daß ich unser Heu rieche, treibt er mich wieder zurück.“

Vorwärts, du Teufelsvieh! rief Polikej unter Thränen, im Wagen aufrechtstehend und zerrte „Trommel“ am Gebiß und schlug ihn mit der Peitsche.



Diesen ganzen Tag bekam in Potrowskoje niemand Polikej zu Gesicht. Die gnädige Frau fragte nach Tisch mehrere Male nach ihm. Afsiutka flog

zu Atulina; aber Atulina sagte, er sei noch nicht zurück. Wahrscheinlich habe ihn der Kaufmann aufgehalten oder es sei dem Pferde etwas zugestoßen. „Vielleicht ist es lahm geworden, sagte sie. Letztesmal blieb Maxim volle vierundzwanzig Stunden und ging den ganzen Weg zu Fuße.“ Und Afsjutka richtete die Pendelbewegung ihrer Arme wieder nach dem Hause zu. Atulina erdachte neue Gründe für das Ausbleiben ihres Mannes und suchte sich zu beruhigen, aber es gelang ihr nicht. Es war ihr schwer ums Herz, und keine Arbeit für den morgenden Feiertag wollte ihr von statten gehen. Sie quälte sich umsomehr, da ihr die Tischlersfrau versichert hatte, sie habe einen Mann, ganz wie Polifej, sich dem Prospekt nähern und dann wieder fortfahren sehen. Auch die Kinder erwarteten den Vater mit Unruhe und Ungeduld, aber aus ganz anderen Gründen. Anjutka und Mascha waren ohne Pelz und Kittel, die ihnen die Möglichkeit verschafften, wenigstens abwechselnd auf die Straße hinauszugehen, und waren deshalb genötigt, im bloßen Kleid, mit gesteigerter Schnelligkeit einen Kreislauf um das Haus zu machen, wodurch sie alle Bewohner des Flügels, die hereinkamen und hinausgingen, nicht wenig belästigten. Einmal flog Mascha der Tischlersfrau, die eben Wasser trug, auf die Füße, und obgleich sie schon im voraus aufschrie, als sie an deren Knie anstieß, wurde sie doch noch am Schopfe

gezaust und weinte noch heftiger. Wenn sie aber an niemand anstieß, so flog sie zur Thür hinein und kletterte über das Faß auf den Ofen. Nur die gnädige Frau und Akulina beunruhigten sich wirklich um Polifej; die Kinder nur um das, was er an sich trug. Der Verwalter aber antwortete auf die Frage der gnädigen Frau, ob Polifej nicht zurückgekommen und wo er bleiben möge, lächelnd: „Das kann ich nicht wissen,“ und war sichtlich zufrieden, daß seine Voraussagung sich bestätigte. „Er sollte schon um Mittag zurück sein,“ sagte er bedeutsam. An diesem ganzen Tage erfuhr in Pokrowskoje niemand etwas über Polifej. Erst später kam's heraus, daß ihn die benachbarten Bauern gesehen hatten, wie er ohne Mühe auf der Straße dahinlief und alle Leute fragte, ob sie nicht einen Brief gefunden hätten. Ein anderer hatte ihn am Rande des Weges neben seinem Wagen schlafend gesehen. „Ich dachte mir noch, sagte dieser, der Mann muß betrunken sein, und das Pferd muß zwei Tage nichts gefressen und getrunken haben, so war es zusammengefallen.“

Akulina schlief die ganze Nacht nicht, sie lauschte immerfort; aber auch in der Nacht kam Polifej nicht zurück. Wäre sie allein gewesen und nicht der Koch und ein Stubenmädchen bei ihr, sie hätte sich noch unglücklicher gefühlt; aber sowie die Sähne zum drittenmal krähten, stand die Tischlersfrau auf. Auch Akulina mußte aufstehen und

sich an den Ofen machen. Es war Feiertag. Vor Tagesanbruch mußte das Brot herausgenommen werden, der Kwasß bereitet, Plätzchen gebacken, die Kuh gemelkt, die Kleider und die Wäsche geplättet, die Kinder gewaschen, Wasser gebracht und die Nachbarin daran verhindert werden, daß sie den ganzen Ofen einnehme. Mulina horchte in einem fort auf, während sie an diese Geschäfte ging. Schon wurde es hell, schon läutete es zur Frühmesse, schon standen die Kinder auf, und Polifej war noch immer nicht da. Am Abend zuvor war der erste Schnee gefallen und hatte ungleich die Felder, die Straße und die Dächer bedeckt. Heute, eigens wie zum Festtag, war schönes, sonniges, frosthelles Wetter, so daß man weithin alles sehen und hören konnte. Mulina aber hatte, am Ofen stehend, den Kopf so tief in dessen Mündung hineingesteckt und war so eifrig mit dem backen der Plätzchen beschäftigt, daß sie nicht hörte, wie Polifej hereingefahren kam, und erst der Aufschrei der Kinder machte sie aufmerksam, daß ihr Mann gekommen sei. Anjutka, als die Älteste, strich sich den Kopf mit Talg und kleidete sich selbst an. Sie trug ein neues, rosafarbenes, aber zerknittertes Kattunkleid, ein Geschenk der gnädigen Frau, das wie Baumrinde von ihr abstand und den Nachbarn in die Augen stach. Ihr Haar glänzte, sie hatte ein halbes Lichtstümpfchen darauf geschmiert. Ihre Schuhe waren zwar nicht neu,

aber fein. Mascha war noch in der Kazaweska und im Schmutz, Anjutka ließ sie nicht nah an sich heran, um sich nicht zu beschmutzen. Mascha war auf dem Hofe, als der Vater hereinfuhr. „Väterchen ist gekommen!“ quiekte sie und stürzte Hals über Kopf durch die Thüre an Anjutka vorbei und beschmutzte sie. Anjutka, die nun nicht mehr zu fürchten hatte, daß sie sich beschmutzen könnte, gab Mascha sofort einen Schlag, Atulina aber konnte nicht von ihrer Beschäftigung abkommen. Sie schrie bloß die Kinder an: „Ich wolk' euch alle durch,“ und sah sich nach der Thüre um. Iljitsch, mit dem Reisefack in den Händen, trat in den Flur und schlich sogleich in seinen Winkel. Atulina kam es vor, als ob er bleich aussehe, wie wenn er bald lächelte, bald weinte; aber sie hatte keine Zeit, das zu untersuchen.

Nun, Politej, alles glücklich abgemacht? rief sie ihm vom Ofen zu.

Politej murmelte etwas, was sie nicht verstand.

Wie? fragte sie. — Warst du bei der gnädigen Frau?

Politej blieb in seinem Winkel auf dem Bett sitzen, sah scheu um sich her und lächelte mit dem ihm eigentümlichen Ausdruck von Schuldbewußtsein und tiefem Unglück. Lange antwortete er nichts.

Nun, Politej, was schweigst du? erscholl Atulinas Stimme.



Hab' das Geld der gnädigen Frau übergeben, Ufulina. Hat mir sehr gedankt, sagte er plötzlich und begann noch unruhiger umherzublicken und zu lächeln. An zwei Gegenständen besonders hafteten seine unruhigen, fieberhaft geöffneten Augen: an dem an die Wiege gebundenen Strick und an dem Kinde. Er trat an die Wiege und knüpfte mit seinen dünnen Fingern hastig den Knoten des Strickes auf. Dann heftete er seine Augen auf das Kind. Aber jetzt trat Ufulina mit den Plätzchen auf dem Brette herein. Politej barg schnell den Strick in seinem Busen und setzte sich auf's Bett.

Was hast du, Njitsch? Du bist ja ganz verstimmt? sagte Ufulina.

Hab' nicht geschlafen, antwortete er.

Plötzlich schimmerte etwas am Fenster und nach einem Augenblick flog wie ein Pfeil das Stubenmädchen Njūtka herein.

Die gnädige Frau befehlen, daß Politej Njitsch den Augenblick komme, sagte sie, gleich den Augenblick, befehlen sie, den Augenblick!

Politej sah Ufulina und das Mädchen an.

Gleich! Was will sie denn noch? sagte er so einfach, daß Ufulina sich beruhigte. Will mich vielleicht belohnen. Sag', daß ich gleich komme.

Er erhob sich und trat hinaus. Ufulina aber nahm den Trog, stellte ihn auf die Bank, goß aus den an der Thüre stehenden Eimern und aus

dem Kessel am Ofen Wasser hinein, schürzte die Ärmel auf und prüfte das Wasser.

Komm, Mascha, ich will dich waschen.

Das ärgerliche, lispelnde Mädchen fing an zu weinen.

Komm, du Drecksint, ich will dir ein weißes Hemd anziehen. Nun, mach' schnell, ich muß noch deine Schwester waschen.

Politej war indessen nicht dem Stubenmädchen zur gnädigen Frau gefolgt, sondern begab sich an einen ganz andern Ort. Im Flur, dicht an der Wand führte eine steile Treppe nach dem Boden. Politej sah sich im Flur um, und da er niemand wahrte, eilte er, geduckt und fast rennend, flink und gewandt diese Leiter hinauf.

Was bedeutet das, daß Politej nicht kommt? sagte die Herrin ungeduldig zu Dunjascha, die ihr das Haar machte. Wo bleibt Politej? Warum kommt er nicht?

Aksiutka flog wieder nach dem Gesindeflügel und flog wieder in den Flur und verlangte, daß Politej zur gnädigen Frau komme.

Er ist ja längst hingegangen, antwortete Akulina, die, nachdem sie Mascha gewaschen, eben ihren Säugling in den Trog gesetzt hatte und trotz seines Geschreies seine dünnen Härchen benetzte. Das Knäblein schrie, verzerrte das Gesicht und suchte mit seinen hilflosen Händchen nach etwas zu haschen. Akulina stützte mit der einen

Hand seinen kleinen, schwellenden Rücken voller Grübchen und mit der andern wusch sie ihn.

Sieh doch nach, ob er nicht irgendwo eingeschlafen ist, sagte sie, unruhig umherblickend.

Die Tischlersfrau war unterdes mit ungekämmtem Haar, offener Brust, ihren Unterrod zusammenhaltend, nach dem Boden hinaufgegangen, um ihr dort trodnendes Kleid zu holen. Plötzlich erscholl ein Schrei des Schredens auf dem Boden, und die Tischlersfrau stürzte mit geschlossenen Augen, rückwärts, auf allen Vieren, mehr kriechend als laufend, wie eine Wahnsinnige die Treppe herab.

Plitsch! schrie sie.

Mulina ließ das Kind aus den Händen fallen.

Sat sich erhängt! brüllte die Tischlersfrau.

Mulina rannte hinaus in den Flur, ohne zu bemerken, daß das Kind sich wie ein Ball umrollte und mit den Füßen nach oben ins Wasser tauchte.

Am Balken hängt er! rief die Tischlersfrau, hielt aber inne, als sie Mulina erblickte.

Mulina stürzte nach der Treppe, lief, ehe man sie zurückhalten konnte, hinauf, und sank mit einem furchtbaren Schrei wie tot auf die Treppe hin; sie würde sich unfehlbar totgeschlagen haben, wenn nicht die aus allen Ecken herbeilaufenden Leute sie noch rechtzeitig aufgefangen hätten.



Einige Minuten war in dem allgemeinen Wirrwarr nichts zu unterscheiden. Eine Masse Volk war zusammengelaufen, alles schrie, alles sprach, die Kinder und die alten Weiber weinten. Afulina lag besinnungslos. Endlich gingen der Tischler und der herbeigekommene Verwalter hinauf; die Tischlersfrau erzählte zum zwanzigsten Male, wie sie, an nichts denkend, nach ihrer Pelerine gegangen: „mit eins sehe ich hin, ein Mann. Ich sehe, eine umgewendete Mütze liegt daneben, seine Füße baumeln. Da überließ mich eisig. Eine Kleinigkeit! Da hat sich jemand erhängt und ich muß das sehen! Wie ich heruntergeköllert bin, weiß ich selbst nicht recht. Es ist ein Wunder, wie mich Gott gerettet hat. Eine wahre Gnade Gottes. Kleinigkeit das! so steil, so hoch, ich wäre sicher des Todes gewesen.“

Die Leute, die hinaufgegangen waren, erzählten dasselbe. Politej hing am Balken im bloßen Hemd und Unterhosen, an demselben Strick, den er von der Wiege abgenommen hatte. Seine umgewendete Mütze lag daneben; den Kittel und den Pelz hatte er abgenommen und hübsch ordentlich neben sich hingelegt. Die Füße reichten bis an den Boden, doch war kein Lebenszeichen an ihm zu bemerken. Afulina kam zu sich und wollte

wieder die Leiter hinauf, aber man ließ sie nicht.

Mamaßen! Mamaßen! Sjomka hat sich verschluckt! quiette plötzlich hinter dem Verschlag das lispelnde Mädchen.

Ukulina riß sich los und lief hin. Das Kind lag, ohne sich zu rühren, auf dem Gesicht im Troge, und auch die Füßchen rührten sich nicht. Ukulina griff es heraus, aber das Kind atmete nicht und bewegte sich nicht. Ukulina warf es auf das Bett, und brach, auf die Ellbogen gestützt, in ein so lautes, helles und furchtbares Gelächter aus, daß Mascha, die erst auch zu lachen anfang, sich die Ohren zuhielt und jammernd auf den Flur hinauslief. Die Leute drängten sich herbei, heulend und weinend. Man trug das Kind hinaus, rieb es, aber alles vergebens. Ukulina wälzte sich auf dem Bett herum und lachte auf eine Weise, daß es alle, die es hörten, mit Grauen erfüllte. Jetzt erst, wenn man diesen bunten Haufen von alten Männern und Kindern sah, die sich im Flur zusammendrängten, hatte man einen Begriff, wie viel und was für Volk im Gesindeflügel beisammen wohnte. Alles war geschäftig, alles sprach durcheinander, viele weinten und niemand that etwas. Die Tischlersfrau fand immer noch Leute, die ihre Geschichte nicht gehört hatten, und erzählte von neuem, wie ihre zarten Sinne von dem unerwarteten Anblick getroffen und wie Gott sie vor dem



Treppensturz gerettet. Der alte Wundschent, mit der Kazawejka seiner Frau bekleidet, erzählte, wie zu Lebzeiten seines seligen Herrn eine Frau sich im Teiche ertränkt hatte. Der Verwalter sandte Boten an den Bezirkskommisar und den Geistlichen, und ließ eine Wache hinstellen. Das Hausmädchen Afsjutka blinnte mit aufgerissenen Augen durch eine Ritze nach dem Boden, und obgleich sie dort nichts sah, konnte sie sich doch nicht losmachen, um zur Herrin zu gehen. Agafia Michajlowna, das ehemalige Stubenmädchen der alten Herrin, bat um Thee zur Beruhigung ihrer Nerven und weinte. Großmütterchen Anna legte mit ihren geübten, dicken und ölgetränkten Händen die kleine Leiche auf den Tisch. Die Frauen umstanden Afsjutina und blickten schweigend auf sie. Die Kinder drückten sich in eine Ecke, sahen auf die Mutter hin, fingen an zu heulen, verstummten darauf, sahen wieder hin und drückten sich noch ängstlicher aneinander. Die Jungen und die Männer drängten sich an der Treppe, schauten mit erschrockenen Mienen nach den Thüren, nach den Fenstern, und da sie nichts sahen und nichts begriffen, fragten sie einander, was vorgefallen. Der eine sagte, der Tischler habe seiner Frau mit dem Beil den Fuß abgeschlagen, der andere, die Waschfrau habe Drillinge geboren, ein dritter erzählte, die Katze des Kochs sei toll geworden und habe die Leute gebissen. Nach und nach aber verbreitete sich die

Wahrheit und gelangte endlich zu den Ohren der Herrin. Man hatte sie nicht einmal vorbereiten können; der rohe Jegor meldete es ihr schlechtweg und erschütterte die Nerven der gnädigen Frau dermaßen, daß sie sich lange nicht erholen konnte. Die Menge fing schon an, sich zu beruhigen. Die Tischlersfrau bereitete ihren Thee, so daß die Anwesenden, die sie nicht einlud, es unangemessen fanden, länger zu bleiben. Die Jungen balgten sich auf der Treppe. Alle wußten bereits, was vorgefallen war, bekreuzten sich und fingen an, auseinander zu gehen, als man plötzlich hörte: „Die gnädige Frau! Die gnädige Frau!“ Und wieder drängten sich alle zusammen, um ihr Platz zu machen. Auch wollten alle sehen, was sie thun würde. Die gnädige Frau trat bleich, verweint, durch den Flur in Akulinas Verschlag. Eine Menge zuschauender Köpfe drängten sich an der Thür. Eine schwangere Frau wurde so gedrückt, daß sie aufschrie, diesen Umstand sich aber gleich zu Nuze machte und einen Platz vorn gewann. Wie hätte man sich aber auch versagen können, die gnädige Frau bei Akulina zu sehen! Das war für das ganze Gesinde wie bengalisches Feuer am Schlusse eines Schauspiels. Es muß hübsch sein, wenn erst das bengalische Feuer angebrannt wird, und es muß hübsch sein, wenn die gnädige Frau in Seide und Spitzen zu Akulina kommt. Die gnädige Frau trat zu Akulina hin und faßte

sie an der Hand; Afulina aber riß die Hand los. Die alten Leute vom Gesinde schüttelten mißbilligend den Kopf.

Afulina! sagte die Herrin, du hast Kinder, schone dich.

Afulina lachte und erhob sich.

Ich habe Kinder, lauter silberne, silberne Kinder, die Papierchen mag ich nicht, rief sie wirt durcheinander.

Hab's dem Iljitsch gesagt: nimm kein Papier. Und da haben sie ihn angeschmiert mit Teer. Mit Teer und mit Seife, gnädige Frau. Das heilt jeden Grind . . .

Und von neuem lachte sie noch heftiger auf.

Die gnädige Frau wandte sich um und verlangte den Feldscher mit einem Senfpflaster.

Gebt kaltes Wasser! sagte sie und wollte selbst das Wasser holen. Da erblickte sie das tote Kind, vor dem Großmütterchen Anna stand. Sie wandte sich ab, und alle sahen, wie sie das Gesicht mit dem Tuche zuhielt und in Thränen ausbrach. Großmütterchen Anna aber (Schade, daß die gnädige Frau das nicht bemerkte, sie hätte das gewürdigt, auch geschah das alles ja um ihretwillen) bedeckte das Kind mit einem Stück Leinwand, legte ihm mit ihrer weichen geschickten Hand das Händchen zurecht und schüttelte so sehr den Kopf, verzog so sehr die Lippen, blinzelte so empfindsam mit den

Augen und seufzte so tief, daß jeder ihr schönes Herz erkennen konnte; aber die gnädige Frau sah das nicht und konnte nichts sehen. Sie schluchzte, bekam einen Nervenkrampf und wurde an den Armen unterstützt hinaus in den Flur und nach Hause geführt. „Das war alles, was man von ihr hatte!“ dachten mehrere und gingen auseinander. Afulina lachte in einemfort und sprach unsinniges Zeug. Man brachte sie in ein anderes Zimmer, ließ ihr zur Ader, belegte sie mit Senfpflaster, mit Eisumschlägen am Kopf; aber nichts brachte sie zu Verstande. Sie weinte nicht, sondern lachte und sprach und machte solche Dinge, daß die guten Menschen, die sie pflegten, sich nicht enthalten konnten, gleichfalls zu lachen.



Es war kein froher Feiertag im Gesindehof von Pokrowskoje. Trotz des schönen Wetters gingen die Leute nicht spazieren. Die Mädchen schickten sich nicht an zu singen. Die Fabrikjungen, die aus der Stadt gekommen, spielten weder Harmonika noch Balalajka, noch unterhielten sie sich mit den Dirnen. Alle saßen hinter ihren Bereschlägen, und wenn sie sprachen, so thaten sie es leise, als wäre irgend ein böser Geist zugegen, der sie hören könnte. Den Tag über war's noch nichts; doch abends, als es dunkel wurde, da fingen

die Hunde an zu heulen, und unglücklicherweise erhob sich ein heftiger Wind, der durch die Essen pfiff; da befiel alle Bewohner des Gesindehofes eine solche Angst, daß, wer Kerzen hatte, sie vor den Heiligenbildern anbrannte. Wer allein in seinem Winkel war, ging zu den Nachbarn und bat, in Gesellschaft mit ihnen die Nacht zubringen zu dürfen. Wer in den Viehstall sollte, unterließ es und nahm sich nicht zu Herzen, daß das Vieh in dieser Nacht ohne Futter blieb. Das ganze geweihte Wasser, das jeder in einer Blase aufbewahrte, wurde in dieser Nacht verbraucht. Viele wollten gehört haben, wie die ganze Nacht jemand mit schweren Schritten auf dem Boden umherging, und der Schmied sah eine Schlange geradeaus nach dem Boden fliegen. In Polifejs Winkel war niemand. Die Kinder und die Wahnsinnige hatte man an andere Orte gebracht. Dort lag nur die kleine Leiche, und zwei alte Weiber und eine Pilgerin waren zugegen, die in ihrem Eifer nicht sowohl bei dem Kind, als wegen dieses ganzen Unglücks den Psalter las. So hatte es die gnädige Frau gewünscht. Diese beiden Alten und die Pilgerin hörten mit eignen Ohren, wie beim Anfang eines jeden Psalms oben auf dem Boden der Balken zitterte und jemand zu stöhnen anfing. Bei den Worten „Daß Gott auferstehe“ wurde alles wieder still. Die Tischlersfrau bat ihre Gevatterin zu sich und trank in jener Nacht, da sie



nicht schlafen konnte, mit ihr den ganzen Thee aus, mit dem sie sich für eine Woche versehen hatte. Auch sie hörten die Balken oben krachen und ein Geräusch, wie wenn Säcke herabfielen. Die Wache haltenden Bauern ermutigten noch einigermaßen das Gesinde, sonst wären alle in jener Nacht vor Schrecken gestorben. Die Wächter lagen im Flur auf Heu und versicherten hernach, auch sie hätten Wunder auf dem Boden vorgehen hören, obgleich sie sich die Nacht ruhig unterhielten, von den Rekruten sprachen, Brot aßen, sich kämzten und vor allen Dingen den Flur mit einem eigentümlichen Geruch erfüllten, so daß die Tischlersfrau, die an ihnen vorbeiging, ausspuckte und sie „dumme Bauern“ schalt. Dem sei nun, wie ihm wolle, Polifej hing noch immer auf dem Boden und übte in jener Nacht wie ein böser Geist seine Macht über den ganzen Gesindeflügel; wenigstens beschäftigte er die Leute mehr, als er es jemals im Leben gethan. Ich weiß nicht, ob sie recht hatten, sich zu fürchten, ich glaube sogar, sie hatten durchaus keinen Grund dazu. Ich glaube, wenn ein Beherzter in jener graulichen Nacht eine Kerze oder eine Laterne angebrannt hätte, und, nachdem er sich bekreuzte, oder sogar ohne sich bekreuzt zu haben, auf den Boden gegangen wäre, mit dem Schein des Lichtes langsam die Schrecken der Nacht zerstreute, die Balken, den Sand, den mit Spinnewebe bedeckten Schornstein und die von der Tisch-

lersfrau zurückgelassene Pelerine beleuchtete, an Polikej herantrat und ohne sich dem Gefühl der Angst hinzugeben, die Laterne an das Gesicht des Toten emporhob, er würde da die bekannte hagere Gestalt gesehen haben, die Füße auf dem Boden stehend (der Strick hatte sich gezogen), leblos, seitwärts geneigt, mit aufgeknöpftem Hemdtragen, unter dem das Kreuz fehlte, den Kopf auf die Brust gesenkt und das gutmütige Gesicht mit den offenen lichtlosen Augen, die sanft und schuldvoll lächelnde Miene, die strenge Ruhe und die allgemeine Stille, die über dem Ganzen lag. Wahrhaftig, die Tischlersfrau, die, an die Ecke ihres Bettes gedrückt, mit zerzaustem Haar, mit erschrockenen Blicken erzählte, wie sie Sätze fallen höre, war weit entsetzlicher und grauenhafter als Polikej, obgleich dessen Kreuz abgenommen war und auf dem Balken lag.

„Oben“, d. h. bei der gnädigen Frau, herrschte gleiches Entsetzen, wie im Gesindeflügel. Das Zimmer der Gnädigen roch nach Eau de Cologne und Arznei. Dunjascha machte gelbes Wachs warm und bereitete eine Salbe. Wozu diese Salbe gebraucht wurde, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß die Salbe immer bereitet wurde, wenn die gnädige Frau krank war, und diesmal war sie bis zum Kranksein erschüttert. Zu Dunjascha hatte sich, um ihr Mut zu machen, für die Nacht ihre Tante gesellt. Mit dieser, dem zweiten Stubenmädchen

und Afsiutka saß sie im Mädchenzimmer; sie unterhielten sich leise.

Wer wird Öl holen? sagte Dunjascha.

Ich gehe um keinen Preis, Awdotja Mitolawna, versetzte entschieden das zweite Mädchen.

Ei doch! geh zusammen mit Afsiutka.

Ich laufe allein danach, ich fürchte mich nicht, sagte Afsiutka, bekam aber gleich Angst.

So geh, du gescheites Mädel, erbitt' es dir von Großmütterchen Anna in einem Glase und bring's her, mußt aber nicht vergießen, sagte Dunjascha.

Afsiutka nahm mit der einen Hand ihren Rod auf, und obgleich sie infolgedessen nicht mehr beide Hände schwenken konnte, schwenkte sie die eine desto lebhafter quer über die Richtung, in der sie ging und eilte davon. Es war ihr bange zu Mute und sie fühlte, daß, wenn sie etwas sehen oder hören sollte, und wäre es selbst ihre eigene lebendige Mutter, sie vor Angst umkommen würde. Sie kniff die Augen zu und flog über den bekannten Steg dahin.



„Schläft die gnädige Frau, oder nicht?“ fragte plötzlich in der Nähe Afsiutkas eine tiefe Bauernstimme. Sie öffnete die Augen, die sie bis dahin zugekniffen hielt, und erblickte eine Gestalt, die ihr

das Haus zu überragen schien. Sie stieß einen Schrei aus und jagte zurück, so daß ihr Unterrock ihr kaum nachkonnte. Mit einem Sprung war sie auf der Treppe, mit dem andern im Mädchenzimmer, und mit wildem Geheul warf sie sich aufs Bett. Dunjascha, ihre Tante und das andere Mädchen erstarrten vor Schrecken; aber noch ehe sie zu sich kommen konnten, ließen sich schwere, langsame und unsichere Schritte im Flur an der Thüre hören. Dunjascha stürzte nach dem Zimmer der gnädigen Frau und ließ die Salbe fallen. Das zweite Stubenmädchen versteckte sich hinter den Unterröden, die an der Wand hingen. Die Tante, die entschlossener war, wollte die Thür zuhalten, aber die Thür öffnete sich, und ein Bauer trat ins Zimmer. Es war der alte Dutlow in seinen Röhnen. Ohne die Angst der Mädchen zu beachten, suchte er mit den Augen nach einem Heiligenbild, und da er das kleine Bildchen, das in der linken Ecke hing, nicht wahrte, bekreuzte er sich vor dem Geschirrschrank, legte die Mütze in's Fenster und zog, indem er die Hand tief in seinen kurzen Schafpelz steckte, einen Brief mit fünf braunen Siegeln hervor, die einen Anker darstellten. Dunjaschas Tante griff mit der Hand nach der Brust. Mit Mühe sprach sie:

Wie du mich erschreckt hast, Naumytſch! Ich kann kein Wo...o...rt hervorbringen, glaubte richtig, ich sei des Todes.

Wie kann man nur? sagte das zweite Mädchen, sich unter den Röden hervorbeugend.

Auch die gnädige Frau hast du erschreckt, sagte Dunjascha, zur Thür hereintretend. Was drängt er sich ungerufen in's Mädchenzimmer? Er Bauernflegel!

Dutlow wiederholte, ohne sich zu entschuldigen, daß er die gnädige Frau sprechen müsse.

Sie ist unwohl, sagte Dunjascha.

In diesem Augenblick pläzte Afsiutka mit einem so unanständigen lauten Gelächter heraus, daß sie den Kopf wieder in die Kissen werfen mußte, aus denen sie noch eine ganze Stunde trotz aller Drohungen Dunjaschas und der Tante sich nicht wieder erheben konnte, ohne von neuem loszuplätzen, als wenn ihr die rosigte Brust und die roten Baden sprängen. Es kam ihr so lächerlich vor, daß alle erschrocken waren, und immer wieder barg sie den Kopf, und wie in Zudungen zappelte sie mit dem Schuh und hüpfte mit dem ganzen Leibe.

Dutlow hielt inne und betrachtete sie aufmerksam, als wollte er sich klar machen, was mit ihr vorgehe; da er aber nicht herausbekam, um was es sich handelte, wandte er sich ab und sprach weiter:

Das heißt, ich habe eine sehr wichtige Sache, sagte er; meldet nur, ein Bauer habe einen Brief mit Geld gefunden.



Was für Geld?

Dunjascha las, ehe sie meldete, die Adresse und fragte Dutlow, wo und wie er dieses Geld gefunden habe, das Politej aus der Stadt zu bringen hatte. Nachdem sie alles genau erfahren und die närrische Aksjutka, die nicht aufhörte, herauszuplätzen, in den Flur hinausgejagt, begab sie sich zur Herrin. Diese aber nahm gleichwohl Dutlow zu seinem Erstaunen nicht an und sprach sich gegen Dunjascha in keiner Weise deutlich aus.

Ich weiß nichts, sagte die gnädige Frau, und will nicht wissen, was das für ein Bauer ist und was das für Geld ist. Ich kann und will niemand sehen. Er soll mich in Ruhe lassen.

Was mach' ich nun? sagte Dutlow, das Ruvert umwendend: das ist ein großes Stück Geld. Was ist denn darauf geschrieben? fragte er Dunjascha, die ihm wiederholt die Adresse vorlas.

Dem alten Dutlow schien die Sache noch immer nicht recht glaubhaft. Er dachte sich, das Geld gehöre vielleicht nicht der gnädigen Frau und die Adresse habe man ihm falsch gelesen; aber Dunjascha bestätigte ihm die Richtigkeit. Er seufzte, steckte das Ruvert ein und war im Begriff zu gehen.

Da muß ich es wohl dem Polizeikommissar übergeben, sagte er.

Dunjascha hielt ihn zurück.

Warte, ich will es noch einmal versuchen, sagte

sie, indem sie aufmerksam dem im Pelze des Bauern verschwindenden Kuvert nachblickte. Gieb mir den Brief.

Dutlow holte ihn wieder hervor, legte ihn jedoch nicht gleich in die ausgestreckte Hand Dunjaschas.

Sagt nur, Ssemjon Dutlow hat's auf dem Wege gefunden.

Gieb doch her!

Erst dachte ich, es wäre ein bloßer Brief; aber ein Soldat las mir's vor, daß Geld darin sei.

So gieb doch her!

Ich getraute mir nicht, damit nach Hause zu gehen, sprach Dutlow weiter, ohne sich von dem kostbaren Kuvert zu trennen, das meldet.

Dunjascha nahm ihm endlich den Brief aus der Hand und begab sich noch einmal zur gnädigen Frau.

Ach, mein Gott, Dunjascha! sagte die gnädige Frau mit vorwurfsvollem Tone, sprich mir nicht von diesem Gelde! Wenn ich nur an dieses Kind denke . . .

Der Bauer, gnädige Frau, weiß nicht, wem er das Geld übergeben soll, sagte Dunjascha.

Die Herrin öffnete den Brief, erbehte, als sie das Geld sah und wurde nachdenklich.

Schreckliches Geld! Wie viel Unheil schafft es! sagte sie.

Es ist der Dutlow, gnädige Frau. Befehlen

Sie, daß er gehe, oder wollen Sie ihn sprechen? Fehlt nichts am Gelde? fragte Dunjascha.

Ich will dieses Geld nicht, das ist schreckliches Geld; was hat es angerichtet! Sag' ihm, er soll es behalten, wenn er will, rief plötzlich die Herrin, nach Dunjaschas Hand langend. Ja, ja, wiederholte sie der erstaunten Dunjascha, mag er's ganz an sich nehmen und damit machen, was er will.

Es sind 1500 Rubel, bemerkte Dunjascha mit leichtem Lächeln, wie wenn sie zu einem Kinde redete.

Mag er alles an sich nehmen! wiederholte ungeduldig die Herrin. Wie, du verstehst mich nicht? Das ist Unglücksgeld, rede mir niemals davon. Mag's der Bauer behalten, der es gefunden hat. Geh! So geh doch!

Dunjascha ging zurück in's Mädchenzimmer.

Nun, fehlt nichts? fragte Dutlow.

Magst selber nachzählen, sagte Dunjascha, indem sie ihm den Brief überreichte.; ich soll es dir zurückgeben.

Dutlow nahm die Mütze unter den Arm, beugte sich vor und fing zu zählen an.

Ist kein Rechenbrett da?

Dutlow dachte, daß die Herrin nicht zählen könne und daß er das thun solle.

Zähl's zu Hause nach; das Geld ist dein, sagte Dunjascha zornig. Ich will's nicht sehen, hat die

gnädige Frau gesagt, gieb's dem, der es gebracht hat.

Dutlow heftete, ohne sich aufzurichten, die Augen auf Dunjascha.

Dunjaschas Tante schlug die Hände zusammen.

Ach, du mein Herr und Heiland! Ist das ein Glück!

Das zweite Stubenmädchen wollte es nicht glauben.

Sie scherzen doch nicht, Awdotja Nikolajewna?

Was, scherzen! Sie hat befohlen, das Geld dem Bauern zurückzugeben. So nimm das Geld und geh! sagte Dunjascha, ihren Verdruß nicht verbergend. Der eine hat Elend, der andere hat Glück.

Eine Kleinigkeit, 1500 Rubel! sagte die Tante.

Noch drüber, versetzte Dunjascha. Nun kannst du dem heiligen Nikolaus zu Ehren eine Zehnlopfenkerze anbrennen, fuhr sie höhnisch fort. Kommst du noch nicht zur Besinnung? Und wenn's noch ein Armer wäre! Aber der hat ohnehin Geld genug.

Dutlow begriff endlich, daß es kein Scherz war, nahm das Geld, das er zu zählen angefangen, zusammen und legte es in das Kuvert; aber seine Hände zitterten und er sah immer noch auf die Mädchen hin, um sich zu überzeugen, daß sie ihn nicht zum besten hätten.

Seht, er kommt vor Freuden nicht zur Be-

sinnung, sagte Dunjascha, indem sie zu verstehen gab, daß sie sowohl den Bauern, als das Geld verachte. Ich will dir's hineinlegen.

Sie wollte nach dem Gelde greifen, aber Dutlow gab's nicht. Er raffte das Geld zusammen, schob es noch tiefer hinein und nahm seine Mühe.

Freust du dich?

Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Das ist ja geradezu . . .

Er sprach nicht zu Ende, machte nur eine Bewegung mit der Hand, schmunzelte, obgleich ihm die Thränen nahe waren, und trat hinaus. Im Zimmer der gnädigen Frau klingelte es.

Hast du's ihm zurückgegeben?

Jawohl, gnädige Frau.

Nun, hat er sich gefreut?

Er war ganz von Sinnen.

Ach, rufe ihn doch her, ich will ihn fragen, wie er es gefunden hat. Ruf' ihn her, ich kann nicht hinaus.

Dunjascha lief dem Bauern nach und traf ihn noch im Flur. Er hatte eben, ohne die Mühe aufzusetzen, seinen Beutel hervorgezogen und öffnete ihn, während er das Geld zwischen den Zähnen hielt. Er mochte vielleicht glauben, daß das Geld so lange nicht sein wäre, bis er es im Beutel hatte. Als ihn Dunjascha rief, erschrak er.

Die gnädige Frau will es doch nicht zurück





haben? Legen Sie doch ein Wort für mich ein. Bei Gott, ich will Ihnen Honig zum Geschenk bringen.

Das könntet Ihr thun.

Wieder ging die Thür auf, und der Bauer wurde zur Herrin geführt. Ihm war nicht froh zu Mute. „O weh! Sie zudt zurück!“ dachte er und hob dabei in einem unwillkürlichen Gefühle seinen Fuß, wie jemand, der über hohes Gras dahin geht, während er sich Mühe gab, mit seinen Basttschuhen kein Geräusch zu machen, als er durch die Zimmer schritt. Er begriff nichts und sah nichts, was um ihn vorging. Er kam an dem Spiegel vorbei, sah da Blumen, die Gestalt eines Bauern in Basttschuhen, der die Füße in die Höhe hebt, das Porträt eines Herrn mit Augenglas, etwas wie ein grünes Fäßchen und etwas Weißes. Und siehe da, plötzlich spricht dieses Weiße. Es ist die gnädige Frau. Er konnte nichts unterscheiden und riß die Augen auf, er wußte nicht, wo er war, und alles lag vor ihm wie im Nebel.

Bist du's, Dutlow?

Ich bin's, gnädige Frau. Wie es war, so habe ich es unberührt gelassen, sagte er. Ich schwöre Ihnen bei Gott, bin hergeeilt, daß ich das Pferd zu Schanden jagte.

Nun, du hast Glück, sagte sie mit verächtlich gutmütigem Lächeln. Da, nimm's an dich.

Er riß die Augen immer weiter auf.

Ich freue mich, daß es dir zufällt. Mag dir's zu gute kommen. Nun, bist du froh?

Wie sollte ich nicht? Ich bin so froh, Mütterchen, so froh, werde immer zu Gott für Sie beten. Ich bin so froh, daß, Gott Lob und Dank, unsere gnädige Frau lebt. Aber ich habe auch dazu gethan.

Wie hast du's aber gefunden?

Wir haben uns immer redliche Mühe gegeben für die gnädige Frau, nicht etwa, daß . . .

Er ist schon ganz wirr, gnädige Frau, sagte Dunjascha.

Hatte meinen Neffen zu den Rekruten fortgebracht, fuhr zurück und unterwegs fand ich es. Politej muß es haben fallen lassen.

So geh, geh, mein Lieber. Es ist mir lieb.

Ach, wie bin ich froh, Mütterchen, sagte der Bauer.

Hernach fiel ihm ein, daß er nicht gedankt und sich nicht so benommen habe, wie es sich schickte. Die Herrin und Dunjascha lächelten, und er schritt wieder hinaus, wie zuvor, als ob er über Gras ginge. Kaum, daß er sich halten konnte, nicht in Trab zu kommen. Es war ihm immer noch, als würde man ihn zurückrufen und ihm das Geld wieder abnehmen.



Als Dutlow im Freien war, ging er vom Wege seitab in die Linden und gürtete sich los, um leichter den Beutel hervorzulangen. Dann legte er das Geld hinein. Er bewegte die Lippen und zog sie auseinander, ohne jedoch einen Laut von sich zu geben. Nachdem er das Geld hineingelegt und den Gurt wieder umgebunden hatte, bekreuzte er sich und ging wie ein Betrunkener in weitem Bogen über den Steg, so sehr war er mit den Gedanken beschäftigt, die ihn bestürmten. Plötzlich sah er vor sich die Gestalt eines Bauern, der ihm entgegen kam. Er rief ihn an, es war Jesim, der am Gesindeflügel als Wache mit einem Knittel in der Hand auf- und abging.

Ei, Onkel Dutlow! rief Jesim freudig, indem er näher trat. (Jesim war es unheimlich, allein zu sein.) Habt Ihr die Rekruten fortgebracht, Onkel?

Jawohl. Was machst du hier?

Ich stehe hier Wache bei dem erhängten Polikej. Wo ist er denn?

Auf dem Boden soll er hängen, antwortete Jesim, indem er in der Dunkelheit mit dem Knittel nach dem Dache des Flügels zeigte.

Dutlow sah nach der angedeuteten Richtung, und obgleich er nichts wahrnahm, runzelte er doch

die Stirn, blinzelte mit den Augen und schüttelte den Kopf.

Der Kutscher sagte, der Polizeikommissar sei gekommen, versekte Jefim. Man wird ihn gleich abnehmen. Es graust Einen doch in der Nacht, Onkel. Ich ginge um keinen Preis hinauf. Und wenn Jegor Michajlowitsch mich totschrägt, ich gehe nicht hinauf.

Welche Sünde! Welch große Sünde! wiederholte Dutlow, offenbar anstandshalber, ohne an das, was er sprach, zu denken, und wollte seines Weges gehen; aber die Stimme Jegor Michajlowitschs hielt ihn zurück.

Seda, Wächter, komm her! rief Jegor Michajlowitsch von der Treppe.

Jefim gab Antwort.

Wer war der Bauer, der eben bei dir stand? Dutlow.

Du, Ssemjon, komm auch du her!

Als Dutlow sich näherte, erkannte er beim Licht der Laterne, die der Kutscher trug, Jegor Michajlowitsch und einen kleinen in den Mantel gehüllten Beamten, der eine Mütze mit einer Kokarde aufhatte. Das war der Bezirkskommissar.

Da, der Alte geht auch mit uns, sagte Jegor Michajlowitsch, als er ihn erblickte.

Der Alte verzog das Gesicht; aber da war nichts zu machen.

Und du, Jefim, junger Kerl, lauf' mal nach

dem Boden, wo er sich erhängt hat und rüde die Leiter zurecht, daß der Herr Kommissar hinauf kann.

Jesim, der noch eben beteuert hatte, um keinen Preis sich dem Flügel zu nähern, lief hurtig dahin, mit seinen Bastschuhen wie mit Holzblöcken aufklopfend. Der Bezirkskommissar schlug Feuer und rauchte eine Pfeife an. Er wohnte zwei Werst vom Dorfe entfernt und hatte nur erst vom Kreisrichter einen schweren Verweis wegen Trunkenheit erhalten. Darum befand er sich jetzt in einem Anfall von Dienstfeier. Um zehn Uhr abends war er angekommen und wollte sofort den Erhängten beschauen. Jegor Michajlowitsch fragte den alten Dutlow, weshalb er hier sei. Auf dem Wege erzählte Dutlow dem Verwalter von dem gefundenen Gelde und was die Herrin gethan. Dutlow sagte, er sei gekommen, Jegor Michajlowitsch um Erlaubnis zu fragen. Der Verwalter ließ sich zum Schrecken Dutlows das Kuvert geben und betrachtete es. Der Kommissar nahm das Kuvert ebenfalls in die Hand und fragte kurz und trocken nach den einzelnen Umständen.

„Na, mein Geld ist verloren!“ dachte Dutlow und fing an, sich zu entschuldigen; aber der Polizeikommissar gab ihm das Geld zurück mit den Worten:

Welches Glück der graulatschige Tölpel hat!  
Es kommt ihm zu passe, sagte Jegor Michaj-



lowitsch. Er hat eben seinen Neffen unter die Rekruten gebracht. Jetzt kann er ihn loskaufen.

Ah, so! sagte der Kommissar und ging voran.

Willst du Iljuscha loskaufen? sagte Jegor Michajlowitsch.

Loskaufen? Reicht auch das Geld? Und vielleicht ist es auch schon zu spät.

Wie du meinst, sagte der Verwalter, und beide folgten dem Polizeikommissar.

Sie kamen nach dem Flügel, in dessen Flur die übelriechenden Wächter mit der Laterne harrten. Dutlow ging hinter ihnen her. Die Wächter hatten eine schuldige Miene, die sich ebenfalls nur auf den von ihnen verbreiteten Geruch beziehen konnte, da sie sonst nichts Übles gethan hatten. Alle schwiegen.

Wo? fragte der Kommissar.

Hier, sagte flüsternd Jegor Michajlowitsch. Jefim, setzte er hinzu, du junger Kerl, geh voran mit der Laterne.

Jefim, der oben schon die Bohle befestigt hatte, schien alle Angst verloren zu haben. Zwei, drei Stufen überspringend, eilte er mit heiterem Gesicht voran, indem er sich nur umsah und mit der Laterne dem Kommissar leuchtete. Hinter dem Kommissar ging Jegor Michajlowitsch. Als sie verschwunden waren, setzte Dutlow erst den einen Fuß auf die Stufe, seufzte auf und blieb stehen.

Ein paar Minuten vergingen, man hörte keine Schritte mehr auf dem Boden; sie mußten an den Leichnam herangetreten sein.

Onkel! Du wirst gerufen! schrie Jefim durch die Öffnung.

Dutlow stieg hinauf. Der Kommissar und Jegor Michajlowitsch waren beim Licht der Laterne nur mit dem Oberteil ihres Körpers jenseit des Balkens zu sehen. Hinter ihnen stand noch jemand mit dem Rücken zu ihnen. Das war Politej. Dutlow stieg über den Balken und blieb sich bekreuzend stehen.

Wendet ihn doch mal um! sagte der Kommissar.

Niemand rührte sich.

Jefim, du junger Kerl! sagte Jegor Michajlowitsch.

Der „junge Kerl“ schritt über den Balken, wendete Paul um und stellte sich daneben, indem er mit dem heitersten Blick bald Politej, bald den Beamten ansah, wie ein Schaubudenbesitzer, der einen Albino, oder eine Julia Pastrana zeigt, bald auf das Publikum, bald auf sein Schaustück hinblickt, bereit, alle Wünsche der Zuschauer zu erfüllen.

Wende ihn noch einmal um!

Politej wurde noch einmal umgewendet. Seine Arme bewegten sich leise, und sein Fuß schleppte über den Sand.

Los, nehmt ihn ab.

Soll man ihn abschneiden? fragte Jegor Michajlowitsch. Gebt eine Art her.

Den Wächtern und dem alten Dutlow mußte zweimal befohlen werden, daß sie Hand anlegten; der „junge Kerl“ aber ging mit Politej wie mit einem abgezogenen Hammel um. Endlich wurde der Strich durchgehauen, die Leiche abgenommen und bedeckt. Der Kommissar sagte, morgen würde der Arzt eintreffen, und entließ die Leute.



Dutlow ging, die Lippen bewegend, nach Hause. Erst war ihm peinlich zu Mute; je mehr er sich aber dem Dorfe näherte, desto mehr verlor sich dieses Gefühl und das der Freude durchdrang immer lebhafter seine Seele. Im Dorfe hörte man Singen und Stimmen von Betrunknen. Dutlow trank niemals und begab sich auch jetzt gerades Weges nach Hause. Es war schon spät, als er in sein Haus eintrat. Seine Alte schlief. Der ältere Sohn und die Enkel lagen auf dem Ofen, der zweite Sohn in der Kammer. Nur Iljuschkas Weib schlief nicht. Sie saß in schmutzigem, nicht sonntäglichem Hemd, mit aufgelöstem Haar auf der Bank und weinte. Sie erhob sich nicht, dem Onkel die Thür aufzumachen, sondern heulte noch lauter, als er eintrat, und sprach Trauerreden, was sie nach der Meinung der Alten

sehr gut und fließend zu stande brachte, obgleich sie bei ihrer Jugend darin noch keine Übung haben konnte.

Die Alte stand auf und brachte dem Mann das Abendessen. Dutlow wies Iljuschkas Weib vom Tische. Genug! genug! sagte er. Alsinia erhob sich und legte sich auf die Bank, hörte aber nicht auf zu heulen. Die Alte deckte schweigend den Tisch und trug dann ab. Der Alte sprach auch kein Wort. Nachdem er sein Gebet verrichtet, räusperte er sich, wusch sich die Hände, langte vom Nagel das Rechenbrett herab und ging in die Kammer. Dort flüsterte er erst mit der Alten, worauf die Alte hinausging. Er klapperte mit dem Rechenbrett, schlug endlich den Dedel eines Kastens zu und begab sich in das untere Gewölbe. Lange machte er sich in der Kammer und in dem Gewölbe zu schaffen. Als er wieder eintrat, war im Hause schon alles dunkel, der Rienspan brannte nicht mehr. Die Alte, am Tage in der Regel so still, daß man sie gar nicht hörte, schnarchte von ihrem Lager durch das ganze Haus. Das lärmende Weib Iljuschkas schlief auch und atmete kaum hörbar. Sie war unausgekleidet auf der Bank eingeschlafen, ohne etwas unter den Kopf gebreitet zu haben.

Dutlow sprach wieder ein Gebet, dann sah er auf Iljuschkas Weib hin, schüttelte den Kopf, löschte den Rienspan, stieg auf den Ofen und legte sich

neben seinen jungen Enkel. In der Dunkelheit warf er oben seine Bastschuhe ab, legte sich auf den Rücken und blickte nach dem über seinem Haupte kaum sichtbaren Gebälk an der Decke, horchte auf die summenden Schwaben an der Wand, auf das Schnarchen und Seufzen der Schlafenden, auf das Geräusch des Viehes im Hofe. Er konnte lange nicht einschlafen. Der Mond ging auf, es wurde heller in der Stube. Er sah in der Ecke Afsinia und noch etwas, das er nicht unterscheiden konnte. War es der zurückgelassene Flaurod des Sohnes oder ein Zuber, den die Weiber hingestellt, oder stand jemand da? Schlummerte er, oder wachte er — genug, er sah immer wieder hin. Offenbar reichte derselbe finstere Geist, der Polifej zu seiner schrecklichen That getrieben und dessen Nähe in jener Nacht das Gesinde spürte, offenbar reichte derselbe Geist mit seinem Fittich auch in's Dorf, auch in das Haus Dutlows, wo das Geld lag, dessen er sich zu Polifejs Verderben bedient hatte. Wenigstens machte sich seine Anwesenheit dem alten Dutlow fühlbar, der darüber sehr mißmutig wurde; er konnte weder schlafen noch aufstehen. Wie er dieses gewisse, für ihn unbestimmbare Etwas erblickt hatte, fiel ihm Njuscha mit den gebundenen Händen ein; er dachte an die beredten Klagen und Thränen Afsinias, an den baumelnden Polifej. Plötzlich war es dem Alten, als ginge jemand am Fenster vorbei. „Was ist das? Sollte mich



der Starost besuchen wollen? dachte er. Wer hat ihm denn aufgemacht? Oder hat etwa meine Alte den Flur nicht geschlossen?" Auf dem Hinterhose heulte der Hund und „Er“ schritt durch den Flur, wie der Alte hernach erzählte, als suchte „Er“ die Thür, kam vorbei, tastete an die Wand, stolperte über das Fäßchen, daß es dröhnte, und wieder tastete „Er“ herum, als wenn „Er“ den Riegel suchte, und jetzt griff „Er“ an den Riegel. Der Alte schauerte am ganzen Leibe. Jetzt wurde der Riegel zurückgeschoben und eine menschliche Gestalt trat ein. Dutlow, der nun wußte, daß „Er“ es war, wollte das Zeichen des Kreuzes machen, konnte aber nicht. „Er“ trat an den Tisch, auf dem eine Decke lag, zog sie herunter, warf sie auf den Boden und stieg auf den Ofen. Der Alte bemerkte, daß „Er“ Polifejs Gestalt hatte. „Er“ fletschte die Zähne und seine Hände baumelten. Wie „Er“ auf dem Ofen war, warf „Er“ sich gleich über den Alten und würgte ihn.

Mein Geld! sagte Polifej.

Laß mich los, ich will's nicht mehr! wollte Dutlow sprechen, er konnte aber nicht.

Polifej drückte ihm mit der ganzen Schwere eines Felsenbergs die Brust. Dutlow wußte, daß wenn er ein Gebet her sagte, „Er“ ihn loslassen würde, er wußte auch, welches Gebet; aber es wollte ihm nicht über die Lippen. Neben ihm schlief sein Enkel. Der Knabe stieß einen durch-

bringenden Schrei aus und weinte, der Großvater hatte ihn an die Wand gepreßt. Der Schrei des Knaben löste dem Alten die Zunge. „Daß Gott auferstehe!“ sprach Dutlow. Da ließ „Er“ ihn ein wenig los — „und die Feinde zerstieben“, lallte Dutlow. Da verließ „Er“ den Ofen. Dutlow hörte, wie „Er“ mit beiden Füßen auf den Boden aufschlug. Dutlow sagte noch weiter alle Gebete her, die er kannte. „Er“ ging auf die Thür zu, am Tische vorbei und klopfte so heftig an die Thür, daß das ganze Haus erzitterte; doch schliefen alle außer dem Großvater und dem Enkel. Der Großvater betete, am ganzen Leibe zitternd, der Enkel weinte und drückte sich, indem er einschloß, an den Großvater. Alles wurde wieder still. Der Großvater lag, ohne sich zu rühren. Hinter der Wand dicht am Ohre Dutlows krächte der Hahn. Er hörte, wie die Hühner lebendig wurden, wie ein junger Hahn dem alten nachkrähen wollte, aber nicht konnte. Zu den Füßen Dutlows bewegte sich etwas, es war die Katze. Sie sprang vom Ofen herab auf ihre weichen Pfoten und miaute an der Thür. Der Großvater stand auf und schob das Fenster in die Höhe. Draußen war es dunkel, schmutzig. Der Borderwagen stand unter dem Fenster. Barfuß und sich bekreuzend trat Dutlow hinaus in den Hof zu den Pferden. Auch hier war es sichtbar, daß „der Herr“ dagewesen. Die Stute, die unter dem Wetterdach an einem

Vorsprung der Mauer stand, hatte sich mit dem Fuß in den Zügel verwickelt, die Spreu verschüttet und erwartete mit aufgehobenem Fuße und zurückgebeugtem Kopfe die Ankunft des Herrn. Das Füllen war in den Dünger gestürzt. Der Alte richtete es in die Höhe, widelte die Stute los, schüttete Futter auf und ging in's Haus zurück. Die Alte stand auf und brannte den Rienspan an. „Wede die Jungen!“ sagte er, „ich fahre nach der Stadt.“ Und nachdem er vor dem Heiligenbild eine Wachskerze angezündet, begab er sich mit seiner Frau in das Untergewölbe. Als er wieder herauskam, brannte nicht mehr bei Dutlow allein, sondern auch bei allen Nachbarn Licht. Die Jungen waren aufgestanden und versammelten sich. Die Weiber kamen und gingen mit Eimern und Milchkannen. Ignat spannte einen Wagen an, der zweite Sohn schmierte einen andern. Das junge Weib heulte nicht mehr; sie hatte sich sauber angezogen, ein Tuch umgebunden und saß auf der Bank in Erwartung der Stunde, wo sie nach der Stadt fahren sollte, von ihrem Manne Abschied zu nehmen. Der Alte schien ganz besonders streng. Zu niemand sprach er ein Wort, zog seinen neuen Raftan an, umgürtete sich, steckte das Geld Politejs in die Busentasche und ging zu dem Berwalter.

Tumme dich! rief er Ignat zu, der die Räder aufgehoben hatte und an der eingeschmierten Achse

drehte. Ich komme gleich wieder. Daß alles fertig sei!

Der Verwalter war eben aufgestanden und trank Thee. Er schickte sich auch an, zur Stellung der Rekruten nach der Stadt zu fahren.

Was giebt's? fragte er.

Jegor Michajlowitsch! Ich will meinen Jungen loskaufen. Thut mir den Gefallen. Ihr sagtet mir neulich, daß Ihr in der Stadt einen Freiwilligen wüßtet. Ratet mir, unsereins weiß das nicht.

Haßt du dich endlich besonnen?

Ich habe mich besonnen, Jegor Michajlowitsch. Mich dauert meines Bruders Sohn. Wie er auch sei, er thut mir doch leid. Von diesem ver wünschten Gelde kommt viel Sünde. Seid so gütig und ratet mir, sagte er, sich tief bückend.

Jegor Michajlowitsch schmagte, wie immer in solchen Fällen, lange tieffinnig und schweigend mit den Lippen; nachdem er alles wohl überlegt, schrieb er zwei Briefe und setzte Dutlow auseinander, wie und was in der Stadt zu thun sei.

Als Dutlow nach Hause zurückkam, war die junge Frau mit Ignat schon fortgefahren, und die dickbäuchige schredige Stute stand bereits angespannt vor der Hausthür. Er brach aus dem Zaun eine Rute, schlug die Rodschöke zurück, setzte sich in den Wagen und trieb das Pferd an. Dutlow jagte

die Stute dermaßen, daß der Didbauch mit einemmal verschwunden war und der Alte sie nicht ohne Mitleid ansehen konnte. Ihn ängstigte der Gedanke, daß er sich bei der Stellung der Rekruten verspäten könnte, daß Ilja unter die Soldaten kommen und das Teufelsgeld in seinen Händen bleiben würde.

Ich will mich in keine genaue Beschreibung aller dieser Abenteuer Dutlows an jenem Morgen einlassen; ich will nur so viel sagen, daß er ganz besonderes Glück hatte. Bei dem Wirt, an den ihm Jegor Michajlowitsch einen Brief mitgegeben, befand sich ein Freiwilliger, der sofort zur Stellvertretung bereit war, schon dreiundzwanzig Silberrubel verzehrt hatte und vom Amte schon approbiert war. Der Wirt wollte vierhundert Rubel für ihn haben, und ein Käufer, der seit drei Wochen sich um ihn bemühte, bot noch immer dreihundert. Dutlow machte das Geschäft mit zwei Worten ab. Willst du dreihundertfünfundzwanzig? sagte er, die Hand ausstreckend, aber mit einem solchen Ausdruck, daß man gleich merkte, er sei bereit, noch etwas zugeben. Der Wirt zog die Hand zurück und blieb bei seiner Forderung von vierhundert Rubeln. Willst du dreihundertfünfundzwanzig? wiederholte Dutlow, indem er mit der linken Hand die Rechte des Wirtes ergriff und Miene machte, mit seiner Rechten einzuschlagen, willst du nicht? Nun, in Gottes Namen, sagte er schnell, in die



Hand des Wirtes einschlagend, wobei er sich umschwang und mit dem ganzen Leibe von ihm abwandte. Sei es drum, so nimm dreihundertfünfzig, stelle mir eine Quittung aus und bring' den Jungen her! Hier hast du Aufgeld, sind zwanzig Rubel genug?

Und Dutlow gürtete sich los und langte das Geld hervor.

Der Wirt zog die Hand zwar nicht zurück, zeigte sich aber noch immer nicht ganz einverstanden, nahm das Aufgeld nicht und wollte sich noch ausbedingen, daß Dutlow was zum Besten gebe und den Freiwilligen traktiere.

Sündige nicht! versetzte Dutlow, und schob ihm das Geld zu. Wir sind sterbliche Menschen, wiederholte er in sanftem, belehrendem und sicherem Tone, daß der Wirt sagte:

Nun meinetwegen! noch einmal einschlug und zu beten anfing. — Sei es zu guter Stunde! sagte er.

Der Freiwillige, der noch seit dem gestrigen Gelage schlief, wurde gewedt, gemustert, und alle begaben sich aufs Amt. Der Freiwillige war lustig, verlangte Rum, sich zu erheitern, wozu ihm Dutlow Geld gab, und erst in dem Augenblicke, wo sie den Flur der Amtsstube betraten, wurde er zaghaft. Lange standen der alte Wirt im blauen Überrock und der Freiwillige im kurzen Pelz, die Brauen aufziehend und die Augen aufreißend, im Flur

beisammen. Lange flüsterten sie da miteinander, wollten irgend wohin, suchten jemand, nahmen vor jedem Schreiber die Mühe ab, verbeugten sich und hörten tiefsinnig die von dem wohlbekannten Schreiber herausgebrachte Entscheidung. Schon war jede Hoffnung, die Sache heute zu beenden, aufgegeben und der Freiwillige wurde wieder heiter und gesprächiger, als Dutlow Jegor Michajlowitsch erblickte, sich gleich an ihn klammerte und ihn zu bitten und zu beschwören anfang. Jegor Michajlowitsch leistete so vortreffliche Hilfe, daß man gegen drei Uhr den Freiwilligen zu seinem großen Mißvergnügen und Erstaunen in die Amtsstube führte und unter das Maß stellte, ihm unter allgemeiner Heiterkeit, die sich, ich weiß nicht warum, vom Wächter bis auf den Vorsitzenden verbreitete, die Kleider auszog, den Kopf rasierte, darauf ihn wieder anleidete und entließ. Fünf Minuten später zahlte Dutlow das Geld aus, erhielt die Quittung, nahm von dem Wirt und dem Freiwilligen Abschied und ging nach dem Absteigequartier im Hause des Kaufmanns, wo die Rekruten aus Pokrowskoje sich aufhielten. Ilja saß mit seinem jungen Weibe in einer Ecke der Küche, und kaum war der Alte eingetreten, so hörten sie auf zu sprechen und betrachteten ihn mit unterwürfigem und mißgünstigem Ausdruck. Wie immer verrichtete der Alte erst sein Gebet, dann gürtete er sich los, langte ein Papier hervor und rief seinen

ältesten Sohn Ignat und Ilias Mutter, die auf dem Hofe waren, in die Stube.

Sündige nicht, Ilja! sagte er, sich seinem Neffen nähernd. Gestern hast du mir ein böses Wort gesagt. Ist es denn mir nicht leid um dich? Ich gedenke, wie mir der Bruder dich empfahl. Wenn es in meinen Kräften stand, hätte ich dich denn hingegeben? Nun mir Gott Glück beschert hat, scheue ich das Opfer nicht. Sieh dies Papier! sagte er, legte die Quittung auf den Tisch und faltete sie mit seinen krummen, steifen Fingern auseinander.

Aus dem Hofe traten die Pokrowskischen Bauern, die Diener des Kaufmanns und sogar fremde Personen herein. Alle errieten, was vorging; aber niemand unterbrach die feierliche Rede des Alten.

Sieh dies Papier! Habe 400 Silberrubel bezahlt. Mache deinem Onkel keine Vorwürfe.

Ilja stand auf, schwieg aber, da er nicht wußte, was er sagen sollte. Seine Lippen bebten vor Aufregung. Seine alte Mutter trat auf ihn zu, brach in Thränen aus und wollte ihm um den Hals fallen; aber Dutlow führte sie langsam und gebieterisch mit der Hand weg und fuhr fort zu reden.

Du hast mir gestern ein böses Wort gesagt, wiederholte er noch einmal. Du hast mir mit diesem Wort wie mit einem Messer in's Herz gestoßen. Dein Vater hat dich sterbend mir an-

vertraut, du warst mir wie mein leiblicher Sohn; und wenn ich dich mit etwas gekränkt habe, so sind wir alle sündige Menschen. Nicht wahr, ihr Rechtgläubigen? wandte er sich zu den umstehenden Bauern. Da ist auch deine leibliche Mutter, da ist dein junges Weib. Hier habt Ihr die Quittung. In Gottes Namen fort mit dem Gelde; mir aber vergebt um Christi willen!

Er schlug den Schoß seines Kittels zurück, ließ sich langsam aufs Knie nieder und beugte sich tief vor Ilya und dessen Weib. Vergebens, hielt das junge Paar ihn zurück. Nicht eher, als bis er den Boden mit der Stirn berührt, erhob er sich, dann schüttelte er sich ab und setzte sich auf die Bank. Ilyas Mutter und sein junges Weib weinten vor Freude. Unter der Menge ließen sich beifällige Stimmen hören: „In Wahrheit, das ist gottgefällig!“ sagte einer. „Was liegt am Gelde? Für Geld kann man solchen Jungen nicht kaufen!“ sagte ein anderer. „Welche Freude!“ sagte ein dritter. „Ein gerechter Mann, mit einem Worte.“ Nur die zu Rekruten bestimmten Bauern sprachen nichts und traten leise in den Hof.

Zwei Stunden später fuhren die beiden Wagen Dutlows zur Vorstadt hinaus. In dem ersten, an dem die scheckige Stute mit dem zusammengefallenen Didbauch und dem schweißigen Halse vorgespannt war, saßen der Alte und Ignat. Hinten klapperten Bünde von kleinen Kesselchen

und Brekeln. Im zweiten Wagen, den niemand lenkte, sahen anstandsvoll und glücklich das junge Weib und die Schwiegermutter mit Tüchern um den Kopf. Das junge Weib hielt eine kleine Flasche unter einer Decke. Ija hodte vorn, dem Pferde den Rücken kehrend, aß eine Brekel und hörte nicht auf zu reden. Die Stimmen, das Rasseln der Wagen auf dem Pflaster, das Wiehern der Pferde, alles floß in einen freudigen Ton zusammen. Die Pferde, mit den Schweifen wedelnd, trabten immer schneller, als sie die Richtung nach Hause spürten. Die Vorübergehenden und Vorüberfahrenden sahen sich unwillkürlich nach der lustigen Familie um.

Wie sie eben aus der Stadt fuhren, erreichten Dutlows den Zug der Rekruten. Die Gruppe stand im Kreise um eine Schenke herum. Einer der Rekruten mit jenem unnatürlichen Ausdruck, den ein glattrasierter Scheitel dem Menschen verleiht, hatte die graue Mütze in den Nacken geschoben und schlug fed die Balalajka. Ein anderer ohne Mütze, mit einer Brantweinflasche in der Hand, tanzte in der Mitte des Kreises. Ignat hielt das Pferd an und stieg herab, den Strang anzuziehen. Alle Dutlows betrachteten mit Interesse, Beifall und Heiterkeit den Tanzenden. Der Rekrut schien niemand zu sehen, merkte jedoch, daß das Publikum, das ihn bewunderte, sich immer vergrößere, und das verlieh ihm Kraft und Ge-



wandtheit. Der Rekrut tanzte flott, er hatte die Brauen zusammengezogen, sein gerötetes Gesicht war unbeweglich, an seinem Munde haftete ein starres, längst ausdrucksloses Lächeln. Alle seine Seelenkräfte schienen einzig und allein darauf gerichtet, so schnell wie möglich einen Fuß nach dem andern bald auf die Ferse, bald auf die Spitzen zu setzen. Dann und wann hielt er plötzlich inne, winkte dem Balalajkaspieler, und der schlug noch kräftiger die Saiten und klopfte sogar mit den Fingerknöcheln auf den Boden des Instruments. Der Rekrut hielt inne, aber selbst da er unbeweglich blieb, schien er noch immer zu tanzen. Plötzlich fing er an, sich langsam zu bewegen, zuckte mit den Achseln, und im Fluge kauerte er nieder und schnellte mit wildem Aufschrei wieder empor. Die Jungen lachten, die Weiber schüttelten den Kopf, die Männer lächelten beifällig. Ein alter Unteroffizier stand ruhig neben dem Tanzenden mit einer Miene, die da sagte: „Euch erscheint es wie ein Wunder, uns aber ist das alles schon genau bekannt.“ Der Balalajkaspieler war offenbar müde, sah sich träge um, griff einen falschen Accord, klopfte auf einmal mit den Fingern auf den Boden des Instruments und der Tanz war zu Ende.

Ei, Alexej, sagte der Balalajkaspieler zu dem Tanzenden, indem er auf Dutlow zeigte: da ist dein Pate!

Wo, lieber Freund? sagte Alexej, der Rekrut,

den Dutlow gekauft hatte, und müden Schrittes vortaumelnd, die Brantweinflasche über den Kopf hebend, bewegte er sich nach dem Wagen zu.

Mischka! Ein Glas! rief er. Herr! mein lieber Freund! Das ist mal eine Freude! fuhr er fort, mit dem berauschten Kopfe in den Wagen vorsinkend, und bot den Bauern und den Weibern Brantwein an. Die Bauern tranken, die Weiber lehnten ab.

Ihr, meine Liebsten, womit soll ich euch beschenken? rief Alexej, die Alten umarmend.

Eine Verkäuferin mit Eßwaren stand unter der Menge. Alexej erblickte sie, entriß ihr die Mulde und schüttete sie ganz in den Wagen aus.

Getrost, ich bezahle alles, Teufel! winselte er mit weinerlicher Stimme und zog gleich aus den Hosen einen Beutel mit Geld, den er Mischka zuwarf. Er stand, an den Wagen gelehnt, und sah mit feuchten Augen auf die darin Sitzenden.

Welche ist die Mutter? fragte er; du etwa? Auch die muß ich beschenken.

Er besann sich einen Augenblick, fuhr in die Tasche, langte ein neues, zusammengefaltetes Tuch hervor, nahm das Halstuch ab, mit dem er unter dem Mantel umgürtet war, dann ein rotes Tuch vom Halse, ballte alles zusammen und schob es der Alten in den Schoß.

Da hast du, ich schenke es dir, sagte er, mit immer leiser werdender Stimme.

Wozu? Ich danke, Bester! Seht, was für ein gutherziger Junge! sagte die Alte zu dem alten Dutlow gewandt, der an ihren Wagen getreten war.

Alexej verstummte gänzlich und senkte, wie einschlummernd, den Kopf immer tiefer und tiefer.

Für euch gehe ich fort, für euch komme ich um, sagte er, darum beschenke ich euch.

Hat wohl auch noch eine Mutter, sagte jemand aus dem Haufen. Welch gutherziger Kerl! Es ist jammerschade!

Alexej hob den Kopf in die Höhe.

Wohl habe ich eine Mutter, sagte er, und habe auch noch einen leiblichen Vater, haben sich alle von mir losgemacht. Höre, Alte! setzte er hinzu, indem er Ilias Mutter an der Hand ergriff. Ich habe dich beschenkt, so höre mich um Christi willen! Geh in das Dorf Wodnoje. Frage da nach der alten Nikonowa, das ist meine leibliche Mutter nämlich . . . Und sage du dieser alten Nikonowa . . . es ist am äußersten Ende das dritte Häuschen, mit einem neuen Brunnen . . . sage du ihr . . . dein Sohn Alexej . . . das heißt . . . Spiel' auf, Musikant! rief er plötzlich.

Und wieder fing er an zu tanzen und fuhr fort zu reden und schleuderte die Flasche mit dem Rest von Branntwein zu Boden.

Ignat stieg auf den Wagen und wollte das Pferd antreiben.

Leb wohl, Gott gebe dir! . . . rief die Alte, und schlug ihren Pelz zusammen.

Meszej hielt plötzlich inne.

Fahrt zum Teufel! rief er mit geballten Fäusten drohend. Daß deiner Mutter . . .

Herr, mein Gott! rief Ilias Mutter, sich bekreuzend.

Ignat trieb das Pferd an, und von neuem rasselten die Wagen. Der Rekrut Meszej stand in der Mitte der Straße, ballte die Fäuste mit dem Ausdruck der Wut im Gesicht, und schimpfte die Bauern aus Leibeskräften.

Warum habt ihr angehalten? Fort, ihr Teufel! Ihr Menschenfresser! rief er. Du entgehst meiner Hand nicht . . . Ihr Teufel! Ihr Bauernlummel!

Bei diesen Worten stodte seine Stimme, und wie er da stand, stürzte er der Länge nach zu Boden.

Bald waren Dutlows in's freie Feld gelangt, und als sie sich umblickten, sahen sie die Schar der Rekruten nicht mehr. Nachdem sie an fünf Werst im Schritt gefahren, stieg Ignat vom Wagen des Vaters, der eingeschlafen war, und ging neben Ilias Wagen her. Zu zweien leerten sie die aus der Stadt mitgenommene Flasche. Nach einer Weile begann Ilja zu singen, die Weiber stimmten ein. Ignat trieb lustig im Takt das Pferd an. Ihnen entgegen rollte ein lustiger Postwagen daher. Der Kutscher schrie die Pferde an,



als er an die beiden Wagen herankam, der Postillon sah sich um und winkte den roten Gesichtern der Bauern und Weiber zu, die mit fröhlichem Gesang sich im Wagen schaukelten.







A decorative border made of stylized, symmetrical floral and leaf motifs, framing the central text. The top and bottom features larger, more complex floral designs, while the sides consist of repeating leaf-like patterns.

# Leinwandmesser

Die Geschichte eines Pferdes

Den Manen  
M. A. Stachowitschs  
gewidmet



Alle Dichtungen Tolstoj's sind nichts als Selbstbekenntnisse in höherem Sinne, in jenem höheren Sinne, in dem man auch Goethes Schaffen als eine Reihe von Gelegenheitsdichtungen bezeichnet hat. Tolstoj gestaltet nichts, wozu er nicht die Anregung aus seinen eigenen Erfahrungen empfangen hat und was ihm nicht zu einem inneren Erlebnis geworden ist. Nur die sonderbare Geschichte des schiedigen Wallachs macht hiervon eine Ausnahme.

Er hatte den Stoff so zu sagen geschenkt bekommen. Er ist die Erfindung eines anderen, des früh verstorbenen Dichters M. A. Stachowitsch, der sich durch die Dichtungen „Nächtlich“ („Nočnoje“) und „Der Ueberfall“ („Najezdniki“) bekannt gemacht hat. Der Bruder dieses Dichters, A. A. Stachowitsch, ein vieljähriger Freund des Hauses Tolstoj, hat ihm die Erfindung zu „Leinwandmesser“ mitgeteilt.

In der Form, die Tolstoj der Erzählung gegeben hat, wird sie zu einem Gleichnis. Das arme geknechtete Pferd ist ein Abbild des unglücklichen Volks, das für den prassenden, ausschweifenden Herrn arbeitet und nur solange gehegt und gepflegt wird, als die jugendliche Arbeitskraft ihren Wert hat. Der arme Gaul ist nichts anderes als der bedauernswerte Leibeigene, der, wie Polikuschka, von der Laune des wechselnden Besitzers abhängt.

Und das Unglück des Pferdes hat dieselbe Ursache wie das Unglück der Menschen.

Leinwandmesser ist ein nachdenkliches Tier, das aus seinen Erfahrungen Schlüsse zieht. „Die Menschen lassen sich im Leben nicht durch Thaten, sondern durch Worte leiten . . . Solche Worte, die ihnen für sehr wichtig gelten, sind: mein, meine, mein, die sie von verschiedenen Dingen . . . gebrauchen. Wer nach diesem zwischen ihnen vereinbarten Spiele von der größten Zahl der Dinge sagt: Mein — der gilt bei ihnen für den Glücklichsten . . . Und die Menschen streben im Leben nicht danach, das zu thun, was sie für gut halten, sondern danach, möglichst viele Dinge mein zu nennen.“

Mit der Beurteilung des Eigentumsbegriffes wird die Tierfabel „Leinwandmesser“ in dem Augenblick der Aufhebung der Leibeigenschaft ein letzter Aufschrei des geknechteten Volkes. In keinem seiner größeren Werke hat Tolstoj mit solcher Bestimmtheit, mit solcher Energie und Deutlichkeit den radernden Leibeigenen dem prassenden Adel gegenübergestellt.

Um den Gegensatz noch schärfer zu machen, fügt der Dichter in seine Erzählung auch das Geschick der Geliebten ein, die denselben beiden Männern gehört hat, die auch Besitzer Leinwandmessers gewesen sind. Auch an den Lebenserfahrungen dieser drei Menschen rächt sich der Fluch der falschen Vorstellung, die unter den Menschen als das Recht des Eigentums fortwirkt.

Der Grundgedanke der Erzählung: „Leinwandmesser“ ist der äußerste Schluß, den Tolstoj aus seiner Abneigung vor der Kulturwelt zieht. Mit ihm beginnt der Uebergang zu den Anschauungen eines urchristlichen Kommunismus, der Tolstoj in späteren Jahrzehnten zu den Worten des reinen Evangeliums zurückgeführt und der in seinen sozial-ethischen Werken eine methodische Ausbildung erfahren hat.

Unterbrochen wurde dieser Ideengang nur durch die glücklichen Jahre seiner jungen Ehe und die Entstehung der beiden großen Werke „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“. Denn die Abfassung von „Leinwandmesser“ fällt mit „Polikuscha“ und „Eheglück“ in die Jahre kurz vor Tolstojs Ehe mit Sophie Behrs

und bildet mit diesen Werken den Abschluß seiner ersten Schaffensperiode. Das folgende Jahrzehnt (1860—1870) wird durch die Arbeit an den beiden genannten Meisterwerken ausgefüllt. Es ist das glücklichste in dem Leben des Dichters und das fruchtbarste in seinem Schaffen.

R. L.







## I

Immer höher und höher hob sich das Himmelsgewölbe, immer breiter ergoß sich die Morgenröte, immer weißer wurde der matte Silberglanz des Morgentaus, immer glanzloser die Sichel des Mondes, immer lauter der Wald ... Die Menschen erhoben sich vom Nachtlager, und im herrschaftlichen Gestüt vernahm man immer häufiger und häufiger Schnauben, Rasseln im Stroh, ja sogar zorniges, kreischendes Wiehern der Pferde, die sich zusammendrängten und um etwas zankten.

No — o! Du kommst zurecht, bist verhungert? sagte der alte Pferdeknecht, indem er rasch das knarrende Thor öffnete. — Wo hinaus? schrie er und holte gegen eine Stute aus, die sich in das Thor gedrängt hatte.

Der Pferdehirt Nestjor trug einen kosakischen Halbrod und einen gestickten Gurt um den Leib, die Peitsche hatte er über die Schulter geworfen, sein Brotbeutel war an seinem Gurt befestigt. In den Händen trug er einen Sattel und Zaumzeug.

Die Pferde waren über den spöttischen Ton des Pferdehirten weder erschrocken noch ärgerlich;

sie sahen aus, als wäre ihnen alles gleichgültig, und zogen sich träg vom Thor zurück. Nur eine alte, dunkelbraune Stute mit langer Mähne spitzte die Ohren und warf rasch ihr Hinterteil zurück. In diesem Augenblick wieherte eine junge Stute, die hinten stand und die dies gar nichts anging, und schlug gegen das erste beste Pferd, das ihr im Wege stand, rückwärts aus.

No!! ... schrie der Pferdehirt noch lauter und drohender und ging auf einen Winkel des Hofes zu.

Von allen Pferden, die sich im Gestüt befanden (es waren etwa hundert) zeigte die geringste Ungeduld ein scheddiger Wallach, der einsam im Winkel unter dem Schußdach stand und mit eingekniffenen Augen die Eichenbalken des Stalles beleckte.

Ich weiß nicht, welchen Geschmack der scheddige Wallach daran fand, aber er sah dabei ernst und nachdenklich aus.

Thu dir nur gütlich, wandte sich wieder in demselben Ton der Pferdehirt an ihn, trat zu ihm heran und legte den Sattel und eine abgenutzte Filzbede neben ihn auf den Dünger nieder.

Der scheddige Wallach hörte auf zu leden und blickte Nestjor lange unbeweglich an. Er war weder freundlich, noch mürrisch. Er richtete sich nur mit seinem ganzen Leibe in die Höhe, seufzte sehr schwer auf und wandte sich ab. Der Pferdehirt umschlang seinen Hals und legte ihm den Zaum an.

Was seufzest du? sagte Nestjor.

Der Wallach bewegte seinen Schweif, als wollte er sagen: „So, es hat nichts zu bedeuten, Nestjor.“ Nestjor legte ihm die Filzdecke und den Sattel auf, wobei der Wallach die Ohren spizte, wahrscheinlich um sein Mißfallen auszudrücken. Er wurde aber nur „Schuft“ dafür geschimpft und mit dem Sattelgurt zusammengeschnürt ...

Dabei blähte sich der Wallach auf; aber es wurde ihm ein Finger in's Maul gesteckt und ein Stoß mit dem Knie in den Bauch versetzt, so daß er den Atem auslassen mußte. Trotzdem spizte er, als dann mit den Zähnen der Dedengurt zusammengezogen wurde, noch einmal die Ohren und sah sich sogar um. Obgleich er wußte, daß ihm das nichts nützte, hielt er es doch für nötig, auszudrücken, daß es ihm unangenehm sei, und daß er das stets würde zu erkennen geben. Als er gesattelt war, setzte er den geschwollenen rechten Fuß vor und begann das Gebiß zu kauen, ebenfalls aus besonderen Gründen, denn er hätte längst wissen können, daß das Gebiß keinen Geschmack habe.

Nestjor bestieg mit Hilfe des kurzen Steigbügels den Wallach, widelte die Peitsche los, loderte unter dem Knie den Halbrod, setzte sich in den Sattel auf die eigentümliche Art, wie Kutscher, Jäger, Pferdehirten zu reiten pflegen, und zog die Zügel an. Der Wallach erhob den Kopf und gab seine

Bereitwilligkeit kund, zu gehen, wohin man ihm befehlen würde, rührte sich aber nicht von der Stelle. Er wußte, daß Nestjor, ehe er abritt, noch viel schreien würde, und daß er von seinem Rücken aus dem anderen Pferdehirten Wassjka und den Pferden Befehle erteilen würde. Und wirklich begann Nestjor zu schreien: „Wassjka, he Wassjka! Hast du die Mutterstuten hinausgelassen? — wie? — Wohin willst du denn? Teufelsterl! no — o — schläfst wohl gar ... Mach' auf, laß zuerst die Stuten heraus“ u. s. w.

Das Thor knarrte. Wassjka stand ärgerlich und verschlafen am Ausgang. Er hielt sein Pferd am Zügel und ließ die anderen Pferde durch. Die Pferde gingen eines nach dem anderen, vorsichtig über das Stroh schreitend und daran schnuppernd: junge Stuten, jährige Hengste mit beschnittenen Mähnen, saugende Füllen und trüchtige Mutterstuten, vorsichtig je eines ihren Leib durch das Thor hindurchzwängend. Die jungen Stuten drängten sich zuweilen zu zweien, zu dreien, legten eine der anderen den Kopf über den Rücken, setzten im Thore ihre Beine in schnellere Bewegung und erhielten dafür jedesmal von den Pferdehirten Scheltworte. Die saugenden Füllen stürzten manchmal fremden Müttern unter die Beine, wieherten laut auf, den kurzen Anruf der Mütter beantwortend.

Eine junge ausgelassene Stute bog, sobald sie

nur zum Thor hinausgekommen war, ihren Kopf nach unten und nach der Seite, schlug nach hinten aus und wieherte; sie wagte aber nicht, der grauen alten Schuldyba voranzueilen, die mit ruhigem schwerfälligem Schritt, den Leib von der einen Seite auf die andere schwenkend, gemessen ihren Weg ging, wie immer an der Spitze aller Pferde.

In wenigen Minuten war das sonst so belebte Gestüt traurig verödet, düster ragten die Säulen in dem leeren Schuppen empor, man sah nichts als zertretenes, mit Rot bedecktes Stroh. So sehr auch dieses Bild der Verlassenheit dem schiedigen Wallach gewohnt war, mußte es doch einen traurigen Eindruck auf ihn machen. Er senkte und hob den Kopf langsam, als ob er grüßte, seufzte auf, soweit ihm der zusammengezogene Leibgurt das erlaubte, und trottete mit seinen krummen, schwerbeweglichen Beinen hinter der Herde her, den alten Nestjor auf seinem knöchigen Rücken tragend.

„Ich weiß schon: wenn wir auf die Straße hinauskommen, wird er Feuer schlagen und sein hölzernes Pfeifchen mit dem Messingbeschlag und dem Kettchen in Brand setzen — dachte der Wallach. — Mir ist das lieb, denn am frühen Morgen, wenn der Tau auf dem Grase liegt, ist mir der Duft angenehm und ruft in mir viel angenehme Erinnerungen wach; mich ärgert nur, daß der Alte, wenn er die Pfeife im Munde hat,



immer den Recken spielen möchte, daß ihn die Phantasie packt und er sich seitwärts setzt, nicht anders als seitwärts. Und ich habe Schmerzen an dieser Seite. Übrigens mag er. Ich bin längst gewohnt, zum Vergnügen der andern Schmerzen zu leiden; ich habe sogar schon ein gewisses Pferdevergnügen darin finden lernen. Mag er immer den Gernegroß spielen, der arme Kerl. Er spielt ja den Tapfern nur vor sich allein, solange ihn niemand sieht; mag er seitwärts reiten“ schloß der Wallach seine Betrachtungen und ging mit den zerschlagenen Füßen vorsichtig schreitend die Mitte der Straße dahin.



Nachdem Nestjor die Herde zu dem Flusse getrieben, an dessen Ufer die Pferde weiden sollten, stieg er ab und löste den Sattel. Die Herde hatte sich inzwischen schon langsam über die noch nicht zertretene Wiese zerstreut, die mit Tau und Dampf bedeckt war, der gleichmäßig von der Wiese und dem Flusse, der sie umspülte, aufstieg.

Nestjor nahm dem schedigen Wallach das Gebiß ab und streichelte ihn unter dem Hals, worauf der Wallach zum Zeichen seiner Dankbarkeit und seiner Freude die Augen schloß. „Das hat er gern, der alte Hund!“ sagte Nestjor. Der Wallach hatte aber dieses Streicheln keineswegs gern, nur aus

Zartgefühl that er, als ob es ihm angenehm wäre; er schüttelte den Kopf zum Zeichen der Zustimmung. Plötzlich aber stieß Nestor gänzlich unerwartet und ohne jede Ursache, vielleicht nur, weil er glaubte, daß allzu große Familiarität dem schädigen Wallach eine falsche Vorstellung von seiner Bedeutung geben könnte, und ohne jede Vorbereitung den Kopf des Wallachs zurück, schwenkte das Gebiß, schlug mit der Schnalle des Gebisses den Wallach höchst schmerzhaft über das magere Bein und ging, ohne ein Wort zu sprechen, die Anhöhe hinauf, dem Baumstamme zu, an dem er immer zu sitzen pflegte.

Obwohl dieses Vorgehen den schädigen Wallach bitter kränkte, ließ er sich doch nichts merken und ging, langsam den haarlosen Schweif schwenkend, auf dem Boden herum schnuppernd und nur zum Zeitvertreib Gras abrufend, auf den Fluß zu. Er kümmerte sich nicht im geringsten um das, was rings um ihn her in der Freude des heitern Morgens die jungen Stuten, die jährigen Hengste und die saugenden Füllen thaten. Er wußte, daß es am gesündesten sei, besonders in seinen Jahren, erst auf nüchternen Magen tüchtig zu trinken und dann erst zu essen, und suchte sich an abgelegener und freier Stelle des Ufers ein Plätzchen, befeuchtete die Hufen und das Röhthaar, tauchte das Maul in's Wasser, begann es mit seinen zerrissenen Lippen aufzuziehen, mit seinen vollen

Baden zu schlürfen und vor Wohlbehagen mit seinem dünnen, schädigen Schweife zu wedeln.

Die dunkelbraune Stute, ein störrisches Tier, das den Alten neckte und ihm allerlei Unannehmlichkeiten bereitete, kam auch hier im Wasser zu ihm heran, als ob sie einen Wunsch hätte, und doch in Wirklichkeit nur, um ihm das Wasser vor der Nase zu trüben. Der Schede aber hatte sich schon satt getrunken und zog ruhig, als ob er die Absicht der dunkelbraunen Stute nicht bemerkte, seine tief im Wasser stehenden Beine eines nach dem andern heraus, schüttelte den Kopf und ging abseits von den jungen Tieren an sein Futter.

Er setzte die Füße auf die sonderbarste Art, um nicht unnütz das Gras zu zertreten, und fraß beständig, fast ohne den Kopf aufzurichten, volle drei Stunden. Nachdem er sich so vollgeessen hatte, daß sein Bauch wie ein Sack von den magern steifen Rippen herabhing, richtete er sich auf allen vier kranken Beinen gleichzeitig auf, damit es ihn so wenig als möglich schmerze, besonders an dem rechten Vorderfuß, der schwächer war als alle andern, und schlief ein.

Es giebt ein majestätisches Alter, es giebt ein häßliches, es giebt ein klägliches Alter; es giebt auch ein Alter, das häßlich und majestätisch zugleich ist; das Alter des schädigen Wallachs war ein solches.

Der Wallach war von hohem Wuchs — nicht

kleiner als zwei Arschin und drei Zoll. Seine Farbe war schwarzschedig; so war sie einst gewesen, jetzt hatten die schwarzen Flecken eine schmutzigdunkelbraune Farbe bekommen. Drei Flecken machten ihn zum Scheden: einer an dem Kopfe mit der schiefen kahlen Stelle an der einen Seite der Nüstern bis zur Mitte des Halses. Die lange, mit garstigen Drüsen durchsetzte Mähne war theils weiß, theils dunkelbraun. Der zweite Fleck ging die rechte Seite hinunter bis in die Mitte des Bauches; der dritte Fleck — den Rücken entlang über den obern Teil des Schweifes war weißlichbunt. Der große knochige Kopf mit den tiefen Höhlen über den Augen, mit dem herabhängenden, früher einmal zerrissenen Maule, hing schwer und tief an dem vor Magerkeit gekrümmten, gleichsam hölzernen Halse. In dem herabhängenden Maule sah man die auf die Seite gedrückte, dunkle Zunge und die gelben Stümpfe der zerstörten unteren Zähne. Die Ohren, von denen eines zerschnitten war, hingen tief an den Seiten herab und bewegten sich nur manchmal träge, um die feststehenden Fliegen zu verscheuchen. Ein ziemlich langes Haarbüschel hing vom Schopf hinter den Ohren herab, die freie Stirn war eingesunken und rauh; in den breiten Hüften hing das Fell in Säcken herab. Auf dem Halse und dem Kopfe bildeten die Adern Knoten, die bei jeder Berührung der Fliegen zusammenzuckten und zitterten. Der Aus-

druck der Gesichtszüge war der der ernstesten Geduld, des Tieffinns und des Leidens.

Die Vorderfüße des Tieres waren in den Knien bogenförmig, an beiden Hufen waren Geschwülste und auf dem einen, der bis zur Hälfte schief war, befand sich am Knie eine Beule von der Größe einer Faust. Die Hinterfüße waren weniger abgenutzt, aber offenbar in den Schenkeln schon lange abgerieben, so daß das Fell an diesen Stellen nicht mehr nachwuchs. Alle vier Füße erschienen unverhältnismäßig lang im Vergleich zu der Magerkeit des Leibes. Obgleich die Rippen steif waren, lagen sie so offen und waren so überzogen, daß die Haut in den Vertiefungen zwischen ihnen angetrocknet zu sein schien. Kopf und Rücken trugen die bunten Spuren alter Schläge, und hinten war noch ein frisch geschwollenes, eiterndes Geschwür; das dunkle Ende des Schweifes mit den sichtbaren Knochen starrte lang und kahl in die Luft. Auf dem dunkelbraunen Hinterteil in der Nähe des Schweifes war eine mit weißen Härchen bewachsene handbreite Wunde, wie von einem Biß. Eine zweite Narbe war an dem vordern Schulterblatt zu sehen. Die Knie der Hinterfüße und der Schweif waren unsauber, da der Magen des Tieres beständig krank war. Das Fell, so kurz es war, stand an dem ganzen Körper aufrecht. Aber abgesehen von dem abstoßenden Alter dieses Pferdes wurde man unwillkürlich nachdenklich, wenn man



es betrachtete, und jeder Kenner hätte sofort gesagt, dies Pferd sei seiner Zeit ein außerordentlich gutes gewesen. Der Kenner hätte sogar gesagt, daß es in Rußland nur einen Schlag gäbe, der so breite Knochen habe, so mächtige Stirnknochen, solche Hufe, eine solche Zartheit der Beine, einen solchen Bau des Halses, und vor allem ein solches Knochengerüst des Kopfes, so große schwarze und leuchtende Augen und solche Kasseballen der Adern am Kopf und am Halse und so zarte Haut und Behaarung.

Wirklich, es lag etwas majestätisches in der Gestalt dieses Pferdes und in der schrecklichen Vereinigung widerwärtiger Merkmale der Gebrechlichkeit, die noch gesteigert waren durch das bunte Aussehen der Haut und die Gebärden und den Ausdruck von Selbstvertrauen und Ruhe, bewußter Schönheit und Kraft.

Wie eine lebendige Ruine stand es einsam inmitten der tauigen Wiese, und unweit von ihm erscholl das Stampfen, Schnauben und jugendliche Gewieher der zerstreuten Herde.



Die Sonne war schon über die Wipfel des Waldes emporgestiegen und funkelte mit hellem Schein auf den Gräsern und auf den Krümmungen des Flusses. Der Tau trodnete und ballte sich zu Tropfen; wie Rauch schwand der letzte Morgen-

dunst dahin. Die Wölkchen kräuselten sich am Himmel, aber der Wind wehte noch nicht. Jenseit des Flusses starrte grünes Korn mit vollen Ähren in die Höhe, duftete es nach frischem Grün und Blüten. Aus dem Walde rief der Kuduck mit heiserer Stimme, und Nestjor zählte, träge auf dem Rücken liegend, wieviel Jahre er noch zu leben hätte. Lerchen flatterten über dem Kornfeld und der Wiese. Ein verspäteter Hase verlief sich unter die Pferdeherde, flüchtete sich in's Freie, duckte neben einem Busche nieder und horchte auf. Wassjka war eingeschlummert und hatte den Kopf tief in's Gras vergraben; die Stuten zerstreuten sich, weit um ihn herumgehend, noch tiefer hinab. Die schnaubenden alten Pferde ließen im Tau eine helle Spur zurück, und jedes suchte sich eine solche Stelle aus, wo ihm niemand in den Weg kam; aber sie fragten nicht mehr, sie versuchten nur die schmachhaften Gräser. Die ganze Herde bewegte sich unmerklich in einer Richtung vorwärts.

Und wieder zeigte die alte Schuldnyba, die gemessen den andern voranschritt, die Möglichkeit, weiter zu gehen. Die junge dunkelbraune Muschka, die zum erstenmal Füllen geworfen hatte, gab ununterbrochen ein kurzes Gewieher von sich und schnaubte mit gehobenem Schweife ihre lila Füllen an; die junge Atlasnaja mit der glatten glänzenden Haut ließ den Kopf so tief sinken, daß die

Schwarze, seidene Mähne ihr Stirn und Augen überdeckte, und spielte mit den Grashalmen — bald reißt sie einen ab und wirft ihn fort, bald stampft sie mit dem taufeuchten Fuße und dem buschigen Haarbüschel auf. Eines von den älteren Füllen war, wahrscheinlich in dem Glauben, ein Spiel zu treiben, schon sechsundzwanzigmal, den kurzen zottigen Schweif hoch emporgerichtet, um seine Mutter herumgesprungen, die ruhig ihr Gras fraß, da sie das Wesen ihres Kindes schon kannte; nur von Zeit zu Zeit richtete sie von der Seite ihr großes dunkles Auge auf das Junge.

Eines der kleinsten Füllen, ein schwarzes großköpfiges Tier, mit einer Mähne, die sich sonderbar zwischen den Ohren sträubte, und einem Schweife, der noch nach der Seite gefehrt war, nach der er sich im Mutterleibe gebogen hatte, spitzte die Ohren, öffnete die stumpfen Augen und betrachtete, ohne sich von der Stelle zu rühren, unverwandt ein Füllen, das herumsprang, und ging langsam zurück; man hätte kaum sagen können, ob es das Füllen beneidete, oder ob es darüber nachdachte, warum es dies thue. Die einen saugen, mit der Nase anstoßend, andere laufen, ohne auf die Zurufe der Mütter zu achten, man weiß nicht recht warum, in kurzem ungeschicktem Trabe gerade nach der entgegengesetzten Seite, als suchten sie etwas; dann bleiben sie ohne jede Ursache stehen und wiehern in verzweifelt gellendem Tone; einige liegen auf die

Seite gestreckt, andere lernen Gras fressen, wieder andere krägen sich mit dem Hinterfuß am Ohre. Zwei noch trüchtige Stuten gehen abgsondert und langsam die Beine vorwärts sehend und fressen noch immer; man sieht, daß die andern ihren Zustand berücksichtigen, keines von den jungen Tieren wagt es, ihnen nahe zu kommen und sie zu stören. Will ja einmal ein mutwilliges Tier nahe zu ihnen herankommen, so genügt eine Bewegung des Ohrs und des Schweifes, um ihm zu zeigen, wie un-gehörig sein Benehmen ist.

Die einjährigen Hengste und Stuten thun schon wie Erwachsene und Gesekzte, springen selten und suchen heitere Gesellschaft auf; sie fressen vernünftig Gras, indem sie ihre geschorenen Schwanenhälse vorbiegen und, als ob sie auch Schwänze hätten, mit ihren Besen durch die Luft fahren. Ganz wie die Großen legen sich manche von ihnen nieder, schaukeln sich hin und her oder krägen eines das andere. Die lustigste Gesellschaft bilden die Zweijährigen, die Dreijährigen und die Stuten; sie halten sich fast alle zusammen, als eine gesonderte fröhliche Jungfrauenschar; in ihrem Kreise hört man Stampfen, Kreischen, Wiehern, Schnauben; sie scharen sich, legen sich gegenseitig die Köpfe über die Schultern, beschnuppern sich, springen und laufen bald im Halbtrabe mit erhobenem Schweife, bald trippelnd stolz und kokett den Gefährtinnen voraus. Die größte Schönheit und die Kädel-

führerin unter der ganzen Jugend war eine ausgelassene dunkelbraune Stute. Was sie vormachte, machten auch die andern, wo sie hinging, dahin folgte ihr die ganze Schar der Schönen. Das mutwillige Tier war an diesem Morgen in besonders spielerischer Stimmung; es war ein heiteres Gelüst über sie gekommen, wie es auch über Menschen zu kommen pflegt. Schon bei der Tränke hatte sie mit dem Alten Scherz getrieben, war das Wasser entlang hinabgelaufen, that als ob sie sich vor etwas erschreckt hätte, stöhnte dann und lief, so schnell sie konnte, in's freie Feld hinaus, so daß Wassika ihr und den andern, die sich ihr angeschlossen hatten, nachrennen mußte; dann, nachdem sie ein wenig gefressen hatte, begann sie, sich herumzuwälzen und die Alten damit zu necken, daß sie ihnen in den Weg lief; dann trieb sie ein Füllen fort und lief ihm nach, als ob sie es beißen wollte. Die Mutter erschrak, hörte auf zu fressen, das Füllen schrie mit kläglicher Stimme — das ausgelassene Tier aber that ihm nicht das geringste, es hatte es nur erschreckt und bot den Gefährtinnen, die mit Teilnahme ihren Streichen zusahen, ein Schauspiel dar. Dann fiel ihr ein, einem Grauschimmelchen, mit dem weit jenseit des Flusses ein Bäuerlein mit einem Pfluge durch das Korn fuhr, den Kopf zu verdrehen.

Sie blieb in stolzer Haltung stehen, ein wenig seitwärts geneigt, hob ihren Kopf, schüttelte sich



und wieherte in süßem, zärtlichem, langgedehntem Ton. Mutwille, Empfindung und eine gewisse Schwermut sprach aus diesem Wiehern. Auch Liebes-Verlangen und =Versprechen und =Sehnen.

Dort ruft der Wachtelkönig, im dichten Schilfrohr von Ort zu Ort hüpfend, leidenschaftlich seine Gefährtin, dort singt der Kuckuck und die Wachtel von Liebe, und die Blumen senden mit den Winden ihren duftigen Blütenstaub einander zu.

„Und auch ich bin jung und schön und kräftig, sagte das Wiehern des mutwilligen Tieres, und mir war es bisher nicht vergönnt, die Süßigkeit dieses Gefühls zu erproben, und nicht nur nicht vergönnt es zu erproben, mich hat kein Liebhaber, kein einziger, gesehen.“

Und das vielsagende Gewieher klang sehnsuchtsvoll und jugendlich über die Niederung und das Feld dahin und wurde aus der Ferne hinübergetragen zu dem Grauschimmelchen. Es hob die Ohren und blieb stehen. Der Bauer versetzte ihm einen Schlag mit seinem Bastschuh, der Grauschimmel war aber von dem silberhellen Klang des fernen Wieherns bezaubert und wieherte auch. Der Bauer geriet in Zorn, riß ihn an der Leine und schlug ihn mit dem Bastschuh so auf den Bauch, daß er mitten im Wiehern abbrach und weiter ging. Aber dem Schimmel wurde süß und sehnsuchtsvoll zu Mut, und noch lange kamen von den fernen Roggenfeldern die Töne des begonnenen

leidenschaftlichen Wieherns und der ärgerlichen Rufe des Bauern zu der Herde herüber.

Wenn schon der bloße Ton dieser Stimme den Grauschimmel so außer sich brachte, daß er seine Pflicht vergaß, was wäre mit ihm geschehen, wenn er die mutwillige Schöne in ihrer ganzen Gestalt gesehen hätte, wie sie die Ohren spitzte, die Nüstern blähte, die Luft einsog und ihn bangend und am ganzen jungen schönen Körper bebend herbeirief.

Das mutwillige Tier aber dachte nicht lange nach über diese Eindrücke. Als die Stimme des Schimmels verstummt war, wieherte es noch einmal spöttisch, ließ den Kopf sinken und begann mit den Beinen den Boden aufzuwühlen, dann ging es hin, um den schädigen Wallach zu weden und zu neden. Der schädige Wallach war der beständige Märtyrer und Narr dieser glücklichen Jugend. Er hatte von dieser Jugend mehr zu erdulden, als von den Menschen. Weder den einen noch den anderen hatte er etwas Böses gethan. Die Menschen brauchten ihn, aber weshalb quälten ihn die jungen Pferde?



Er war alt, sie waren jung; er war mager, sie waren wohlgenährt; er war verdrießlich, sie waren lustig. Er war also ein ganz fremdes, anderes, ganz anderes Wesen, und man brauchte

kein Mitleid mit ihm zu haben. Die Pferde haben bloß mit sich selbst Mitleid und manchmal nur mit denen, in deren Haut sie sich leicht versetzen können. Aber war denn der scheidige Wallach schuld daran, daß er alt und hager und mißgestaltet war? ...

Man möchte meinen, nein, aber nach der Anschauung der Pferde war er schuld, und Recht haben immer nur die gehabt, die stark, jung und glücklich waren — die, für die alles noch in der Zukunft lag, die, denen von unerzwungener Anstrengung jede Muskel bebte und deren Schweif sich prall in die Luft erhob. Vielleicht begriff das auch der scheidige Wallach selbst und gab in ruhigen Augenblicken zu, daß seine Schuld darin bestehe, daß er sein Leben schon durchlebt hatte, und daß er zahlen müsse für dieses Leben; aber er war doch immer ein Pferd und konnte sich häufig des Gefühls der Kränkung, des Grams und des Unwillens nicht erwehren, wenn er dieser ganzen Jugend zusah, die ihn für das strafte, dem sie alle am Ende ihres Lebens ihren Tribut zahlen würden. Eine Ursache der Mitleidlosigkeit der Pferde war auch ein gewisses aristokratisches Gefühl. Jedes von ihnen führte seinen Stammbaum väterlicher- oder mütterlicherseits auf die berühmte Smjetanka zurück; die Abstammung des Scheiden aber kannte man nicht, der Scheide war ein Eingewandter, der vor drei Jahren für achtzig Rubelscheine auf dem Jahrmarkt erstanden war.

Eine braune Stute kam, als ob sie nur spazieren ginge, dem scheidigen Wallach bis unter die Nase und stieß ihn an. Er wußte schon, was das bedeuten sollte; ohne die Augen zu öffnen, spitzte er die Ohren und fletschte die Zähne.

Die Stute wandte ihm das Hinterteil zu und that, als ob sie ihn schlagen wollte. Er öffnete die Augen und ging auf die andere Seite. Zum Schlafen hatte er keine Lust mehr, und er begann zu fressen. Wieder kam der Wildfang, begleitet von den Gefährtinnen, auf den Scheiden zu, eine zweijährige Stute mit einer Blässe, die sehr dumm war, stets der Braunen nachahmte und es ihr in allem gleich zu thun suchte, kam mit ihr zugleich heran und begann, wie Nachahmer stets thun, das, was die Rädelsführerin that, zu überbieten.

Die braune Stute kam gewöhnlich heran, als ginge sie so für sich, sie schritt ganz dicht an der Nase des Scheiden vorüber, ohne ihn anzusehen, so daß er wirklich nicht wußte, ob er sich ärgern sollte oder nicht, und das war in der That komisch.

Sie that das auch jetzt, aber die Blässe, die hinter ihr ging und die in besonders guter Stimmung war, stieß geradewegs den Wallach mit der Brust. Er fletschte die Zähne, winselte und stürzte mit einer Schnelligkeit, die man nicht von ihm erwartet hätte, hinter ihr her und biß sie in den

Schenkel. Die Blässe schlug mit beiden Hinterfüßen aus und traf den Alten schwer auf seine magern kahlen Rippen. Der Alte röchelte sogar und wollte sich noch einmal auf sie stürzen, aber er besann sich, seufzte schwer auf und ging auf die Seite. Die ganze Jugend der Herde schien die Redheit, die sich der schredige Wallach gegen die Blässe erlaubt hatte, als eine persönliche Kränkung aufzufassen, und sie ließen ihn den ganzen Rest des Tages nicht mehr fressen und ließen ihn nicht einen Augenblick in Ruhe, so daß der Pferdehirt mehrere Male einschreiten mußte und gar nicht begreifen konnte, was mit ihnen vorging.

Der Wallach fühlte sich so gekränkt, daß er von selbst zu Nestjor herankam, als der Alte sich rüstete, die Herde zurückzutreiben, und fühlte sich glücklicher und ruhiger, als er gesattelt und bestiegen wurde.

Gott weiß, worüber der alte Wallach nachsann, als er auf seinem Rücken den alten Nestjor davontrug. Ob er mit Bitterkeit an die ungebundene, mitleidlose Jugend dachte, oder mit dem dem Alter eigenen verächtlichen Stolze seinen Beleidigern vergab — er verriet durch nichts seine Betrachtungen, bis sie daheim waren.

An diesem Abend kamen zu Nestjor Gevattern zu Besuch, und als er die Herde an den Guts Häusern vorübertrieb, bemerkte er einen Wagen, dessen Pferd an der Treppe seines Hauses fest-



gebunden war. Er trieb die Herde ein und beeilte sich so sehr, daß er den Wallach in den Hof ließ, ohne ihm den Sattel abzunehmen, und Wassjka zurief, er möge das Hirtenpferd absatteln, dann schloß er das Thor und ging zu den Gevattern. War es nun eine Folge der Beleidigung, die der Blässe, der Urenkelin von Smjetanka, von dem Lumpenpad zugefügt worden war, das auf dem Pferdemarkte gekauft war und weder Vater noch Mutter kannte, und des dadurch gekränkten aristokratischen Gefühls des ganzen Gestüts, oder war es die Folge davon, daß der Wallach ohne Reiter den Pferden ein seltsam phantastisches Schauspiel bot — genug, in dem Gestüt ging in dieser Nacht etwas Außerordentliches vor. Alle Pferde, junge und alte, rannten zähnefletschend hinter dem Wallach her und jagten ihn auf dem Hof herum; es erklangen Hufschläge gegen seine hagern Flanken und schweres Stöhnen. Der Wallach konnte es nicht mehr ertragen und den Schlägen nicht mehr ausweichen; er blieb mitten im Hofe stehen; in seinen Zügen prägte sich erst die widerwärtige schwache Mut des kraftlosen Alters, dann Verzweiflung aus; er spitzte die Ohren, und plötzlich geschah etwas, was alle Pferde sofort verstummen machte. Die älteste Stute Wjasopuricha kam heran, beschnupperte den Wallach und stieß einen Seufzer aus. Auch der Wallach stieß einen Seufzer aus

. . . . .



In der Mitte des Hofes, den der Mond beschien, stand die hohe, hagere Gestalt des Wallachs mit dem hohen Sattel und dem hervorstehenden Knopf am Sattelbaum. Die Pferde standen unbeweglich in tiefem Schweigen um ihn herum, als hätten sie von ihm etwas Neues und Außerordentliches erfahren.

Und das war es, was sie von ihm erfahren hatten. . . . .

### Die erste Nacht

Ja, ich bin der Sohn von Ljubessnj I. und von Baba. Im Stammbaum ist mein Name Muschik I. Muschik I. heiße ich nach dem Stammbaum, gemeinhin nennt man mich Leinwandmesser, so haben mich die Leute wegen meiner langen, weit ausschreitenden Gangart genannt, die in Rußland nicht ihresgleichen hatte. Der Abstammung nach giebt es kein Pferd in der Welt, das von edlerem Blut wäre, als ich. Ich hätte euch das nie gesagt. Wozu auch? Ihr hättet mich nie erkannt, so wenig wie mich Wjasopuricha erkannt hat, die mit mir zusammen in Chrsjenowo war und die mich jetzt erst wiedererkannt hat. Ihr würdet mir auch jetzt nicht glauben, ohne das Zeugnis dieser Wjasopuricha. Ich hätte euch das nie gesagt. Ich

brauche das Mitleid der Pferde nicht. Aber ihr habt es gewollt. Ja, ich bin der Leinwandmesser, nach dem die Pferdeliebhaber forschen, und den sie nicht finden können — der Leinwandmesser, den der Graf selbst gekannt und aus dem Gestüte fortgeschafft hat, weil ich sein Lieblingspferd „Lebjed“ besiegt habe. . . . .

Als ich geboren wurde, wußte ich nicht, was ein „Schede“ ist, ich meinte, ich sei ein Pferd. Die erste Beobachtung über mein Fell machte, wie ich mich erinnere, auf mich und meine Mutter einen tiefen Eindruck.

Ich muß in der Nacht zur Welt gekommen sein. Am Morgen stand ich, schon von der Mutter beleckt, auf den Beinen. Ich erinnere mich, daß ich stets nach etwas Verlangen hatte und daß mir alles außerordentlich merkwürdig und zugleich außerordentlich einfach vorkam. Die Ställe lagen bei uns in einem langen, warmen Gang und hatten Gitterthüren, durch die man alles sehen konnte.

Die Mutter hielt mir die Saugbeutel hin, aber ich war noch so unschuldig, daß ich sie mit der Nase bald gegen die Vorderfüße, bald gegen die Zigen stieß. Plötzlich sah sich meine Mutter nach der Gitterthür um, trat mit ihren Beinen über mich fort und ging zur Seite. Der Stallknecht, der die Aufsicht hatte, sah zu uns durch die Gitterthür hinein.

Sieh da, die Baba hat gefohlt, sagte er und schob den Riegel zurück. Er trat über die frische Streu herein und umfaßte mich mit den Armen. — Schau her, Tarraß, schrie er, ein schediges Ding, wie eine Elster.

Ich riß mich von ihm los, stolperte und fiel auf die Knie.

Sieh, was für ein Teufelsterl, sagte er.

Meine Mutter wurde unruhig, verteidigte mich aber nicht. Sie seufzte schwer, sehr schwer, und ging ein wenig auf die Seite. Die Stallknechte kamen und betrachteten mich. Einer lief zum Stallmeister, um ihm Meldung zu machen.

Alle lachten, wenn sie mein schediges Fell sahen, und gaben mir allerlei sonderbare Beinamen. Nicht nur ich, sondern auch meine Mutter verstand die Deutung dieser Worte nicht. Bisher hatte es unter uns und allen unseren Verwandten nicht einen einzigen Scheden gegeben. Wir glaubten nicht, daß das etwas Schlechtes sei. Meinen Körperbau und meine Kraft lobten auch damals alle.

Sieh nur, wie geschickt er ist, sagte der Stallknecht, man kann ihn kaum halten.

Nach einiger Zeit kam der Stallmeister. Auch er wunderte sich über meine Farbe, er schien sogar ärgerlich zu sein.

Und von wem hat diese Mißgeburt das? sagte er. Der General wird es jezt nicht im Stalle be-



halten. Ach Baba, du hast mich schön angeführt, wandte er sich an meine Mutter. Hättest du wenigstens eine Blässe zur Welt gebracht, aber gar so einen Scheden!

Meine Mutter antwortete nichts und seufzte wieder, wie sie immer in solchen Fällen zu thun pflegte.

Von wem, zum Teufel, hat er das, ganz wie ein Muskit, fuhr er fort. Im Gestüt kann er nicht bleiben. Das ist ja eine Schande. Aber schön ist er, sehr schön, sagte er und alle, die mich sahen.

Nach einigen Tagen kam der General selbst, betrachtete mich, und wieder waren alle entsetzt und schalten mich und meine Mutter wegen der Farbe meines Fells. „Aber schön ist er, sehr schön,“ sagte jeder, der mich nur sah.

Bis zum Frühjahr lebten wir abgesondert alle im Stall der Mutterstuten, jeder bei seiner Mutter; dann und wann nur, wenn der Schnee auf den Dächern der Stallungen vor der Sonne zu schmelzen anfing, wurden wir mit den Müttern auf den weiten Hof hinaus geführt, der mit frischem Stroh gedeckt war. Da lernte ich zum erstenmal alle meine Verwandten, nähere und fernere, kennen, da sah ich, wie aus den verschiedenen Thüren all die ausgezeichneten Stuten jener Zeit mit ihren Saugfohlen herauskamen. Da war die alte Holländerin Muschka, die Tochter der Smjetanka, Krasnucha,



das Reitpferd Dobrohoticha — alles Berühmtheiten jener Zeit — alle kamen da zusammen mit ihren Saugfohlen, ergingen sich im Sonnenschein, wälzten sich auf dem frischen Stroh und beschnupperten sich gegenseitig wie die gewöhnlichen Pferde. Das Bild dieses Stalles, der von den Schönheiten jener Zeit voll war, kann ich bis heute nicht vergessen. Euch mag es schwer sein zu denken und zu glauben, daß ich jung und gewandt war, aber es war so. Da war auch unsere Wjasopuricha, damals noch ein Einjähriges — ein sehr liebevolles und gewandtes Pferdchen; obgleich sie jetzt wegen ihres Geblüts unter euch für eine Seltenheit gilt, gehörte sie doch damals, ich sage das nicht, um sie zu kränken, zu den schlechtesten Pferden dieser Zucht. Sie wird es euch selbst bestätigen.

Meine Buntheit, die den Menschen so mißfiel, gefiel den Pferden außerordentlich; alle umringten mich, betrachteten mich mit Wohlgefallen und schäkerten mit mir. Schon begann ich die Worte der Menschen über meine Buntheit zu vergessen und fühlte mich glücklich. Bald aber erfuhr ich den ersten Schmerz in meinem Leben, und die Ursache war meine Mutter. Als es schon anfang zu tauen, die Sperlinge unter den Schuttdächern zwitscherten und Frühlingsdüfte die Luft erfüllten, fing meine Mutter an, ihr Verhalten gegen mich zu verändern.

Ihr ganzes Wesen wurde ein anderes. Bald



begann sie plötzlich ohne jede Ursache zu spielen, lief auf dem Hofe herum, was gar nicht zu ihrem ehrwürdigen Alter paßte; bald wurde sie nachdenklich und wieherte, bald beschnupperte sie mich und schnaubte verdrießlich; bald legte sie, wenn sie in die Sonne hinauskam, ihren Kopf über die Schulter ihres Geschwisterkindes Kuptschicha, kraute ihr lange in Gedanken versunken den Rücken und stieß mich von den Saugbeuteln fort. Eines Tages kam der Stallmeister, ließ ihr einen Halfter umwerfen und sie aus dem Stalle führen. Sie wieherte, ich antwortete und stürzte ihr nach, aber sie sah sich nicht einmal nach mir um. Der Stallmeister Tarrak umfaßte mich in dem Augenblick, als man die Thür hinter der Mutter schloß, mit beiden Armen.

Ich riß mich los, warf den Stallknecht in das Stroh, aber die Thür war verschlossen, und ich hörte das Gewieher meiner Mutter nur aus immer weiterer Ferne. Und aus diesem Gewieher vernahm ich nicht mehr den Ruf nach mir, es hatte einen anderen Ausdruck. Und ihrer Stimme antwortete aus der Ferne eine mächtige Stimme, wie ich später erfuhr, die Dobrnjs I., der, zwei Stallknechte an jeder Seite, zum Stellbichein mit meiner Mutter kam.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie Tarrak meinen Stall verließ; mir war zu traurig zu Mute — ich fühlte, daß ich für immer die Liebe meiner

Mutter verloren hatte. „Und alles, weil ich ein Schede war,“ dachte ich, wenn ich mich der Worte der Menschen über mein Fell erinnerte; und eine solche Wut packte mich, daß ich mit Kopf und Knien an die Wände des Stalles schlug und so lange schlug, bis ich in Schweiß geriet und vor Erschöpfung aufhörte.

Nach einiger Zeit kam die Mutter zu mir zurück. Ich hörte, wie sie in kurzem Trab und in ungewohntem Schritt den Gang entlang zu unserem Stall kam. Man öffnete ihr die Thür, und ich erkannte sie nicht wieder — so war sie jünger und schöner geworden. Sie beschnupperte mich, schnaufte und begann zu fchern. An ihrem ganzen Ausdruck sah ich, daß sie mich nicht liebte.

Sie erzählte mir von der Schönheit Dobrnjs und von ihrer Liebe zu ihm. Diese Zusammenkünfte dauerten fort, und das Verhältnis zwischen mir und meiner Mutter wurde immer kühler und kühler.

Bald ließ man uns auf die Weide hinaus. Von diesem Augenblick an lernte ich neue Freuden kennen, die mir den Verlust der Liebe meiner Mutter ersetzen. Ich hatte Freundinnen und Kameraden. Wir lernten zusammen Gras fressen, wiehern, wie die Großen, und mit emporgehobenem Schweif um unsere Mutter herumspringen. Das war eine glückliche Zeit. Mir war alles erlaubt, alle liebten mich, waren wohlwollend gegen mich und beur-

teilten alles, was ich thun mochte, mit Nachsicht. Das dauerte nicht lange.

Es ging bald etwas Entsetzliches mit mir vor ...

Der Wallach seufzte sehr schwer auf und ging weit fort von den Pferden.

Das Morgenrot stand schon lange am Himmel, die Thür knarrte, Nestjor trat ein. Die Pferde gingen auseinander. Der Pferdehirt rüdte den Sattel auf dem Wallach zurecht und trieb die Herde hinaus.



### Die zweite Nacht

Kaum waren die Pferde eingetrieben, als sie sich wieder um den Scheden drängten.

Im August — fuhr der Schede fort — wurde ich von meiner Mutter getrennt, und ich grämte mich nicht besonders darüber. Ich sah, daß meine Mutter schon einen jüngeren Bruder trug, den berühmten Ussan, und ich war nicht mehr das, was ich früher gewesen war. Ich war nicht eifersüchtig, aber ich fürchte, daß ich kühler gegen sie geworden war. Außerdem hoffte ich, daß ich jetzt, wo ich meine Mutter verlassen hatte, in die allgemeine Füllenabteilung kommen würde, wo wir zu zweien und zu dreien zusammenstanden und täglich mit der ganzen Schar in's Freie gingen. Ich stand in einer Abteilung mit Milnj. Milnj

war ein Reitpferd, und später ritt ihn der Kaiser. Er wurde auf Bildern und in Statuen abgebildet. Damals war er noch ein winziger Säugling mit glänzendem, zartem Fell, mit einem Schwanenhals und Beinen, ebenmäßig und fein, wie Saiten. Er war stets lustig, gutmütig und liebenswürdig, war immer geneigt zum Spielen, zum Beleden und seinen Scherz zu treiben mit Pferden und Menschen. Unwillkürlich befreundeten wir uns, da wir zusammen wohnten, und diese Freundschaft währte die ganze Zeit unserer Jugend. Er war lustig und leichtsinnig. Er fing schon damals an zu lieben, tändelte mit den Stuten und belächelte meine Unschuld. Und zu meinem Unglück begann ich aus Eitelkeit es ihm nachzuthun und wurde bald von der Liebe ergriffen. Diese meine Jugendneigung war die Ursache der größten Veränderung meines Schicksals. Es kam so, daß ich von Entzünden hingerissen wurde . . . Wjasuporicha war ein Jahr älter als ich. Wir waren herzlich befreundet, aber gegen Ende des Herbstes beobachtete ich, daß sie anfing, mich zu meiden . . .

Aber ich will nicht diese ganze unglückselige Geschichte meiner ersten Liebe erzählen — sie selbst weiß es, wie unvernünftig ich mich hinreißen ließ und mit welcher wichtigen Umgestaltung meines Lebens die Geschichte endete.

Die Pferdehirten stürzten über uns her, trieben sie fort und schlugen mich. Am Abend wurde ich



in eine besondere Abteilung gebracht, ich wieherte die ganze Nacht, als ob ich eine Vorahnung dessen gehabt hätte, was am nächsten Tage kommen sollte.

Am frühen Morgen kam in den Flur meiner Abteilung der General, der Stallmeister, Stallknechte und Pferdehirten, und es begann ein furchtbares Lärmen. Der General schrie den Stallmeister an, der Stallmeister verteidigte sich, nicht er habe befohlen, mich loszulassen, die Stallknechte hätten das eigenmächtig gethan. Der General sagte, er werde alle durchpeitschen lassen und junge Hengste könne man nicht halten. Der Stallmeister versprach, alles zu thun. Sie wurden ruhig und gingen. Ich verstand nichts, aber ich sah, daß man etwas gegen mich im Schilde führte. . . .

Am anderen Tage hörte ich für alle Zeiten zu wiehern auf — ich wurde, was ich jetzt bin. Die ganze Welt war in meinen Augen verändert. Nichts bereitete mir mehr Freude, ich versenkte mich in mich selbst und wurde nachdenklich. Anfangs war ich gegen alles unempfindlich, ich hörte sogar auf zu trinken, zu essen und zu gehen, an Tändeleien war gar nicht zu denken. Zuweilen wandelte mich die Lust an auszuschlagen, herumzuspringen, zu wiehern; aber bald tauchte die furchtbare Frage auf: Warum, wozu? Und meine letzten Kräfte waren erschöpft.

Eines Abends wurde ich spazieren geführt, ge-

rade um die Zeit, wo man die Herde vom Felde heimtrieb. Ich sah schon aus der Ferne die Staubwolken mit den unbestimmten bekannten Umrissen aller unserer Mutterstuten. Ich hörte das lustige Geschnüffel und Gestampfe. Ich blieb stehen, obgleich der Strid des Halfters, an dem mich der Stallknecht zog, mir in den Naden schnitt, und blickte auf die herankommende Herde, wie man auf ein ewig verlorenes, unwiederbringliches Glück blickt. Sie kamen heran, und ich erkannte der Reihe nach alle die mir bekannten schönen, prächtigen, gesunden, wohlgenährten Gestalten. Die eine oder die andere von ihnen warf auch mir einen Blick zu. Ich empfand nicht den Schmerz, wenn der Pferdeknecht mich am Halfter zog, ich vergaß mich und wollte unwillkürlich wiehern und nach alter Gewohnheit traben; aber mein Wiehern klang trübselig, lächerlich und ungeschickt. In der Herde lachte man nicht, aber ich beobachtete, wie viele von den Pferden sich aus Anstand von mir abwandten. Sie empfanden offenbar Abscheu und Mitleid und Scham meinerwegen; vor allem aber war ich ihnen lächerlich. Lächerlich war ihnen mein dünner, schwächlicher Hals, mein großer Kopf (ich war zu dieser Zeit mager geworden), meine langen, plumpen Beine, mein tölpelhafter Trab, den ich aus alter Gewohnheit um den Pferdeknecht machte. Niemand antwortete auf mein Gewieher, alle wandten sich von mir ab. Ich begriff plötzlich

alles — ich begriff, wie sehr ich für immer von ihnen allen entfernt war. Ich weiß heute nicht mehr, wie ich hinter dem Pferdeknecht her nach Hause gekommen bin.

Ich hatte schon früher Neigung zu Ernst und Tiefsinn gezeigt, jetzt aber vollzog sich mit mir eine entscheidende Umwandlung. Mein schediges Fell, das bei den Menschen eine so merkwürdige Verachtung erweckte, mein Schredliches, unerwartetes Unglück und dazu die eigentümliche Stellung im Gestüt, die sich mir fühlbar machte, die ich mir aber gar nicht erklären konnte, war der Grund, daß ich mich in mich selbst versenkte. Ich dachte über die Ungerechtigkeit der Menschen nach, die mich verdammten, weil ich schedig war; ich dachte über die Unbeständigkeit der Mutterliebe und der Frauenliebe überhaupt nach, über ihre Abhängigkeit von physischen Voraussetzungen, hauptsächlich aber dachte ich über die Eigentümlichkeit des sonderbaren Geschlechts von Lebewesen nach, mit denen wir so eng verbunden sind und die wir Menschen nennen — die Eigentümlichkeiten, denen die Besonderheit meiner Stellung im Gestüt entsprang, wie ich fühlte, aber nicht begreifen konnte.

Die Bedeutung dieser Besonderheit und der menschlichen Eigenschaften, auf denen sie beruhten, gingen mir bei folgender Gelegenheit auf:

Es war im Winter während der Feiertage. Den ganzen Tag hatte man mir nichts zu essen

und nichts zu trinken gegeben, wie ich später erfuhr, weil unser Stallknecht betrunken war. An diesem Tage aber kam der Stallmeister zu mir herein, sah, daß ich kein Futter hatte, schimpfte mit häßlichen Worten auf den Stallknecht Ios, der nicht da war, und ging wieder fort.

Am folgenden Tage kam der Stallknecht mit einem zweiten Kameraden in unsere Abteilung, um uns Heu zu geben. Ich bemerkte, daß er besonders bleich und traurig war, insonderheit in dem Ausdruck seines langen Rückens lag etwas Bedeutsames und Mitleiderregendes.

Er warf ärgerlich das Heu hinter das Gitter; ich hatte meinen Kopf über seine Schulter geschoben, er schlug mich aber mit der Faust so schmerzhaft auf den Nasenthorpel, daß ich zurückprallte. Da stieß er mich noch mit dem Stiefel gegen den Bauch.

Wenn dieser krähige Gaul nicht wäre, sagte er, dann wäre nichts geschehen.

Was giebt's denn? fragte der andere Knecht.

Na ja, nach den Pferden des Grafen sieht er nicht. Aber nach seinem Gaul fragt er zweimal den Tag.

Hat man ihm denn den Schecken geschenkt? fragte der andere.

Verkauft oder verschenkt, das weiß der Henker!  
. . . Die Pferde des Grafen kann man alle Hungers

sterben lassen, das ist ihm gleich. Wage es aber nur, seinem Füllen kein Futter zu geben! . . . Leg dich hin, heißt es da, und dann wird drauf losgehauen. Er hat kein Christentum. Mit dem Tier hat er mehr Mitleid als mit dem Menschen. Man sieht's, er trägt kein Kreuz. Er hat selbst gezählt, der Barbar! Der General hat mich so gepeitscht — den ganzen Rücken hat er mir voll Streifen gehauen.

Was sie vom Hauen und vom Christentum sprachen, verstand ich wohl, aber vollständig unklar war mir damals, was das Wort: „sein“ Füllen bedeutete, aus dem ich sah, daß die Menschen eine Art Verhältnis zwischen mir und dem Stallmeister annahmen. Worin dieses Verhältnis bestand, konnte ich damals ganz und gar nicht begreifen. Erst viel später, als man mich von den anderen Pferden trennte, begriff ich, was das bedeutete. Damals aber konnte ich durchaus nicht begreifen, was es bedeutete, daß man mich das Eigentum eines Menschen nannte. Die Worte „mein Pferd“ bezogen sich auf mich, auf ein lebendes Pferd, und kamen mir ebenso sonderbar vor, wie die Worte: „Mein Boden“, „meine Luft“, „mein Wasser“.

Aber diese Worte hatten auf mich einen großen Eindruck gemacht. Ich hörte nicht auf über sie nachzudenken, und viel später erst, nachdem ich die verschiedenen Beziehungen zu den Menschen



erfahren hatte, begriff ich endlich die Bedeutung, die die Menschen diesen merkwürdigen Worten zuschreiben. Ihre Bedeutung ist die: Die Menschen lassen sich im Leben nicht durch Thaten, sondern durch Worte leiten. Sie geben weniger auf die Möglichkeit etwas zu thun oder nichts zu thun, als auf die Möglichkeit, von verschiedenen Dingen ein für allemal vereinbarte Worte zu sprechen. Solche Worte, die ihnen für wichtig gelten, sind: mein, meine, mein — die sie von den verschiedensten Dingen, Lebewesen und Gegenständen gebrauchen, sogar vom Boden, von den Menschen und von den Pferden. Von ein und derselben Sache, kommen sie überein, darf nur einer sagen mein. Und wer nach diesem von ihnen vereinbarten Spiele von der größten Zahl der Dinge sagt: „Mein“ — der gilt bei ihnen für den Glücklichsten. Deshalb das so ist, weiß ich nicht, aber es ist so. Früher gab ich mir lange Zeit Mühe, durch irgend einen unmittelbaren Vorteil das zu erklären, aber das stellte sich als falsch heraus.

Viele von den Menschen, die mich z. B. ihr Pferd nannten, ritten mich nicht, mich ritten ganz andere. Sie fütterten mich auch nicht, mich fütterten ganz andere. Gutes erwiesen mir auch nicht etwa die, die mich ihr Pferd nannten, sondern Kutscher, Roßärzte, überhaupt fremde Menschen. Später, als sich der Kreis meiner Beobachtungen erweiterte, überzeugte ich mich, daß nicht bloß in

Bezug auf uns Pferde der Begriff „Mein“ keine andere Grundlage habe, als den niedrigen und tierischen Instinkt der Menschen, den sie Eigenschaftsinn oder Eigentumsrecht nannten. Der Mensch sagt: „Das Haus ist mein“, und wohnt nie darin. Er kümmert sich nur um den Aufbau und die Erhaltung des Hauses. Der Kaufmann sagt: „Mein Laden, mein Tuchladen“ z. B., und seine Kleidung ist nicht aus den besten Stoffen, die er in seinem Laden hat.

Es gibt Menschen, die ein Stück Land mein nennen und dieses Stück Land nie gesehen haben und nie darauf gewandelt sind. Es gibt Menschen, die andere Menschen mein nennen und diese Menschen nie gesehen haben, und alle ihre Beziehungen zu diesen Menschen bestehen darin, daß sie ihnen Böses thun.

Es gibt Menschen, die Frauen ihre Frauen oder Gattinnen nennen; und diese Frauen leben mit anderen Männern. Und die Menschen streben im Leben nicht darnach, das zu thun, was sie für gut halten, sondern darnach, möglichst viele Dinge mein zu nennen.

Ich bin jetzt überzeugt davon, daß darin der wesentliche Unterschied zwischen den Menschen und uns Pferden besteht. Und daher können wir, von anderen Vorzügen vor den Menschen nicht zu reden, schon wegen dieses einen Umstandes behaupten, daß wir in der Stufenleiter der Lebewesen höher

stehen, als die Menschen; die Thätigkeit der Menschen wenigstens, mit denen ich Beziehungen hatte, wird durch Worte bestimmt, unsere aber durch die That.

Und dieses Recht, von mir zu sagen: „mein Pferd“ hatte der Stallmeister bekommen, und darum prügelte er den Stallknecht. Diese Entdeckung hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und trug dazu bei, im Verein mit den Gedanken und Anschauungen, die meine scheidige Farbe bei den Menschen hervorrief, und mit der Nachdenklichkeit, den der Verrat meiner Mutter in mir hervorgerufen hatte, mich zu dem ernstesten und tief sinnigen Wallach zu machen, der ich bin.

Ich war dreifach unglücklich. Ich war ein Scheide, ich war ein Wallach, und die Menschen hatten von mir die Vorstellung, daß ich nicht Gott und mir selbst gehöre, wie dies allen Lebewesen eigen ist, sondern daß ich dem Stallmeister gehöre.

Die Folgen dieser Vorstellung, die die Menschen von mir hatten, waren zahlreich. Die erste Folge war schon die, daß man mich abge sondert hielt, mich besser fütterte, mich häufiger mit Halfterriemen umhertrieb und mich früher einspannte. Zum erstenmal spannte man mich im dritten Jahre ein. Ich erinnere mich, wie mich eben der Stallmeister, der sich einbildete, daß ich ihm gehöre, und eine Schar von Stallknechten zum erstenmal einspannten

und erwarteten, ich würde störrisch und widerspenstig sein. Sie banden mich mit Stricken und führten mich in die Gabel; auf den Rücken hatten sie mir ein breites Lederkreuz gelegt, das banden sie an die Deichselstange, damit ich nicht hinterwärts ausschlage, während ich doch nur die Gelegenheit erwartete, meine Lust und Liebe zur Arbeit zu zeigen.

Sie wunderten sich, daß ich wie ein altes Pferd vorwärts ging. Sie fuhren mich herum, und ich übte mich im Trabrennen. Mit jedem Tage machte ich größere und größere Fortschritte, so daß nach drei Monaten der General selbst und viele andere meinen Gang lobten. Aber merkwürdig, weil sie der Ansicht waren, daß ich nicht mein, sondern des Stallmeisters war, hatte mein Gang für sie eine völlig andere Bedeutung.

Die Füllen, meine Brüder, fuhren sie zum Rennen ein, maßen ihren Abgang, gingen hinaus, zuzusehen, fuhren mit ihnen in vergoldeten Wagen und bedeckten sie mit kostbaren Decken. Ich fuhr in dem einfachen Wagen des Stallmeisters in seinen Geschäften nach Tschesmenta und anderen Vorwerken. Alles das kam daher, weil ich ein Schede war, vor allem aber, weil ich nach ihrer Meinung nicht Eigentum des Grafen, sondern des Stallmeisters war.

Morgen, wenn wir's erleben, will ich euch erzählen, welche wichtigste Folge für mich dieses

Eigentumsrecht hatte, das sich der Stallmeister einbildete . . . . .

Diesen ganzen Tag war das Benehmen der Pferde gegen Leinwandmesser ein achtungsvolles, nur Nestjor ging mit ihm wie immer um. Nur Nestjors Behandlung war ebenso grob. Das graue junge Füllen eines Bauern, das sich der Herde näherte, begann zu wiehern, und die schwarzbraune Stute kotlettierte wieder.



### Die dritte Nacht

Der Mond war im Zunehmen, und seine schmale Sichel beleuchtete die Gestalt Leinwandmessers, der mitten im Hofe stand; die Pferde hatten sich um ihn geschart.

Die wichtigste, merkwürdigste Folge dessen, daß ich nicht des Grafen, nicht Gottes, sondern des Stallmeisters Eigentum war — fuhr der Schede fort — war für mich, daß das, was unser Hauptverdienst bildet, der feurige Gang, die Ursache meiner Verbannung wurde. Lebjed wurde für die Bahn eingefahren, da kam der Stallmeister aus Tšesmenka mit mir heran und hielt an der Bahn. Lebjed kam an uns vorüber. Er ging gut, aber er tänzelte doch; er besaß nicht die Verschlagsamkeit, die ich mit Mühe erreicht hatte, daß nämlich, wenn der eine Fuß die Erde berührt, der andere





sich sofort hebt, und nicht die geringste Mühe nutzlos vergeudet werde, sondern jede Mühe vorwärts brächte.

Lebjed kam an uns vorüber. Ich drängte in die Bahn hinein, der Stallmeister hielt mich nicht zurück. „Wollt ihr euch mit meinem Scheden messen?“ rief er, und als Lebjed wieder in einer Linie mit uns war, ließ er mich los. Der andere war schon im raschen Laufen, darum blieb ich bei der ersten Umfahrt zurück, bei der zweiten aber holte ich ihn ein, kam dem Wagen immer näher, war bald in gleicher Linie mit ihm, überholte ihn und — war voraus gelangt. Man versuchte es zum zweitenmal — dasselbe Ergebnis. Ich war feuriger, und das brachte alle in Entsetzen. Der General bat, man möchte mich so schnell als möglich und so weit fort als möglich verkaufen, damit man nichts mehr von mir hörte. „Wenn das der Graf erfährt, ein Unglück!“ sprach er, und ich wurde einem Pferdehändler in Korennaja verkauft. Bei dem Pferdehändler blieb ich nicht lange. Ein Husar erstand mich, der wegen Remonten gekommen war. Das alles war so ungerecht, so grausam, daß ich froh war, als man mich aus Chrjenowo fortbrachte und mich auf immer von allem trennte, was mir verwandt und lieb war. Ich fühlte mich unter ihnen zu schwer bedrückt. Sie hatten Liebe, Ehre, Freiheit zu erwarten, ich Mühe und Erniedrigung — Erniedrigung und Mühe

bis an das Ende meines Lebens! Und warum? — Weil ich eine Schemde war, und weil ich deshalb jemandes Eigentum sein mußte . . .

Weiter vermochte Leinwandmesser an diesem Abend nicht zu erzählen. Im Pferdehof geschah etwas, was alle Pferde in Aufregung versetzte. Kuptschicha, eine tüchtige, verspätete Stute, die anfangs der Erzählung zugehört hatte, hatte sich plötzlich fortgewandt und war unter den Schuppen gegangen. Dort begann sie laut zu ächzen, daß alle Pferde sich nach ihr umsahen; dann legte sie sich nieder, stand wieder auf und legte sich wieder nieder. Die alten Mutterstuten verstanden, was mit ihr vorging, die Jugend aber geriet in Aufregung, ließ den Wallach stehen und umringte die Kranke . . . Am Morgen stand ein neues Füllen auf den schwächlichen Beinchen da. Nestjor rief den Stallmeister herbei, die Stute und das Füllen wurden in eine Abteilung gebracht, und die Pferde wurden ohne sie hinausgetrieben.



### Die vierte Nacht

Abends, als das Thor geschlossen und alles still geworden war, fuhr der Schemde also fort:

Ich konnte viele Beobachtungen über Menschen und Pferde machen, während ich von einer Hand in die andere überging. Am längsten war ich bei



zwei Herren: bei einem Fürsten, der Husarenoffizier war, dann bei einer alten Frau, die an der Nikolaistraße wohnte.

Bei dem Husarenoffizier verbrachte ich die schönste Zeit meines Lebens.

Obgleich er die Ursache meines Verderbens war, obgleich er niemanden und nichts gern hatte, liebte ich ihn und liebte ihn gerade deshalb.

Mir gefiel es an ihm, daß er schön, glücklich und reich war und darum niemanden gern hatte.

Ihr habt Verständnis für diese unsere hohe Pferdeempfindung! Seine Gleichgültigkeit und meine Abhängigkeit von ihm gab meiner Liebe zu ihm eine besondere Stärke. „Schlage mich tot, fahre mich zu Schanden, dachte ich manchmal in dieser schönen Zeit, ich werde um so glücklicher sein.“

Er hatte mich von einem Pferdehändler erstanden, und dem hatte mich ein Stallmeister für 800 Rubel verkauft. Er hatte mich gekauft, weil kein Mensch schädige Pferde besaß. Das war die schönste Zeit meines Lebens. Er hatte eine Geliebte. Ich wußte das, denn ich brachte ihn jeden Tag zu ihr. Oft fuhr ich sie, oft auch beide zusammen.

Seine Geliebte war eine schöne Frau, und er war ein schöner Mann und hatte einen schönen Mann als Kutscher. Und ich hatte sie alle dafür gern. Und ich hatte ein gutes Leben. Mein Leben

verließ so: am Morgen kam der Stallknecht und reinigte mich — nicht etwa der Kutscher, sondern der Stallknecht. Der Stallknecht war ein junger Bursche, ein früherer Bauer. Er öffnete die Thür, ließ den Pferdedunst heraus, schüttete den Mist aus, nahm die Dedeln herunter, rieb mit der Bürste meinen Körper und legte mit dem Striegel weiße Reihen von Kleie auf den von den Dornen zerstörten Dielenbalken. Ich biß ihm scherzend die Ärmel und stieß mit dem Fuße aus, dann wurden wir eines nach dem anderen zu einem Kübel kalten Wassers geführt, und der Bursche freute sich über das glatte Schedenfell, das sein Werk war, über die pfeilgeraden Beine mit den breiten Hufen, über die glänzende Kruppe und den Rücken. Hinter die hohen Gitter wurde Heu gelegt, in die eichenen Krippen Hafer geschüttet. Dann kam Feophan, der oberste Kutscher.

Der Hausherr und der Kutscher waren einander ähnlich. Beide fürchteten sich vor nichts in der Welt und hatten niemanden gern als sich selbst, und darum hatten alle Leute sie gern. Feophan trug gewöhnlich ein rotes Hemd, Blüschhosen und eine ärmellose Jade. Ich sah es gern, wenn er am Feiertag pomadisiert in den Stall kam und schrie:

Nun, Vieh, hast mich vergessen! und mich dabei mit dem Stiel der Gabel in den Schenkel stieß. Es that mir aber nie weh, es war nur zum Scherz.

Ich verstand sofort den Scherz, spitzte die Ohren und knirschte mit den Zähnen.

Wir hatten einen Rappen, der zu einem Paar gehörte. Manchmal, zur Nachtzeit, spannte man mich mit ihm zusammen. Dieser Centaur verstand keinen Spaß, er war böse wie ein Teufel. Ich stand neben ihm im benachbarten Stand, und es kam vor, daß wir uns ernstlich bissen. Feophan hatte keine Furcht vor ihm. Er geht gerade auf ihn zu, schreit ihn an — man glaubt, er wird ihn töten — weit gefehlt, er haut daneben, und Feophan legt ihm den Halfter an.

Eines Tages fuhr ich mit ihm zusammen tausend die Schmiedebrücke (in Moskau) hinunter. Weder der Hausherr noch der Kutscher waren in Angst; sie lachten, schrieten das Volk an, hielten uns zurück und wendeten um, so kam's, daß niemand dabei Schaden nahm.

In diesem Dienst verlor ich meine besten Eigenschaften und die Hälfte meines Lebens. Hier wurde ich erhitzt getränkt und im Laufen überanstrengt . . . Aber trotzdem war es die schönste Zeit meines Lebens! Um zwölf Uhr kamen sie, schirrten mich an, schmierten die Hufe ein, feuchteten mir Schweif und Mähne und führten mich in die Gabel.

Der Schlitten war aus Rohrgeflecht mit Sammetpolstern; das Geschirr mit kleinen silbernen Schnallen, die Leitseile seiden, eine Zeitlang so-



gar gestridte Arbeit. Das Geschirr war derart, daß, wenn alle Seile, alle Riemen angelegt und angeschnallt waren, man nicht unterscheiden konnte, wo das Geschirr aufhörte, und das Pferd begann. Ungespannt wurde im Schuppen, während ich angebunden war. Dann kommt Feophan, mit einem Rücken, breiter als die Schultern, einem roten Gurt unter den Achseln, besichtigt das Geschirr, kauert nieder, legt den Raftan zurecht, setzt den Fuß in den Bügel, scherzt ein wenig, hängt stets die Peitsche ein, obgleich er mich fast nie damit schlägt, nur der Ordnung halber, und sagt: „Los!“ Ich gehe mit tänzelndem Schritt zum Thor hinaus, die Köchin, die herausgekommen ist, um Spülicht auszugießen, bleibt an der Schwelle stehen, und der Bauer, der Holz in den Hof gefahren hat, reißt die Augen auf. Er fährt hinaus, fährt ein Stückchen und hält an. Lakaien kommen heraus, Kutscher kommen herangefahren. Die Unterhaltung beginnt von allen Seiten. Alles wartet; wir stehen bisweilen zwei, drei Stunden vor der Anfahrt, fahren von Zeit zu Zeit hin und her, wenden um und halten wieder.

Endlich wird es laut im Flur, der graue Tichon mit dem Bäuchlein kommt im Frack herausgelaufen: „Vorfahren!“ Damals herrschte noch nicht die dumme Manier „Vorwärts!“ zu sagen, als ob ich nicht wüßte, daß man nicht rückwärts, sondern vorwärts fährt. Feophan schnalzt, fährt fort —

und der Fürst kommt eilig, nachlässig heraus, als wäre gar nichts Besonderes an diesem Schlitten, an diesem Pferde oder an Feophan, der den Rücken beugt und die Hände so vorstreckt, wie man sie, sollte man meinen, nicht lange halten kann. Der Fürst tritt heraus im Tschako und in dem Mantel mit dem grauen Bibertragen, der sein rotwangiges, hübsches Gesicht mit den schwarzen Brauen verdeckt, das er nie verdecken sollte. Er tritt heraus, klirrt mit dem Säbel, mit den Sporen und den metallenen Knöpfen der Überschuhe, schreitet über den Teppich, als ob er Eile hätte, kümmert sich weder um mich, noch um Feophan, noch um das, was alle außer ihm selbst mit Wohlgefallen betrachten. Feophan schnalzt, ich lege mich in die Zügel, und wir fahren ehrerbietig im Schritt vor und halten; ich schiele nach dem Fürsten hin, schüttle meinen Vollblutkopf mit dem dünnen Rist . . . Der Fürst ist in guter Laune; manchmal scherzt er mit Feophan. Feophan antwortet, indem er kaum den schönen Kopf umwendet, und macht, ohne die Hände zu senken, eine kaum merkliche, mir aber verständliche Bewegung mit der Leine, und trab, trab, trab! . . . renne ich mit immer größeren und größeren Schritten, an jedem Muskel bebend, und Schnee und Schmutz an den Borderteil des Schlittens schleudernd, vorwärts. Damals herrschte auch noch nicht die dumme Manier von heute: „Oh!“ zu rufen, als ob dem Kutscher etwas weh thäte, sondern das

verständige: „Achtung, aus dem Wege!“ — Achtung, aus dem Wege! schreit Feophan, und das Volk weicht aus und bleibt stehen und redt den Hals, um den schönen Wallach zu betrachten und den schönen Kutscher und den schönen Herrn . . .

Eine besondere Freude hatte ich daran, Traber zu überholen. Feophan und ich sehen in der Ferne ein Gespann, das unserer Anstrengung wert ist, wir fliegen wie der Wind hin und kommen allmählich näher und näher. Schon bin ich mit dem Fahrgast in einer Linie, der Schmutz spritzt auf den Rücksitz des Schlittens, ich schnaube über seinem Kopf hin, nun bin ich in einer Linie mit dem Kutschersitz, mit dem Krummholz, nun sehe ich ihn nicht mehr, und höre nur hinter mir das in immer weiterer Ferne verhallende Gerassel. Und der Fürst und Feophan und ich, wir alle schweigen und thun so, als ob wir einfach führen, so ganz für uns, als ob wir die anderen gar nicht bemerkten, die uns unterwegs mit ihren langsamen Pferden begegnen. Ich hatte Freude an diesem Wettfahren, aber ich hatte auch Freude daran, einem guten Traber zu begegnen. Ein Wink, ein Ton, ein Blick, und schon sind wir aneinander vorbei und jagen wieder allein dahin, jeder nach seiner Seite . . .

Das Thor knarrte und Nestjors und Wassitas Stimme ließen sich hören.

## Die fünfte Nacht

Das Wetter änderte sich, es war trüb, am Morgen war kein Tau, aber es war warm und die Müden spielten. Raun war die Herde eingetrieben, so sammelten sich die Pferde um den Scheden, und er schloß also seine Geschichte:

Mein glückliches Leben hatte bald ein Ende. Ich verlebte zwei Jahre so. Am Ende des zweiten Winters trat für mich das freudigste Ereignis ein und gleich darauf mein größtes Unglück. Es war in der Butterwoche. Ich fuhr den Fürsten zum Rennen. Auf der Bahn liefen Atlasnyj und Bytschot. Ich weiß nicht, was sie dort im Pavillon gemacht haben. Ich weiß nur, daß er heraustrat, und Feophan befahl, auf die Bahn zu fahren. Ich erinnere mich, daß man mich auf die Bahn führte und aufstellte und Atlasnyj aufstellte. Atlasnyj hatte einen Reiter neben sich, ich lief, wie ich war, mit dem Stadtschlitten. Bei der Biegung ließ ich ihn hinter mir. Lachen und Rufe der Begeisterung begrüßten mich.

Als man mich herumführte, ging eine Menge Menschen hinter mir her. Fünf, sechs Personen boten dem Fürsten Tausende. Er lachte nur und zeigte seine weißen Zähne.

Nein, sagte er, das ist kein Pferd, sondern ein Freund; er ist mir um Berge Goldes nicht feil. Auf Wiedersehen, meine Herren!

Er knöpfte die Schlittendecke auf und stieg ein.

Nach der Ostoshenka!

Das war die Wohnung seiner Geliebten. Und wir jagten hin.

Das war der letzte Tag unseres Glücks. Wir kamen bei ihr an. Er nannte sie die Seine. Sie aber hatte einen anderen lieb gewonnen und war mit diesem davongefahren. Er erfuhr das bei ihr in der Wohnung. Es war fünf Uhr; ohne mich auszuspannen, fuhr er ihr nach. Was nie geschehen war: man hieb mich mit der Peitsche und setzte mich in Galopp. Zum erstenmal hatte ich eine andere Gangart angenommen, und ich schämte mich und wollte es wieder gut machen; da plötzlich hörte ich, wie der Fürst mit einer Stimme, die ganz fremdartig klang: „Fahr zu!“ rief. Und die Peitsche pfiff durch die Luft, schnitt mir in's Fleisch, und ich galoppierte so, daß ich mit dem Fuß gegen das Eisen des Borderteiles schlug. Auf der fünfundzwanzigsten Werst holten wir sie ein. Ich hatte ihn hingebacht, aber ich zitterte die ganze Nacht und konnte nicht fressen. Am anderen Morgen gab man mir Wasser. Ich trank es und hörte für ewige Zeiten auf, das Pferd zu sein, das ich war. Ich wurde krank, man quälte mich und machte mich zum Krüppel — kuriert nennen es die Menschen. Die Hufe gingen ab, Geschwülste bildeten sich, die Beine wurden krumm, die Brust



fiel mir ein, Welkheit und Schwäche beschlichen meinen ganzen Körper. Ich wurde an einen Händler verkauft, er fütterte mich mit Mohrrüben und mit noch etwas anderem und machte aus mir etwas ganz anderes, etwas, was Nichtkenner täuschen konnte. Weder Kraft noch Fähigkeit zu fahren besaß ich mehr.

Außerdem quälte mich der Händler noch damit, daß er, sobald Käufer kamen, in meinen Stall kam und mich mit einer großen Peitsche schlug und Scheu machte, so daß er mich zur Raserei brachte. Dann verwischte er die Striemen, die die Peitsche gemacht hatte und führte mich vor.

Von dem Händler kaufte mich eine alte Dame. Sie fuhr regelmäßig zur Nikolaiikirche und ließ ihrem Kutscher Ruten geben. Der Kutscher weinte oft in meinem Stand, und ich bemerkte, daß die Thränen einen angenehmen, salzigen Geschmack hatten. Dann starb die alte Dame. Ihr Verwalter nahm mich mit auf's Land und verkaufte mich einem Krämer. Da überfraß ich mich an Weizen und wurde noch mehr krank. Man verkaufte mich an einen Bauern. Da mußte ich pflügen, bekam fast nichts zu fressen und zerschnitt mir das Bein mit der Pflugchar. Wieder wurde ich krank. Ein Zigeuner tauschte mich ein. Er quälte mich entsetzlich und verkaufte mich schließlich dem hiesigen Verwalter. So bin ich hierher gekommen . . .

Alle schwiegen. Es begann zu tröpfeln.



Als die Pferdeherde am anderen Abend heimkam, stieß sie auf den Herrn und einen Gast. Als Schuldnyba sich dem Hause näherte, warf sie einen schielenden Blick auf die beiden Männergestalten, der eine war der Herr, ein junger Mann in einem Strohhut, der andere ein schlanker, hochgewachsener, dicker, aufgedunsener Militär. Die Alte schielte zu den Männern hin, ließ die Ohren hängen und ging an ihnen vorüber, die anderen, die Jungen wurden unruhig und stätisch, besonders als der Hausherr mit seinem Gaste mitten unter die Pferde trat, und sie sich gegenseitig auf dies und jenes aufmerksam machten und plauderten.

Den grauen Apfelschimmel da habe ich von Wojekow gekauft, sagte der Hausherr.

Und von wem stammt dies junge Tier, das rabenschwarze mit den weißen Beinen? Ein schönes Tier, sagte der Gast. So betrachteten sie viele Pferde, indem sie ihnen entgegenrannten und sie zum Stehen brachten. Auch die schwarzbraune Stute fiel ihnen auf.

Von den Reitpferden aus Chrjenowo ist eine Zucht bei mir geblieben, sagte der Hausherr.

Sie konnten nicht alle Pferde im Vorübergehen mustern. Der Hausherr rief Nestjor heran, der Alte rannte im Trabe vorbei und stieß dabei

eilig den Scheden mit seinen Absätzen in die Seite. Der Schede hinkte mit einem Fuße, rannte aber so, daß man sehen konnte, er würde in keinem Falle störrisch sein, auch nicht einmal, wenn man ihm befehlen wollte, aus Leibeskräften bis an's Ende der Welt zu laufen. Er war sogar bereit, im Galopp zu rennen und machte mit dem rechten Fuße einen Versuch dazu.

Ein besseres Pferd als diese Stute, das kann ich Kühn behaupten, giebt es in Rußland nicht, sagte der Hausherr und zeigte auf eine der Stuten. Der Gast lobte sie. Der Hausherr ging aufgeregt hin und her, rannte bald hier, bald dort hin, zeigte dies und jenes und erzählte die Geschichte und Abstammung jedes Pferdes.

Der Gast war offenbar gelangweilt durch die Erzählungen des Hausherrn und stellte allerlei Fragen, damit es so ausfähe, als sei er bei der Sache.

Ja ja, sagte er zerstreut.

Da sieh, sagte der Hausherr, ohne zu antworten, die Füße, sieh . . . ich habe sie schwer bezahlt, aber heut fährt schon ein dreijähriges von ihr.

Fährt es gut? sagte der Gast.

So gingen sie fast alle Pferde durch, bis es nichts mehr zu zeigen gab. Und beide verstummten.

Wollen wir nun gehen?

Gehen wir. — Sie traten in das Thor. Der

Gast war froh, daß die Besichtigung ein Ende hatte, und daß sie nach Hause gingen, wo es zu essen, zu trinken, zu rauchen geben würde, und wurde sichtlich heiter. Als sie an Nestjor vorüber kamen, der auf dem Schemen saß und noch der Befehle harrete, schlug der Gast mit seiner großen, fleischigen Hand dem Schemen auf die Kruppe.

Das ist ein bunter Kerl, sagte er, auch ich hatte einen solchen Schemen, erinnerst du dich, ich habe dir einmal davon erzählt.

Der Hausherr hörte, daß nicht von seinen Pferden die Rede war, und hörte nicht zu. Er sah sich um und betrachtete noch weiter die Herde.

Plötzlich erklang dicht an seinem Ohr ein einfältiges, schwaches, greisenhaftes Wiehern. Der Schemen hatte gewiehert, brach aber plötzlich ab, als sei er verlegen geworden.

Weder der Gast noch der Hausherr hatten dieses Wiehern beachtet. Sie gingen vorüber in's Haus hinein. Leinwandmesser hatte in dem aufgedunsenen Alten seinen geliebten Herrn wiedererkannt, den einstmals in glänzendem Reichtum lebenden, schönen Sserpuchowskij.



.....  
 .....  
 Der feine Regen hörte nicht auf. Auf dem

Pferdehofe war es düster, im Herrenhause aber ganz anders. Bei dem Hausherrn war in dem prächtigen Gastzimmer ein prächtiger Theetisch zur Abendmahlzeit gedeckt. Am Tische saßen der Herr, die Herrin und der Gast aus der Fremde.

Die Hausherrin saß zur Seite des Samowars, sie war schwanger; man sah das deutlich an ihrem hohen Leibe, an der aufrechten, zurückgebogenen Haltung, an ihrer Üppigkeit und besonders an den Augen, den großen nach innen gerichteten, mild und ernst schauenden großen Augen.

Der Hausherr hielt in der Hand ein Kistchen vortrefflicher zehnjähriger Cigarren, wie sie nach seinen eigenen Worten niemand hatte, und wollte eben vor dem Gast mit ihnen prahlen. Der Hausherr war ein schöner Mann von etwa 25 Jahren, frisch, wohlgepflegt, gut gekleidet und sorgfältig frisirt. Im Hause trug er einen neuen, bequemen Anzug von dickem Stoff, der in London gearbeitet war, und an seiner Kette hingen große, kostbare Berloques. Seine großen Hemdenknöpfe waren aus massivem Golde mit Türkisen. Den Bart trug er à la Napoléon III., und die Bartspitzen waren pomadisiert und so gedreht, wie man es nur in Paris zuwege bringt.

Die Hausherrin trug ein Seiden-Mousselin Kleid mit großen, bunten Blumen, auf dem Kopf große, goldene Nadeln besonderer Art in ihrem dichten, blonden, wenn auch nicht in seiner ganzen Fülle



eigenen aber doch schönen Haar. An Armen und Händen trug sie viele Armbänder und Ringe, alle kostbar.

Der Shamowar war von Silber, das Service fein. Ein Lakai, der in seinem Grad, in seiner weißen Weste und in seinem Halstuch großartig aussah, stand wie eine Bildsäule an der Thür und harrte der Befehle. Die Möbel waren geschweift und von heller Farbe; die Tapeten dunkel mit großen Blumenmustern. Unter dem Tisch klingelte mit seinem silbernen Halsband ein Windspiel von ungemeiner Zartheit, das einen außerordentlich schweren englischen Namen hatte, den sie beide falsch aussprachen, da sie nicht Englisch verstanden.

In der Ecke stand zwischen Blumen ein Klavier mit eingelegter Arbeit. Alles war sehr schön, trug aber den besonderen Stempel des Überflusses, des Reichtums und des Mangels geistiger Interessen.

Der Hausherr war ein Liebhaber des Trabersports, ein kräftiger Mann, ein Sanguiniker, einer von denen, die unverwüstlich sind, die in Zobelpelz fahren, den Schauspielerinnen kostbare Blumensträuße zuwerfen, den teuersten Wein neuester Marke in dem teuersten Gasthause trinken, Preise mit ihrem Namen aussetzen und die kostspieligste Geliebte aushalten . . .

Der Gast, Nikita Serspuchowskij, war ein Mann in den vierziger Jahren, hochgewachsen, dick, kahl-



köpfig, mit einem großen Schnurr- und Badenbart. Er mochte einmal sehr schön gewesen sein. Jetzt war er offenbar körperlich, moralisch und pekuniär herunter gekommen.

Er hatte so viel Schulden, daß er in den Staatsdienst treten mußte, damit man ihn nicht in's Loch stecke.

Er war jetzt auf dem Wege in die Gouvernements-Hauptstadt als der Leiter eines Gestüts. Diese Stellung hatten ihm seine einflußreichen Verwandten ausgewirkt.

Er trug einen Soldatenrock und blaue Beinkleider. Rock und Beinkleider waren so, wie sie sich nur reiche Leute machen; ebenso die Wäsche. Auch seine Uhr war englische Arbeit. Seine Stiefel hatten sonderbare fingerdicke Sohlen.

Nikita Serspuchowskij hatte in seinem Leben ein Vermögen von etwa zwei Millionen durchgebracht und war noch 120,000 schuldig geblieben. Von einem solchen Happen bleibt immer noch ein gewisser Schwung des Lebens übrig, der Kredit giebt und die Möglichkeit gewährt, noch zehn Jahre beinahe luxuriös fortzuleben.

Die zehn Jahre waren vorüber, der Schwung war zu Ende, und Nikita wurde das Leben trüb. Er fing schon an sich dem Trunk zu ergeben, d. h. sich in Wein zu berauschen, was früher nicht vorgekommen war.

Zu trinken hatte er eigentlich nie angefangen

und nie aufgehört. Ganz besonders aber zeigte sich sein Niedergang in der Unstätigkeit seines Blickes, seine Augen schweiften hin und her, und in der Unsicherheit seiner Redeweise und seiner Bewegungen. Diese Unruhe fiel dadurch auf, daß sie offenbar vor kurzem über ihn gekommen war, denn man sah es ihm an, daß er lange sein ganzes Leben hindurch gewohnt war, niemanden und nichts zu fürchten, und daß er jetzt erst kurze Zeit durch schwere Leiden zu dieser Ängstlichkeit gekommen, die seiner Natur so wenig eigen war.

Der Hausherr und die Hausherrin hatten das bemerkt. Sie wechselten Blicke mit einander; man sah, sie verstanden sich gegenseitig und verschoben eine genauere Beurteilung dieses Umstandes nur bis zum Schlafengehen und ertrugen den armen Nikita geduldig, waren sogar zuvorkommend gegen ihn.

Der Anblick des Glücks des jungen Hausherrn war für Nikita eine Demütigung und erweckte in ihm, wenn er an seine unwiederbringliche Vergangenheit zurückdachte, schmerzlichen Neid.

Stört Sie die Cigarre, Marie? sagte er und wandte sich an die Dame, in dem besonderen, nur durch Gewöhnung erworbenen höflichen Ton, der etwas von Freundschaft und nicht voller Achtung hat, in dem Lebemänner mit Ausgehaltenen sprechen, zum Unterschiede von Frauen. Nicht etwa, daß er die Absicht hatte, zu tränken — im Gegen-

teil, er hätte jetzt ihr und ihrem Hausherrn schmeicheln mögen, wenn er sich das auch selbst nie gestanden hätte. Aber er hatte es sich schon angewöhnt, so mit solchen Frauen zu sprechen. Er wußte, sie würde selbst verwundert, ja sogar beleidigt sein, wenn er sie wie eine Dame behandelt hätte. Zudem mußte er eine bestimmte Schattierung achtungsvollen Tones für die rechtmäßige Frau seines Standesgenossen im Rückhalt haben. Er behandelte solche Damen stets achtungsvoll, aber nicht etwa, weil er die sogenannten Überzeugungen teilte, die in den Zeitschriften gepredigt werden, — solches Zeug las er nie, — über die Achtung der Persönlichkeit, über die Wichtigkeit der Ehe u. s. w., sondern, weil alle ordentlichen Menschen so handeln, und er war ein ordentlicher, wenn auch gefallener Mensch.

Er nahm eine Cigarre. Der Hausherr aber nahm ungeschickt eine Handvoll Cigarren und bot sie dem Gaste an.

Nein, du wirst sehen, wie gut sie ist. Nimm nur.

Nikita schob mit der Hand die Cigarren zurück, und über seine Augen huschte kaum merklich etwas wie Beleidigung und Scham.

Danke. — Er zog seine Cigarrentasche hervor. — Versuche meine.

Die Hausherrin war feinfühler. Sie hatte das bemerkt und begann schnell ein anderes Gespräch mit ihm.

Ich rauche sehr gern. Ich würde selbst rauchen, wenn nicht alles um mich her rauchte.

Und sie lächelte mit ihrem schönen, guten Lächeln. Er antwortete ihr schüchtern mit einem Lächeln — zwei Zähne fehlten ihm.

Nein, nimm nur diese, fuhr der weniger zartfühlende Hausherr fort, die andern sind etwas schwächer. Frisch, bringen Sie noch eine Kasten, sagte er deutsch, dort zwei.

Der deutsche Lafai brachte ein zweites Kistchen.

Welche rauchst du gern? Große? Starke? Diese sind sehr gut. Nimm nur alle, fuhr er fort und schob sie ihm hin.

Er war sichtlich erfreut, daß er jemanden hatte, vor dem er mit seinen Kostbarkeiten prahlen konnte und bemerkte nichts. Sserpuchowskij zündete sich eine Cigarre an und beeilte sich das begonnene Gespräch fortzusetzen.

Wie hoch kam dich also Atlasnyj zu stehen? sagte er.

Sehr hoch, nicht weniger als 5000. Aber ich bin wenigstens schon sicher gestellt. Was für ein Nachwuchs, sage ich dir.

Fahren sie? fragte Sserpuchowskij.

Sie fahren gut. Jüngst hat sein Sohn drei Preise gewonnen: in Tula, in Moskau und in Petersburg — er ist mit dem Rappen von Wojekow gelaufen.



Er ist ein wenig feucht. Sehr stark holländisch, muß ich dir sagen, sagte Sserpuchowskij.

Und Mutterpferde, wie viel?

Ich zeige sie dir morgen. Für Dorbrynja habe ich 3000 gegeben, für Lastowaja 2000.

Und wieder begann der Hausherr seine Reichtümer aufzuzählen. Die Hausherrin sah, daß dies Sserpuchowskij unangenehm wurde und daß es ihm Mühe kostete zuzuhören.

Werden Sie noch Thee trinken? fragte die Hausherrin.

Nein, sagte der Hausherr und fuhr in seiner Erzählung fort. Sie erhob sich, der Hausherr hielt sie zurück, umarmte und küßte sie.

Um Sserpuchowskij's Mund spielte, da er dies sah, ein unnatürliches Lächeln, als aber der Hausherr aufstand, sie umfaßte und so mit ihr bis an die Portiere ging, veränderte sich plötzlich Nitita's Gesicht, er seufzte schwer auf, und auf seinem aufgedunsenen Gesichte prägte sich plötzlich Verzweiflung aus. Sogar Wut lag in seinen Zügen.

Der Hausherr kam wieder zurück, lächelte und nahm Nitita gegenüber Platz. Sie schwiegen beide.



Ja, du sagst, du hast sie von Wojełow gekauft, sagte Sserpuchowskij so leichthin.

Ja, Atlasnj, so habe ich gesagt. Ich hätte

gern Stuten von Dubowikij gekauft, aber es war nur schlechtes Zeug da.

Er ist abgebrannt, sagte Sserpuchowskij, stodte aber plötzlich und sah sich rings um. Es war ihm eingefallen, daß er diesem Abgebrannten 20,000 Rubel schuldig war, und wenn man von jemanden das Wort abgebrannt brauchen könne, so könne man es gewiß von ihm sagen. Er lachte.

Wieder schwiegen beide eine lange Zeit. Der Hausherr sann darüber nach, womit er vor seinem Gaste prahlen könnte, und Sserpuchowskij überlegte, wodurch er zeigen könnte, daß er sich nicht für einen Abgebrannten hielt. Aber beide waren schwerfällig in ihrem Gedankengang, obgleich sie sich durch die Cigarren anzuregen bemühten. — „Wie, wenn wir eins tranken?“ dachte Sserpuchowskij. — „Wir müssen unbedingt eins trinken, sonst sterbe ich in seiner Gesellschaft vor Langweile,“ dachte der Hausherr.

Wie, denkst du noch lange hier zu bleiben? fragte Sserpuchowskij.

Nun, noch einen Monat etwa. Wollen wir Abendbrot essen, hm? Frik, das Abendbrot fertig?

Sie gingen in das Speisezimmer. Im Speisezimmer war unter der Lampe ein Tisch hergerichtet, von Lichten und den vortrefflichsten Sachen besetzt: Siphons und verkorkte Flaschen, ausgezeichnete Wein in Karaffen, ausgezeichnete Speisen und Branntwein. Sie aßen und tranken, und das Ge-

sprach kam in Fluß. Sserpuchowskij war ganz rot geworden und sprach nun ganz ohne Scheu.

Sie sprachen von Weibern: einer Zigeunerin, einer Tänzerin, einer Französin.

Ei, sage, du hast die Mathieu aufgegeben? fragte der Hausherr. — Das war die Geliebte, die Sserpuchowskij ruiniert hatte.

Nicht ich sie, sie mich. Ach lieber Freund, wenn man daran denkt, was man in seinem Leben durchgebracht hat! Jetzt bin ich wahrhaftig froh, wenn 1000 Rubel eingehen — wahrhaftig froh, wenn ich keinen Menschen sehe. In Mostau geht's gar nicht mehr. Ach, wozu davon sprechen!

Den Hausherrn langweilte es, Sserpuchowskij zuzuhören. Er wollte gern von sich sprechen, prahlen, und Sserpuchowskij wollte von sich sprechen, von seiner glänzenden Vergangenheit. Der Hausherr schenkte ihm Wein ein und erwartete, daß er aufhöre, um ihm von sich zu erzählen, wie das Gestüt bei ihm eingerichtet sei — ein Gestüt, wie es bisher kein Mensch besessen hatte, und daß seine Marie ihn nicht um des Geldes willen, sondern von Herzen liebe.

Ich wollte dir sagen, in meinem Gestüt . . . fing er an, aber Sserpuchowskij unterbrach ihn.

Es gab eine Zeit, kann ich wohl sagen — begann er, — wo ich liebte und zu leben wußte . . . Du sprichst vom Fahren — sag', welches ist das schnellste Pferd, das du hast?

Der Hausherr war erfreut über die Gelegenheit, mehr von seinem Gestüt sprechen zu können, und er wollte eben anfangen, als Sserpuchowskij ihn wieder unterbrach.

Ja, ja, sagte er, euch Züchtern ist es ja nur um die Eitelkeit, nicht um das Vergnügen und den Lebensgenuß. Bei mir war das anders. Ich habe dir doch heute erzählt, daß ich einen Fahrer hatte, einen Scheden — gerade so einen Scheden, wie du, den dein Pferdehirt reitet. Oh, war das ein Pferd! Du hast es nicht gekannt; es war im Jahre 42, ich war nach Moskau gekommen; ich komme zu einem Pferdehändler und sehe: ein schediger Wallach von schöner Gestalt. Er gefiel mir. Preis? — 1000 Rubel. Er gefiel mir, ich nahm ihn und fuhr mit ihm. Nie habe ich ein solches Pferd gehabt. Auch du hast kein solches gehabt und wirst nie eins haben. Ich habe noch kein besseres Pferd kennen gelernt — weder an Schnelligkeit, noch an Kraft, noch an Schönheit. Du warst damals ein Knabe, du hast es nicht gekannt.

Oh ja, gehört habe ich davon, sagte der Hausherr verdrießlich, aber ich wollte dir von meinen . . .

Du hast also davon gehört. Ich kaufte es ohne Stammbaum, ohne Attest; später erfuhr ich erst — Wojetow und ich haben es herausgebracht: es war ein Sohn von Ljubjesnj I., Leinwandmesser genannt — die Leinwand mißt er. Weil er schedig

war, hatte man ihn dem Stallmeister in Chrienowo überlassen, der hat ihn kastriert und dem Pferdehändler verkauft. Solche Pferde giebt es heute gar nicht, Freundchen! Ich war 25 Jahre alt, hatte 80,000 Rubel jährliches Einkommen, nicht ein graues Haar, Zähne wie Perlen . . . Was man anfing, gelang . . . Jetzt ist alles vorbei.

Ja, damals gab es nicht dieses Feuer, sagte der Hausherr, indem er die Unterbrechung benutzte, ich sage dir, meine ersten Pferde gingen ohne . . .

Deine Pferde! . . . Damals gab's mehr Feuer. Mehr Feuer, wieso?

Ja, mehr Feuer. Ich erinnere mich wie heute, ich war einmal mit ihm nach Moskau zum Rennen gefahren. Von mir rannte kein Pferd. Ich hatte die Traber nicht gern, ich hatte Vollblut: General Cholet, Mahomed. Mit dem Scheden fuhr ich. Mein Kutscher war ein ausgezeichnete Bursch, ich hatte ihn gern. Er hat sich auch dem Trunk ergeben. So kam ich an.

Serpuchowskij, sagen die Leute, wann wirst du Traber einführen?

Eure Bauernpferde hol' der Teufel. Mein Droschenschede nimmt's mit allen euren auf.

Das ist nicht möglich.

Wette 1000 Rubel.

Eingeschlagen, losgelassen. In fünf Minuten hatte er Vorsprung, ich hatte 1000 Rubel ge-



wonnen. Und dann! Mit Vollblutpferden in einer Trojka habe ich 100 Werst in drei Stunden gemacht. Ganz Moskau weiß das.

Und Sserpuchowskij begann so fließend und ununterbrochen zu schwätzen, daß der Hausherr nicht ein Wörtchen dazwischen werfen konnte und ihm mit verdrießlichem Gesicht gegenüber saß; zur Zerstreuung goß er ihm und sich von Zeit zu Zeit Wein in's Glas.

Es begann schon zu dämmern, und sie saßen immer noch da. Der Hausherr langweilte sich entsetzlich. Er erhob sich.

Schlafen? Gut, schlafen, sagte Sserpuchowskij und erhob sich; wandelnd und feuchend ging er in das Zimmer, das man ihm angewiesen hatte.



Der Hausherr schlief bei seiner Geliebten.

Nein, er ist unmöglich. Er betrinkt sich und schwätzt unaufhörlich.

Und mir macht er den Hof.

Ich fürchte, er wird um Geld bitten.

Sserpuchowskij lag unausgekleidet auf dem Bett und feuchte.

Ich glaube, ich habe viel Unsinn geschwätzt, dachte er. Nun, ganz gleich. Der Wein war gut, aber er ist ein großes Schwein. Eine Krämerseele . . . Und ich bin auch ein großes Schwein,

sagte er zu sich selbst und lachte laut auf. Einst habe ich ausgehalten, jetzt hält man mich aus. Ja, die Winkler hält mich aus, ich nehme Geld von ihr. So ist es ihm recht. Aber ich muß mich auskleiden. Die Stiefel kriege ich nicht aus. He, he! rief er, aber der Diener, der ihm zur Seite gegeben war, war längst schlafen gegangen.

Er setzte sich auf, zog die Jacke, die Weste aus und schüttelte die Beinkleider, so gut es ging, von sich; die Stiefel aber konnte er nicht gleich abziehen, sein üppiges Bäuchlein hinderte ihn. Mühsam zog er einen ab, mit dem andern quälte er sich lange herum, bis ihm der Atem ausging und er müde war. Und so warf er sich hin, den einen Fuß in der Schäfte, begann zu schnarchen und erfüllte das ganze Zimmer mit dem Geruch von Tabak, Wein und unsauberem Alter.



Wenn Leinwandmesser sich in dieser Nacht weiteren Erinnerungen hingeben wollte, rief ihn Wasjka wieder zu sich. Er warf ihm eine Decke über und sprengte fort. Bis zum Morgen ließ er ihn an der Thür einer Schenke stehen neben einem Bauernpferde. Sie beledten sich gegenseitig. Am Morgen kam er in die Herde zurück und hörte nicht auf, sich zu kratzen.

Es schmerzt so, wenn ich kratze, dachte er.

Fünf Tage waren vergangen. Der Roßarzt wurde geholt. Er sagte mit Freuden:

Die Krähe. Verkaufen Sie ihn den Zigeunern.

Wozu? . . . . Stechen Sie ihn ab: nur sofort ein Ende machen.

Ein stiller, klarer Morgen. Die Herde war auf das Feld gegangen. Leinwandmesser war zurückgeblieben. Da kam ein sonderbar aussehender Mann, hager, schwarz, schmutzig, in einem schwarzen, besprühten Überrod. Es war der Abdeder. Ohne ihn anzusehen, faßte er den Riemen des Halfters, den man Leinwandmesser angelegt hatte, und führte ihn fort. Leinwandmesser ging ruhig, ohne sich umzusehen, wie immer, schleppte die Beine nach und blieb mit den Hinterbeinen im Stroh hängen.

Als er zum Thor hinauskam, wollte er auf den Brunnen zugehen, der Abdeder aber zerrte ihn und sagte: „Ei, wohin?“

Der Abdeder und Wasjka, der hinter ihm ging, kamen in den Hohlweg hinter dem Ziegelschuppen, und als ob etwas Besonderes an diesem ganz gewöhnlichen Orte wäre, blieben sie stehen; der Abdeder reichte Wasjka den Riemen, legte den Überrod ab, streifte die Ärmel auf und zog aus der Stiefelschäfte ein Messer und einen Schleifstein hervor. Der Wallach streckte den Kopf nach dem Riemen und wollte ihn vor Langweile tauen, aber er war zu weit. Er seufzte und schloß die Augen.

Die Lippen hingen ihm herunter, die zerfressenen, gelben Zähne wurden sichtbar, und er schlummerte ein bei dem Klang des Messerschleifens. Nur sein vorgestrecktes, krankes Bein mit der Geschwulst zitterte. Plötzlich fühlte er, daß man ihn an der Gurgel gefaßt hatte und seinen Kopf in die Höhe hob. Er öffnete die Augen. Zwei Hunde standen vor ihm. Der eine schnupperte in der Richtung hin, wo der Abbeder stand, der andere saß da und sah den Wallach an, als erwartete er von diesem etwas. Der Wallach sah sie an und rieb seinen Kiefer an der Hand, die ihn gepackt hielt.

„Sie wollen mich gewiß kurieren, dachte er, gut!“

Und wirklich fühlte er, daß sie etwas an seinem Halse vornahmen. Er empfand einen Schmerz, zuckte zusammen, glitt mit den Füßen aus, hielt sich aber aufrecht, und wartete ab, was weiter geschehen würde . . . Weiter geschah das, daß eine Flüssigkeit sich in breitem Strom über seinen Hals und seine Brust ergoß. Er seufzte tief, daß sich sein Leib zusammenzog. Da ward ihm leichter, ganz leicht.

Die ganze Bürde seines Lebens war leichter geworden!

Er schloß die Augen und senkte den Kopf — niemand hielt ihn.

Dann begannen seine Beine zu zittern, sein

ganzer Körper schwankte. Er war weniger erschrocken, als verwundert . . .

Es war alles so neu. Er war verwundert, zerrte vorwärts, in die Höhe . . . Aber es gelang ihm nicht, seine Beine stolperten, als er sie vom Plaze rühren wollte, er begann auf die Seite zu wanken, wollte ausschreiten und stürzte nach vorn und auf die linke Seite.

Der Abdeder wartete, bis der Todeskampf zu Ende war und wehrte die Hunde ab, die sich nahe herangedrängt hatten; dann packte er den Wallach bei den Beinen, drehte ihn auf den Rücken, befahl Wasjka, ein Bein fest zu halten, und begann dem Tier das Fell abzuziehen.

Das war auch ein Pferd, sagte Wasjka.

Wäre er besser genährt, dann wäre das Fell schön, sagte der Abdeder.

Abends kam die Pferdeherde am Berge vorüber, und die Tiere, die am linken Rande gingen, sahen unten etwas Rotes, um das sich geschäftig Hunde herumtrieben, und das die Krähen und die Geier umflatterten. Ein Hund hatte sich mit den Pfoten gegen das Ras gestemmt, warf den Kopf hin und her und riß krachend los, was er gepackt hatte. Eine schwarzbraune Stute blieb stehen, streckte den Kopf und den Hals aus und zog lange die Luft ein. Man konnte sie nur mit Mühe fortjagen.

Als der Morgen graute, heulten in der Schlucht



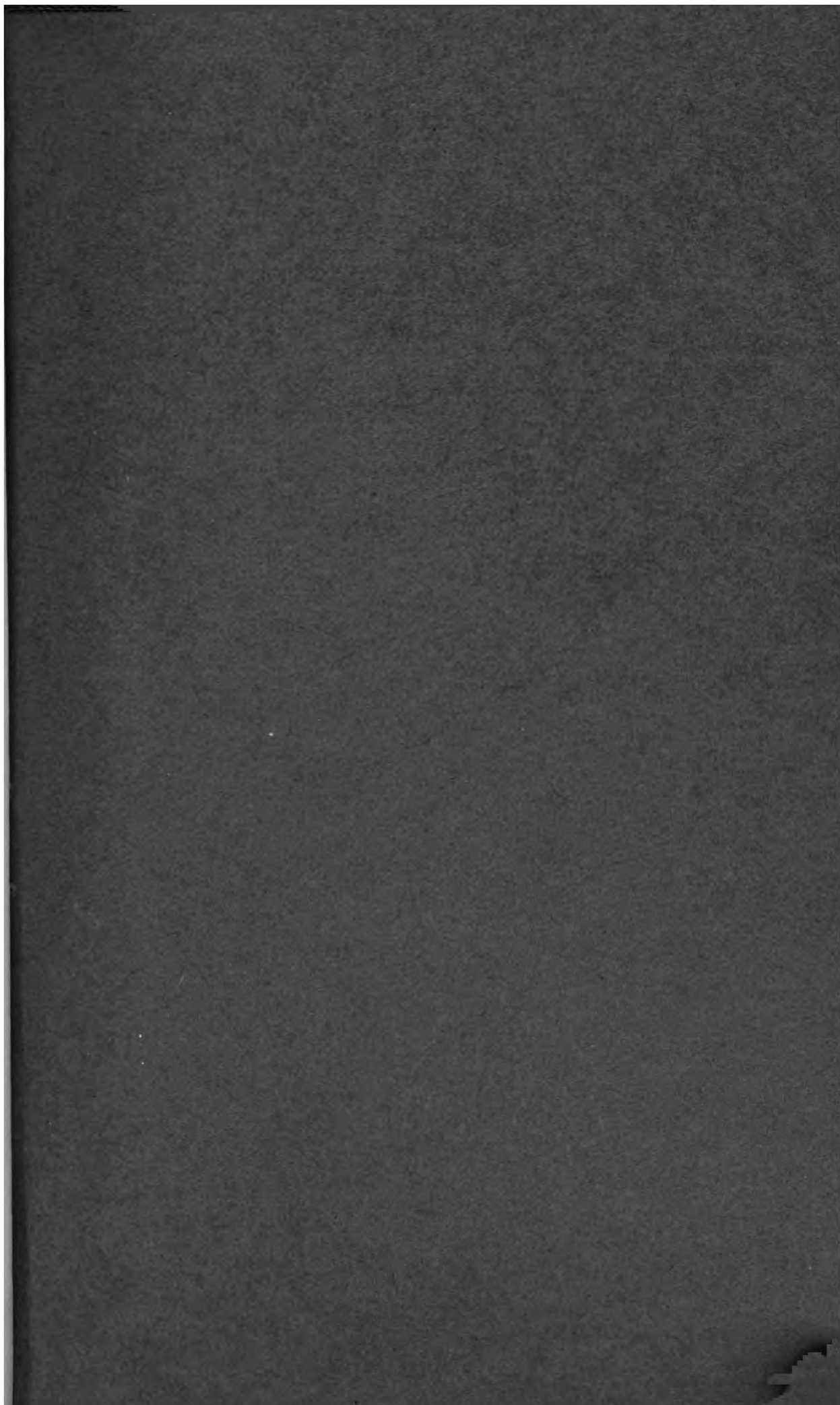
des alten Waldes im verwachsenen Unterholz der Richtung freudig dickköpfige, junge Wölfe. Es waren ihrer fünf: vier fast gleich große, ein kleiner, dessen Kopf größer war, als sein Rumpf. Eine hagere, sich haarende Wölfin, die ihren vollen Leib über den Boden fortschleppte, kam aus dem Gesträuch und setzte sich zu den jungen Wölflein. Die jungen standen im Halbkreise ihr gegenüber. Sie ging an den kleinsten heran, senkte die Rute, drückte die Schnauze herunter, machte einige krampfhaftige Bewegungen, öffnete den Rachen mit den starrenden Zähnen, blähte sich und spie ein großes Stück Pferdefleisch aus. Die größeren Wölflein kamen auf sie zu, aber sie trat ihnen drohend entgegen und gab alles dem Kleinen. Der Kleine ergriff ärgerlich brüllend das Pferdefleisch, zog es unter sich und begann zu fressen. Ebenso spie die Wölfin dem zweiten und dritten, allen fünf etwas hin, dann legte sie sich ihnen gegenüber nieder und ruhte aus.

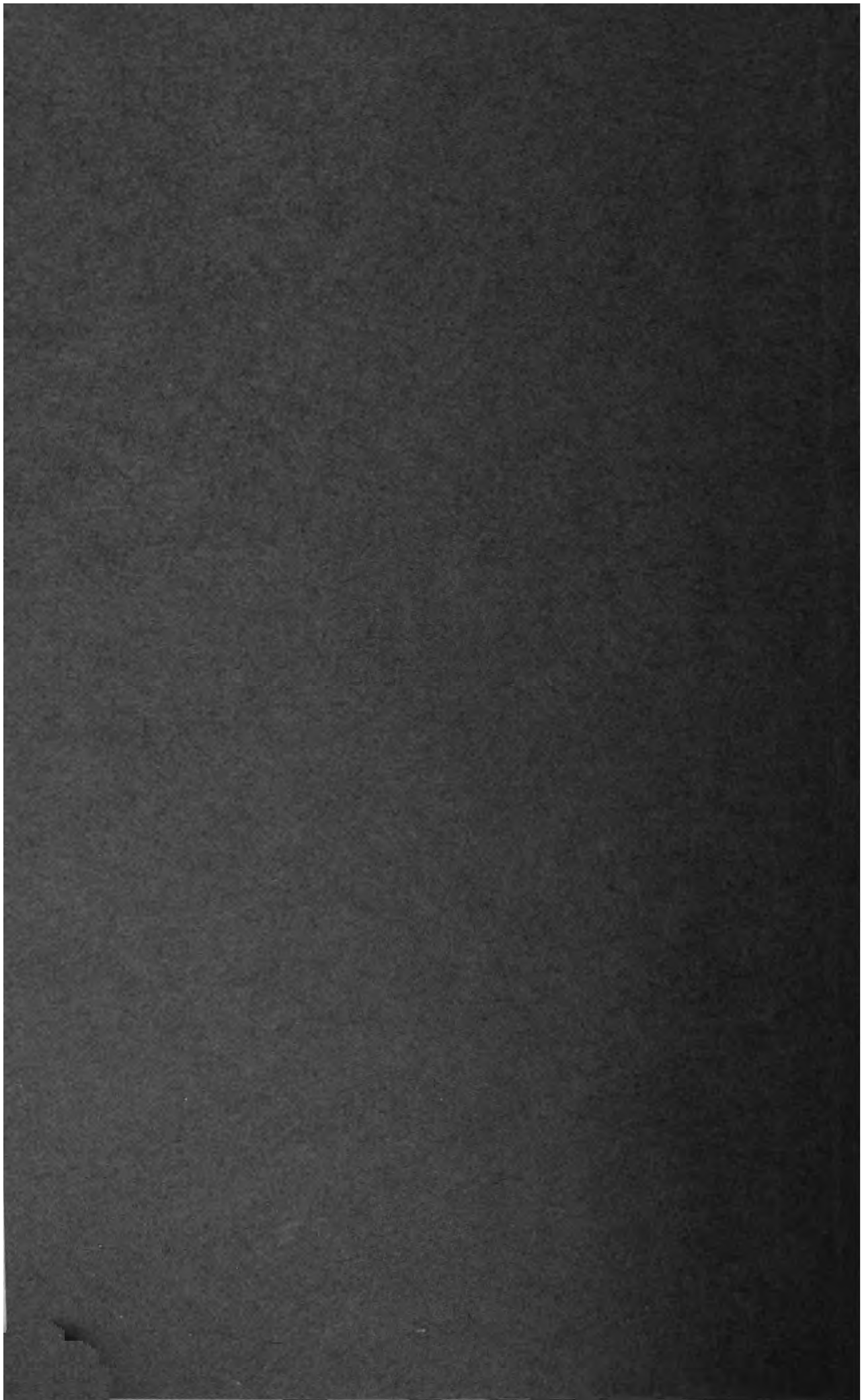
Eine Woche später lagen bei dem Ziegelschuppen nur ein großer Schädel und zwei Schulterblätter — alles übrige war verschleppt worden. Im Sommer nahm ein Bauer, der Knochen sammelte, auch diese Schulterblätter und den Schädel und brachte sie in den Handel.

Den toten Leib Sierpuhowskijs, der essend und trinkend durch die Welt gewandelt war, verscharrte man viel später in die Erde. Weder seine Haut,

noch sein Fleisch, noch seine Knochen waren zu irgend etwas nützlich, und wie schon 20 Jahre lang sein durch die Welt wandernder toter Körper allen eine große Last gewesen war, so war auch das Einscharrren dieses Körpers in die Erde nur eine überflüssige Bemühung für die Menschen. Er war schon längst niemandem nötig, er war schon längst allen eine Last! Trotzdem fanden die Toten, die die Toten begraben, es für nötig, den bald in Fäulnis übergehenden, aufgedunsenen Körper in eine schöne Uniform, in schöne Stiefel zu kleiden, in einen neuen, schönen Sarg mit neuen Quasten an den vier Ecken zu legen, dann diesen neuen Sarg in einen zweiten bleiernen zu legen, ihn nach Moskau zu bringen, dort lang begrabene menschliche Gebeine auszugraben und hier gerade diesen faulenden von Würmern wimmelnden Körper in der neuen Uniform und den feinen Stiefeln zu bergen und alles mit Erde zuzuschütten.







1603



